

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



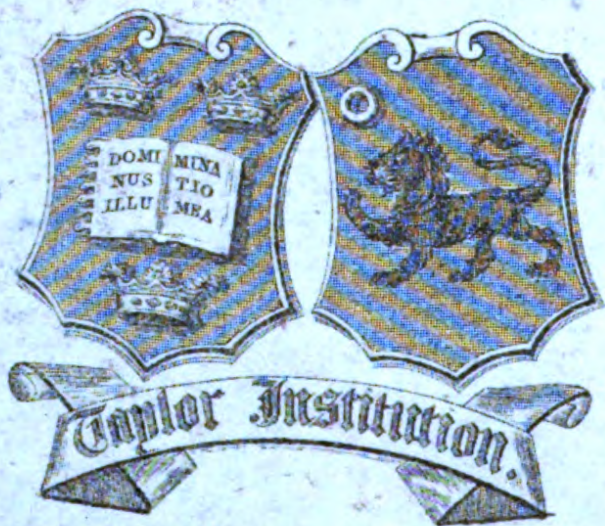
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



✓

162 ~~let~~

C 02





Das namenlose Schloß.

Roman

von

Maurus Jokai.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1879.

Verlag von Otto Sanke.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erster Theil: Die Brigade Cytherens.	
1. Kapitel	1
2. "	20
3. "	29
4. "	60
Zweiter Theil: Die Heimat der Anekdoten.	
1. Kapitel	79
2. "	96
3. "	120
Dritter Theil: Die feenhafte Herrin der Rassen.	
1. Kapitel	135
2. "	146
3. "	160
4. "	177
Vierter Theil: Satan Laczi.	
1. Kapitel	201
2. "	213
3. "	227

Erster Theil.

Die Brigade Entherens.

Erstes Kapitel.

Der Schnee fiel so dicht, daß, wer diese stille Gasse sah, glauben konnte, daß er in Petersburg sei; es war aber die Rue des Durs, eine der Seitengassen der Straße St. Martin.

Die Straße ist ganz leer, woran vielleicht nur das Schuld ist, daß der Pariser es nicht liebt, sich im Schneegestöber herumzutreiben. Möglich, daß es noch einen anderen Grund giebt. Die Rue des Durs ist übrigens auch sonst nicht sehr besucht, und auch die Hauptstraße St. Martin selbst ist dadurch bekannt, daß sie von sieben Uhr Abends bis halb zwölf ganz stille ist, bis nicht die vom Theater heimkehrenden Wagen sie zu durchrasseln beginnen. An Gasbeleuchtung denkt noch Niemand.

Eine im Winde hin- und herflackernde Oellampe kämpft mit der Finsterniß vor einem jener altväterischen Häuser, welche noch das ehemalige Paris repräsentirten. In der

tiefen Nische vor dem niederen Thoreingang ist noch eine steinerne Statue jener seligsten Jungfrau zu sehen, welche ein Soldat der Fronde in seinem Zorn darüber, daß er all' sein Geld im Würfelspiel verloren, mit seinem Dolch zerspalten hatte. Natürlich ist der Gottlose eines schrecklichen Todes gestorben, wie dies auf den fünf Denkmünzen der *Madonne aux medaillons* verewigt ist. Wenn der Wind die Flamme der Lampe nach dieser Richtung wirft, dann wird die vom Alter gebräunte Statue für einen Augenblick sichtbar. Wenn aber der Wind das Lampenlicht nach der andern Seite bläst, dann beleuchtet dieses die Gestalt eines kleinen, vor Kälte zitternden Mädchens, das sich bebend in die Tiefe des Thoreinganges zurückzieht. Seine ganze Gestalt ist in ein grobes, baumwollenes Umhängtuch gehüllt, das einst roth gewesen, nun aber schon fahl geworden und groß genug ist, um auch seine Füße zu bedecken.

Von Zeit zu Zeit taucht aus dem Nebelschleier der fallenden Schneeflocken die Gestalt eines Mannes auf, der in eine Blouse aus grobem Stoff gekleidet ist; er gelangt aber nie bis zum Lampenlicht; sondern, wie er in die Nähe des Thores kommt, macht er Kehrt und geht zurück. Dann kommt er wieder zum Vorschein. Eine seltsame Zeit, die er sich für seine Promenade gewählt hat. Auf den Uhren schlägt es Zehn. Um diese Zeit befindet sich jeder Patriot und ehrsame Staatsbürger, der das Quartier St. Martin bewohnt, bereits zu Hause und liest im „*Moniteur*“ jene Kraftartikel, welche die Engländer so unbarmherzig abtrumpfen; kommen auch ein paar verspätete Wanderer von irgend woher,

so sind ihre Schritte in dem frisch gefallenen Schnee nicht zu hören, und ihr Nahen wird nur durch die Handlaternen wahrnehmbar, ohne welche ein anständiger Mensch im Beginne dieses Jahrhunderts nicht auszugehen pflegte, und die er, wenn er aus dem Kaffeehaus heimkehrte, aus der Tasche zog, öffnete, die in ihr befindliche Wachskerze anzündete, und hierdurch den Beweis erbrachte, daß er weder ein Einbrecher noch ein Verschwörer ist.

Der eine der Männer ist groß, breitschultrig, mit dem Ausdruck harter Verslossenheit in den regelmäßigen Zügen. Auf seinem glattrasirten Kinn befindet sich ein rundes Grübchen. Seine Augenbrauen sind dicht und grade; in sein Gesicht schneidet von beiden Seiten ein halbmondförmiger Backenbart ein. Auf dem Kopf trägt er einen rauhhaarigen, hohen Castorhut, an den Füßen Lackstiefel mit umgestülpten Schäften, in jener Hand, mit welcher er den über die Schulter geworfenen Mantel emporhält, die Messinglampe und in der andern Hand schwingt er einen gewaltigen Knotenstock, wie dies in jener Zeit allgemeine Mode war.

Der Andere, der in die Fußtapfen des Ersteren tritt, ist von kleiner, untersehter Gestalt; er trägt einen Hut, der in die Form eines Krähenschnabels ausläuft; unter der langen Bedingote ragen die beiden noch längeren Schöße des Fracks hervor, der die Absätze der Stiefel lehrt, während ein seidenes Schnupftuch aus einer der Taschen heraushängt. Der Hintermann ist sichtlich bestrebt, dem vor ihm Gehenden auf die Hacken zu treten, während dieser sich alle Mühe giebt, dies nicht zuzulassen.

Als der größere der beiden Mitbürger vor das, von dem Flackerlicht der Lampe zeitweilig erhellte Thor gelangt war, hatte der Wettlauf Beider augenscheinlich sein Ende, und begannen die Vorbereitungen zum Eintritt durch das Thor. Damals gab es noch nicht jene zur Schlaflosigkeit verurtheilten Galeerenflaven, die wir Portiers nennen; höchstens fand man solche in den herrschaftlichen Palästen. Anständige Leute trugen ihren Thorschlüssel mit sich und öffneten sich selbst das Thor.

Das kleine Mädchen im Winkel begann nun zu ächzen.

„Sieh da!“ sprach der Größere der beiden Männer, „ein kleines Mädchen!“

„In der That! Nun, Kleine, was wollen denn Sie hier?“ fragte der Kleinere, während er das Antlitz des Kindes mit seiner Lampe zu beleuchten suchte.

Dieses brach aber nun in helles Weinen aus.

„Die Mama! ich will zur Mama!“

„Und wer ist denn Ihre Mama? fragte der Größere.

„Meine Mama ist die Gräfin.“

„Wie heißt sie? Was ist sie für eine Gräfin?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wo wohnt sie denn also?“

„Im Palais.“

„Ja, aber in welcher Gasse?“

„Das weiß ich nicht!“

„Ein wahres Pariser Kind!“ brummte der Kleinere dazwischen. „Das weiß sie, daß ihre Mutter eine Gräfin ist und ein Palais hat; das aber sie zu lehren, wie diese

heißt und in welcher Gasse sie wohnt, das hat man überflüssig befunden."

"Wie sind Sie denn aber hierher gekommen, kleine Komtesse?" fragte wieder der Größere.

"Ja, das weiß die Diana."

"Wer ist denn diese Diana?"

"Wer soll's sein? der Mama ihre Diana!"

"Erlauben Sie," sprach der Kleinere, "daß ich Sie ausfrage. Diese Diana ist Jemand, der Sie ankleidet. Nicht wahr?"

"Umgekehrt. Sie hat mich ausgezogen. Sehen Sie nur! Ich habe nichts weiter auf mir als diesen Rock, und dieses häßliche Umhängetuch."

Bei diesen Worten schlug sie das rothe Tuch, in das sie gehüllt war, auseinander, und zeigte, wie leicht sie unter demselben gekleidet war. In der That hatte sie nichts Anderes als jenes weiße Kleidungsstück auf sich, in welchem es nicht Brauch ist, die Schwelle des Ankleidezimmers zu überschreiten, und dessen Name aus Gründen, die nicht zu eruiiren sind, in der heutigen Welt für Rechnung eines unserer Lieblingsstänze mit Beschlagnahme belegt ist.

Das Kind mochte etwa acht Jahre alt sein; der Mode jener Zeit gemäß trugen die kleinen Mädchen eben so lange und eng anliegende Unterröcke und Hemden wie die Großmamas.

"Ach armes Kind!" sagte hierauf tief gerührt der jüngere der beiden Männer, und als er sah, daß die dünnen Saffianschuhe des kleinen Mädchens völlig im Schnee ver-

funken waren, nahm er das bebende Geschöpf rasch in seine Arme, und begann das Kind, nachdem er es in das große Tuch gehüllt, in freundlicher Weise zum Plaudern zu bewegen. „Fürchten Sie nichts! Und wie Sie durchfroren sind!“

„Aber diese Diana! Weshalb hat sie Sie denn so ausgekleidet?“ fragte der alte Mann weiter. „Sagen Sie doch: wie hat denn die Geschichte begonnen?“

„Nun, die Mama hat heute Morgen der Diana eine Maulschelle gegeben.“

„Ach so! Also ist die Diana doch eine Dienerin!“

„Freilich. Was sollte sie denn auch sonst sein?“

„Nun, sie könnte ebenso gut auch eine Göttin oder ein Jagdhund sein.“

„Dann ist die Mama heute Abends in die Oper gegangen, der Diana aber hat sie befohlen, mich auf den Kinderball zu den Marquis'schen zu bringen. Sie solle mir schön mein Seidenkleid anziehen, und mir auch meine Ohrgehänge, mein Bracelet, und meine Halskette anlegen. Statt dessen hat mich Diana hierher in diese Gasse gebracht, hat mich hier aus dem Wagen steigen lassen, hat mir mein Seidenkleid ausgezogen, hat mir mein Bracelet, meine Halskette, meine Ohrgehänge weggenommen, und hat mich dann hier unter dem Thor gelassen. Warum, weiß ich nicht. Ist ja doch hier keine Musik. Dann, wo sind denn meine schönen Kleider hingekommen?“

„Das auch noch! Es ist noch gut, daß sie Ihnen dieses abgetragene Tuch umgeworfen hat; sonst hätte die

Mama morgen keine kleine Comtesse," sagte der ältere Herr; dann wendete er sich an seinen Gefährten, brummend: „Was machen wir nun mit dieser Geschichte?"

„Hier auf der Gasse können wir das arme Kind doch nicht lassen. Das wäre eine Unmenschlichkeit," sagte der Jüngere.

„Und sie zu uns nehmen, hat gleichfalls sein Mißliches."

„Ach! wir werden uns doch nicht vor einem unschuldigen kleinen Kinde fürchten, das nicht einmal den Namen seiner Mutter weiß!"

„Das glaube ich, daß sie diesen nicht weiß; hält aber ihre Mutter zwei, drei Liebhaber, dann wette ich, daß sie den Namen aller wisse. Ich kenne die Pariser Kinder."

„Was sollen denn wir dann aber mit ihr beginnen?"

„Es wäre gut, wenn wir sie hinauf in die Conciergerie tragen würden."

„Ich dachte, für uns wäre es doch am besten, die Polizei nicht zu stören, wenn sie schläft."

Das Wörtchen „uns" war mit eigenthümlicher Betonung ausgesprochen.

„Ja, in unsere Wohnung können wir sie aber doch nicht bringen. Sie wissen ja doch —"

„Ach! da habe ich einen guten Einfall! Dieses unschuldige Geschöpf hat die Vorsehung nun auf unseren Weg gesendet. Wir können zwei gute Thaten auf einmal verrichten."

„Topp! das ist wahr!" sagte der Alte. „Ich verstehe Sie. Sie haben vollkommen Recht. Erlauben Sie, daß ich

vorangehe. Während Sie das Thor schließen, eile ich voraus, und bringe Alles in Ordnung. Nehmen Sie nun dieses arme, kleine Wesen mit sich. Fürchten Sie nichts, Comteßchen! Es geschieht Ihnen gar nichts zuleide. Morgen wird Ihnen dann der Name der Mama einfallen, oder die Mama wird Sie auffuchen lassen. Jetzt aber gehen wir anstatt auf den Kinderball, auf den guten Federball."

"So schön!" antwortete das Kind in verdrießlichem Tone. „Und wie schön meine Haare gebrannt sind!"

Bei diesen Worten zog sie das Tuch vom Kopfe und in die herrlichsten Ringe gedrehte, goldgelbe Locken, wie sie nur je eine kleine Comtesse getragen, quollen hervor.

Der ältere Herr öffnete nun das Thor; der jüngere blieb zurück, es zu schließen; jener eilte indessen auf einer stark ausgetretenen Holztreppe in das Stockwerk hinauf, während der jüngere langsam folgte, wie Jemand, der fürchtet, daß er mit seiner zarten Bürde fallen oder an etwas stoßen könne.

Als er mit dem kleinen Mädchen im Arme zu der auf die Stiege gehenden Thür gelangte, kam ihm der alte Herr bereits entgegen und sagte, daß Alles in Ordnung sei.

Von dem finstern Gang traten sie in ein noch finsterees Vorzimmer. Von diesem führte eine mit altväterischem Schnitzwerk verzierte Flügelthür in ein gewölbtes mit alten Tapeten versehenes Zimmer, welches die in einem Armleuchter befindlichen zwei argandischen Kerzen nicht zu erhellen vermochten.

Dem kleinen Gast fiel es erst hier ein, zu erschrecken.

„Aber hören Sie, werden Sie mich nicht umbringen?“

„Haha!“ lachte der alte Herr auf, „Sie werden uns doch nicht für Croque-mitaines halten, die kleine Kinder verspeisen?“

„Haben etwa auch Sie ein kleines Mädchen?“

Der alte Herr war durch diese Frage empfindlich berührt.

„Nein, mein liebes Kind. Wir haben nicht einmal eine Frau, folglich können wir auch nicht ein kleines Mädchen haben.“

„Die Mama hat auch keinen Mann,“ platzte die Kleine heraus.

„Ach Kind, das ist was Anderes. Deshalb aber wissen doch auch wir, wie man mit einem kleinen Mädchen umgehen muß.“

Währenddem zog er der Kleinen die Schuhe und die durchnähten Strümpfe aus, rieb ihre Füße mit einem Stück Flanell und legte sie in das offene Bett, das, von schweren, farbegebleichten Damastvorhängen beschattet, in dem Alkoven stand.

„Ei, wie warm dieses Bett ist,“ jagte die Kleine, „als wenn es Jemand soeben verlassen hätte.“

Der alte Herr gerieth in Verlegenheit.

„Habe ich es doch mit der Gluthpfanne ausgemärmt!“

„Woher haben Sie aber die glühenden Kohlen genommen?“

„Was das für ein neugieriges kleines Ding ist!“

murmelte der alte Herr. „Aber sagen Sie doch, liebes Kind, pflegen Sie vor dem Einschlafen zu beten?“

„Oh nein! Mama sagt, daß wir dazu Zeit haben, wenn wir einmal alt sind.“

„Eine treffliche aufgeklärte Dame! aber eine Tasse Eierpunsch wird, glaube ich, nicht gegen Ihre Ueberzeugungen sein. Und vielleicht wird sich auch ein kleines Bisquit und etwa auch eine Pastetenschnitte noch irgendwie unterbringen lassen.“

Der unverhoffte Gast zeigte sich ganz getröstet, als man vor ihm von Lederbissen sprach, und ließ sich den Punsch, welchen der Jüngere gekocht, und Pastete und Badwerk, die der alte Herr aus seinen Taschen hervorgeholt, wohl schmecken. Nach einer Weile fragte das Kind in aufdringlicher Weise, warum man nicht Alles, was sich auf dem Teller befand, ihm gebe, warum man einen Theil des Punsches und des Confects in das Nebenzimmer trage, wie verhätschelte Kinder zu thun pflegen. Und als man ihre Neugier nicht befriedigte, begann sie zu weinen, und gar bitterlich klang ihr Gejammer nach der „Mama, der lieben Mama, der einzig geliebten Mama!“ Die beiden Männer thaten ihr Möglichstes, sie zu beruhigen. Endlich stöberte der Jüngere irgendwo eine schöne, große, angekleidete Puppe auf, und diese brachte er ihr. Hiermit hatte alles Weinen sofort sein Ende; das Kind langte mit vielem Behagen nach dem Spielzeug; „ach welche liebe, schöne Puppe! welch goldiges Püppchen!“ Dann hatte die Kleine mit der Puppe so lange zu plaudern, diese an ihre Brust zu schließen, sie, während sie deren Kopf

neben sich legte und ihr ein Ammenliedchen vorsummte, so lange einzuschläfern, bis endlich alle Beide glücklich einschliefen (Das heißt: was die Puppe betrifft, so können wir mit aller Zuversicht dafür gutstehen, daß diese schlief!)

„Sie schläft schon,“ flüsterte der Ältere, während er die Bettvorhänge zusammenzog; dann kehrte er auf den Fußspitzen zu dem Jüngeren zurück, der indessen das Feuer im Kamin angefacht und es mit der Kohlenschaufel geschürt hatte.

„S'ist aber auch Zeit!“ brummte dieser. „Hier können wir nicht länger bleiben. Wissen Sie, was mit dem Herzog geschehen ist?“

„Ich weiß es: man hat ihn zum Tode verurtheilt. Morgen wird man ihn hinrichten. Und was haben Sie entdeckt?“

„Einen Fuchs auf der Fährte eines Löwen,“ sagte der Junge, unwirsch seufzend. „Der, der so viele eitle Hoffnungen auf einmal erweckt hatte, ist nichts weiter als ein Betrüger: Leon Maria Hervagault, der Sohn eines Schneiders von St. Leu; der wirkliche Dauphin, der Sohn Ludwig's XVI. ist in der That gestorben, nachdem er durch drei Jahre Schusterlehrling bei Meister Simon gewesen, und zwar, wie die entsendete hohe Kommission konstatirte, eines natürlichen Todes: und damit die spätere Generation nicht einmal nach ihm suchen könne, begrub man ihn in ungelöschtem Kalk in der St. Margarethen-Kapelle.“

„Nun bezüglich Monsieur's*) war man nicht so stru-

*) Der Graf von der Provence, später Ludwig XVIII.

pulös," bemerkte der alte Herr, während er unruhig im Zimmer auf- und abschrift. „Soeben erhielt ich von meinem Agenten ein Schreiben vom Rhein; er schreibt, daß man Monsieur in Dillingen meuchlings erschossen habe.“

„Auch ihn! dann“

„Stille! Ist's doch, als wenn dieses Kind noch immer nicht schlief.“

„Was versteht denn dieses von dem, was wir sprechen.“

„Und doch ist's mir lieber, wenn wir vorsichtig sind,“ entgegnete der Aeltere, während er seine Zimmerpromenade einstellte. „Hier ist nun Alles zu Ende. Wir müssen unseren Schatz an einen sicheren Ort bringen. Bisher war es ein guter Gedanke, ihn gerade vor dem Eingang in die Höhle des Löwen zu verbergen. Man suchte ihn überall, nur in der Nähe nicht. Das können wir aber nicht länger wagen. Wir müssen mit ihm noch diese Nacht von hier flüchten.“

„Ich weiß es. Der Plan zur Flucht ist schon seit Tagen fertig. Das Schwierigste ist aber, mit ihm aus diesem Hause zu kommen. Man bewacht dasselbe Tag und Nacht. Doch der Zufall hat da eine sehr gute Idee geliefert.“

„Ich verstehe Sie!“

„Wir Beide haben uns gewöhnt, unsere gegenseitigen Gedanken auch dann zu errathen, wenn uns Reiche trennen. Die größere Frage wird aber nun darin bestehen: Wohin sich mit ihm bergen? Die Hand unserer Feinde reicht überall hin, und wo ihre Augen das erblicken, was sie suchen, dort

ist es verloren. Selbst England ist keine sichere Zufluchtsstätte. Die Kugel von Dillingen gelangt auch dorthin."

"Dies ist's, was nun die größte Sorge macht," sprach der Jüngere, "denn wenn wir unseren Schatz in ein anderes Land bringen, wo es gute Ordnung und ein gesichertes gesellschaftliches Leben giebt, so giebt es dort auch Polizei, wo aber Polizei ist, kommt man jedem Geheimniß auf die Spur. Wenn wir ihn aber in ein Land bringen, wo sich keine Polizei in den Lauf der Welt mengt, so sind dort wieder so gefährdete Zustände, daß man es nicht wagen kann, sich dort niederzulassen."

"Ich werde Ihnen etwas sagen. Ich weiß ein Land in Europa, in welchem es gute Ordnung und keine Polizei giebt, wo bei vollständiger Sicherheit Niemand durch die Behörde beunruhigt wird, und was die Hauptsache: einen solchen Ort, der extra ictum, außerhalb der Schußweite liegt."

"Nun, da bin ich neugierig, wo das sein kann."

"Nehmen Sie die Landkarte zur Hand. Ich werde Sie auf ihr an diesen Ort hinführen; und dann wollen wir Punkt für Punkt die Route feststellen, auf welcher Sie ungehindert dorthin flüchten können."

Die beiden Männer breiteten eine große Karte von Europa auf den Tisch und begannen, über dieselbe gebeugt, auf ihr mit großer Aufmerksamkeit Anmerkungen zu machen, während sie zwischendurch leise, kaum verständliche Worte flüsterten.

Endlich waren sie in Etwas übereingekommen.

„So wird es sehr gut sein.“

Sie waren mit dem Plan sehr zufrieden. Sie legten die Karte wieder zusammen und der Jüngere steckte sie in die Tasche.

„Also noch diese Nacht,“ sprach der Letztere.

„Sie werden das stählerne Kästchen mit sich nehmen. Ich übergebe Ihnen den Schlüssel zu demselben. In ihm befinden sich alle Dokumente; ferner sechs Stück Hemden, auf welche die Mutter selbst das bekannte Merkmal gestickt hat. Außerdem eine Million Francs in englischen Bankanweisungen. Zu diesen werden Sie aber erst im Falle der letzten Noth greifen. Allmonatlich wird Ihnen das bewußte Bankhaus dreitausend Francs senden. Dies wird Ihnen für das Nothwendigste genügen. Wenn es die Situation erheischen wird, so wenden Sie auch eine größere Summe auf. Sie wissen was auf dem Spiele steht. Ihr eigenes Vermögen sparen Sie für schwierigere Zeiten auf. Es ist an gutem Ort untergebracht; die Zinsen werden das Kapital vermehren, Sind unsere beiden Getreuen verständigt?“

„Sie warten tagtäglich auf mich, ohne ihren Platz zu verlassen.“

„Sobald Sie über der Grenze Frankreichs sind, verständigen Sie mich auf den bewußten Wegen. Bis dahin werde ich unruhig sein. Bis ich nicht Nachricht von Ihnen erhalte, werde ich täglich von Ihnen träumen, werde mir die Karten legen, werde mir aus diesen deuten, was geschehen ist. Ich werde gänzlich zum alten Weibe werden. Ich be-

dauere, daß ich nicht mit Ihnen weiter gehen kann; ich bin aber schon sehr stark markirt. Sie sind noch ein neuer Mensch, sind noch nicht in das schwarze Buch eingetragen. Sie können meine bisherige Rolle übernehmen. Mich würde man sofort festnehmen, sobald ich versuchen würde, mich von meinem Platz zu rühren. Und doch bin ich der Erfahrenere.“

„Vertrauen Sie meiner Gewandtheit,“ sprach der Jüngere, während er das reich mit Gold verzierte Stahlkästchen hervorholte.

„An der zweifle ich nicht. Die Aufgabe paßt jedoch nicht für einen jungen Mann. Bedenken Sie, welches Schicksal Ihrer harrt.“

„Ich habe meine Rechnung mit diesem abgeschlossen.“

„Sie werden begraben sein, so gut wie je nur irgend ein Mensch, den man aus der Welt verschwinden ließ. Und was das Entsetzlichste: Sie selbst werden der Wächter Ihres eigenen Gefängnisses sein.“

„Ich werde ein strenger Kerkermeister sein.“

„Schäfer! Kaum sechsundzwanzig Jahre alt! Dann: wer kann wissen, wie lange dieses verdamnte Schicksal dauern wird?“

„Ach, darum ist mir nicht bange. Die jetzt oben sind, werden insgesammt einmal herunterkommen.“

„Sie aber dürfen bis dahin den Zauberkreis nicht verlassen, der um Sie gezogen ist.“

„Ich mag altern, aber nicht sterben bis dahin.“

„Daß Sie bis dahin alt werden, ist noch das geringere Uebel. Wenn aber Jene, die jetzt erst zwölf Jahre alt ist,

nach drei vier Jahren eine aufblühende Jungfrau, hinreißend schön und voll inniger Anhänglichkeit an Sie sein wird, — was wird dann geschehen? Schon jetzt hängt sie sehr an Ihnen; dann wird sie Sie lieben. Sie können dies unmöglich vermeiden, und Sie werden von Erwidierung dieser Liebe nicht einmal träumen dürfen. Haben Sie auch hieran schon gedacht?"

"Ich werde mich so betrachten, als wenn ich der Bewohner eines fremden Planeten wäre."

"Reichen Sie mir die Hand. Sie haben sich zu einer Heldenthat entschlossen, die größer als jene des gefangenen Ritters ist, der sich den eigenen Fuß abgenommen hat, um die Flucht seines an ihn geketteten Fürsten zu ermöglichen."

"Kein Wort weiter über mich! Schläft das Kind?"

"Dieses hier draußen schläft, jenes aber dort drinnen ist wach."

"Gehen wir also zu ihm und verständigen wir es."

Der eine der beiden Männer nahm den zweiarmigen Leuchter, der andere schloß die eiserne Thür des Kamins, und dann begaben sich beide durch die Seitenthür in das Nebenzimmer, worauf es in dem Zimmer, das sie verlassen hatten, finster wurde.

"Dieses" Kind schlief jedoch nicht, sondern horchte, während es sich auf der einen aufgestützten Hand in seinem Bette hoch erhoben hatte, aufmerksam hinter den Bettvorhängen, und mit der andern Hand hielt es den Hals der wachslöppigen Puppe fest umschlossen, als wollte es auch diese davor bewahren, auch nur einen Laut von sich zu geben.

Einige Augenblicke nach der Entfernung der beiden Männer war es finster im Zimmer geworden. Nur ein Lichtstrahl, der durch das Schlüßelloch drang, floß durch das Dunkel dahin.

Das Kind sprang aus dem Bette, lief zur Thüre, wobei es sorgsam bedacht war, kein Geräusch zu machen, und lugte spähend durch's Schlüßelloch.

Da näherten sich plötzlich Schritte der Thüre. Bis diese sich öffnete, war das Kind mit Blitzesschnelle wieder in's Bett gehuscht und hatte die Decke über sich gezogen.

Der ältere Herr trat ein.

Er brachte keine Kerze mit sich; er ließ nur die Thür offen, aus welcher Licht hereinfiel.

Er ging gerade zum Alkoven, leise, auf den Fußspitzen.

Er zog die Vorhänge auseinander und sah nach, ob „diese“ da schlafe.

Als er sich durch seine Augen im Halbdunkel hievon nicht vergewissern konnte, hielt er sein Ohr an das Gesicht des Kindes.

Dieses beruhigte ihn durch ruhiges, langes Athemholen darüber, daß es schlafe.

Da nahm der alte Herr etwas von dem Stuhl, der neben dem Bett stand.

Das Mädchen blickte unter den halbaufgeschlagenen Lidern hervor, und sah, daß es jenes rothe Baumwolltuch sei, in das es gehüllt gewesen. Dieses trägt er in's Nebenzimmer.

Und dann bringt er von eben dort einen schönen, neuen schottischen Wollshawl, und legt diesen auf den Stuhl neben dem Bett.

Dieser Tausch gereicht der Bestohlenen nicht zum Schaden.

Als der alte Herr zum zweitenmale ins Zimmer zurückkehrt, schließt er nicht mehr die Thüre hinter sich, sondern im Nebenzimmer werden die Lichter plötzlich ausgelöscht und nun wird es ganz finster.

In der Finsterniß wird leise geflüstert. Eine Männerstimme schluchzt leise. Eine andere macht „Et!“ und hierauf tritt tiefe Stille ein.

Dem lauschenden Mädchen aber scheint es, als ob in dieser großen Stille sich Jemand durch das Zimmer schleichen würde, der sorgsam bemüht ist, seine Schritte nicht hören zu lassen; die Würfel des Parquetts verrathen diese aber dennoch, indem sie mit leisen Knistern unter der auf ihnen lastenden Fußspitze knarren.

Jemand hat sich von hier weggestohlen.

Das Hausthor öffnet und schließt sich; trotz aller Vorsicht klingt doch auch dies herauf.

Und dann beginnt in der tiefen Finsterniß ein Mann laut und bitterlich zu schluchzen, und es ist zu hören, wie er sich mit der Handfläche vor die Stirne schlägt.

Hierauf tritt wieder eine so große Stille ein, wie wenn alles Leben verstummt. Auf der Straße entsteht ein Wortwechsel, er dauert kurze Zeit, und zieht sich dann allmählig in die Ferne. Das Gerassel eines Wagens, der kommt und sich wieder entfernt, löst jenen ab.

Da loderte das chemische Feuerzeug auf. Im Nebenzimmer werden die Kerzen angezündet und es tritt von dort heraus: der alte Herr — allein.

Es weint hier Niemand.

Der allein gebliebene Herr öffnet wieder die Thür des Kamins und facht abermals das Feuer in diesem an.

Und dann findet er sich bei einer eigenthümlichen Beschäftigung.

Zuerst wirft er allerlei Papierpackete ins Feuer. Dies ginge noch hin. Dann aber folgen allerlei Mädchenkleider, wie sie Kinder von drei bis zu zwölf Jahren tragen. Diese breitet er einzeln vor sich hin, dann wirft er sie zusammengeballt in den Kamin. Es sind schöne Kleidchen aus kostbaren Stoffen, gestickt und mit Spitzen verziert. Was haben sie verbrochen, daß sie in's Feuer kommen?

Zuletzt bleibt nichts mehr als ein Paar Seidenstrümpfchen. Um diese thut's ihm leid; er steckt sie in den Busen.

Dann beginnt er unruhig im Zimmer auf- und abzuschreiten, von der Thüre zum verhängten Fenster und wieder zurück. Zuletzt tritt er an den Kamin, reißt dort das Paar Seidenstrümpfe aus dem Busen, läßt sie die Thränen auffangen, welche die Furchen seines Gesichtes entlang rinnen und dann schleudert er auch sie in's Feuer.

Dann wirft er sich in den Lehnstuhl; sein Haupt sinkt auf die Brust herab und in dieser Stellung verbleibt er unbeweglich.

Zweites Kapitel.

Der jüngere Herr trat zum Thor hinaus. Als er in den Lichtkreis der Lampe gelangt war, zeigte sich an ihm dieselbe Kleidung wie vorhin; in seinen Armen trug er ein kleines Mädchen, das in dasselbe farbengebleichte, rothe Baumwolltuch gehüllt war und zu dem er in aufmunternden Schmeicheltönen sprach, hinlänglich laut, daß es Jedermann hören konnte:

„Nun wird die kleine Komtesse also doch selbst das Palais der Mama herauszufinden wissen? Vor demselben steht ein Springbrunnen? Und auf diesem steht ein steinerner Mann mit einer dreizackigen Gabel und ein steinernes Fräulein mit einem Fischschwanz? Da wollen wir wohl darauf kommen; gleich werden wir bei der Mama sein.“

Auf die Worte fing die Eingehüllte zu weinen an.

„Um Gotteswillen weinen Sie nicht!“ flüsterte ihr der Mann zu.

Wenn es aber einem kleinen Mädchen so schwer fällt, es zuwege zu bringen, daß sie nicht weine, wenn man ihr sagt, „gleich werden wir bei der Mama sein“ — wenn diese Mama schon längst in den Himmel gegangen ist, — und auf welchem Weg in den Himmel gegangen ist!

Indessen kam ihnen ein Mann in grober Blouse, eine eingedrückte Mütze auf dem Kopfe, eine kurze Pfeife im Munde, entgegen. Er stellte sich trunken und taumelte hin und her.

Der junge Herr zog sich gegen die Mauer, um dem Daherkommenden Platz zu machen; doch auch dieser hielt sich gegen die Mauer, und begann mit ihm nach Art der Betrunknen anzubinden.

„Na? Was soll das? Wollen Sie mich vom Trottoir verdrängen? Wollen Sie, daß ich in den Kinnstein trete? Deßhalb weil Sie Stiefel à la boucanier und ich nur Holzschuhe habe? Ich bin so gut Bürger wie Sie! Sind wir nicht gleich?“

Der junge Herr wußte ganz gut, mit wem er es zu thun hatte. Es war sein Mann. Es war der verkappte Spion der Polizei, der die Aufgabe hatte, ihn zu überwachen und sich wie eine Klette an ihn zu hängen.

„Wir sind nicht gleich, Bürger!“ antwortete er ihm in ruhigem Tone. „Denn erstens habe ich ein Kind auf dem Arm, das zudem unglücklich ist; denn es hat sich von seiner Mutter weg verirrt. Der Franzose aber achtet das Kind und das Unglück. Ist das wahr? Honneur au malheur!“

„Sie haben Recht, Bürger. Darüber läßt sich sprechen.“ entgegnete der Blousenmann, während er jenen am Mantel faßte.

„Da es aber kalt ist,“ fuhr der junge Mann fort „und es dringend nöthig ist, daß das arme Kind sehr bald nach Hause komme, so erweisen Sie lieber der Unglücklichen eine Freundlichkeit und laufen Sie an die nächste Ecke und holen Sie den Miethwagen, der die Nacht über dort zu stehen pflegt. Wir werden bis dahin hier warten.“

Der Blousenmann entfernte sich; jedoch nur so weit, daß er seine Leute im Auge behalten konnte, dann ließ er ein eigenthümliches Pfeifen hören und kurz danach wurde das Rasseln der Miethkutsche vernehmbar. Bald stand das mit Leder gedeckte Fuhrwerk mit den drapirten Fenstern und dem dreistufigen Auftritt vor dem Thor.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit, Bürger,“ sagte der junge Mann, während er dem Blousenmann ein Zwanzig-sous-Stück in die Hand drückte. „Hätten Sie aber nicht Zeit, mit uns zu kommen, und uns beim Auffuchen des Hauses behilflich zu sein, gegen gutes Trinkgeld?“

Hätte er ihn nicht hierum ersucht, so hätte es der Blousenmann sicherlich gethan; so aber vermuthete dieser eine Arglist in dem Antrag. Er glaubte, man wolle ihn jetzt unter einem Vorwand von hier weglocken, damit inzwischen der andere Mann aus dem Kreise der Ueberwachung schlüpfen könne.

„Kann nicht, Bürger. Mein Weib wartet zu Hause. Das ist ein gar zänkisches Weib und ich liebe den häuslichen Frieden. Verlassen Sie sich nur auf diesen Kutscher da. Er ist ein geschickter Junge. Nicht wahr, Peroquin? Hast schon gar viele Nachtfahrten in Paris gemacht. Nun schau, daß Du Dir Deine zwanzig Francs für die Stunde gehörig verdienst, Peroquin!“

Auch der Miethkutscher stand im Dienste der geheimen Polizei. Der junge Mann wußte dies ganz gut.

Der Blousenmann schüttelte dann dem jungen Mann freundschaftlich die Hand.

„Adieu! Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt habe. Jetzt ziehe ich mich zurück. Wohin ich mich zurückziehe? Entweder zu meiner Frau oder in die Schenke. Wer kann die Zukunft wissen? Diese zwanzig Sous bringe ich entweder meiner Frau oder dem Branntweinschenker. Das Loos möge entscheiden. Kopf oder Schrift? Ist's Kopf trage ich sie heim, ist's Schrift, vertrinke ich sie.“

Und hiermit warf er das Geldstück in die Höhe; dieses fiel aber mit der Kante in den Schnee und so gab es weder Kopf noch Schrift. Auch ging der Blousenmann weder zu seiner Frau noch in die Schenke, sondern zog sich alsbald, nachdem der junge Mann mit dem kleinen Mädchen sich in den Wagen gesetzt hatte, unter ein Thor zurück, das dem mit der Laterne versehenen Hause gegenüber lag, und beobachtete von da den beweglichen Schatten, welcher auf dem Vorhang des beleuchteten Fensters bald erschien und bald wieder verschwand.

„Und wo fahren wir denn eigentlich hin?“ fragte der Miethkutscher.

„Ja, Bürger, wenn ich das wüßte, dann wäre Alles gut. Das ist's aber gerade, was uns fehlt. Die kleine Comtesse hat sich von ihrer Mama verirrt und weiß nun weder die Gasse noch die Hausnummer. Sie erinnert sich nur darauf, daß das Haus auf einem Platz steht, auf dem sich ein Springbrunnen befindet. Da müssen wir nun sämtliche Springbrunnen der Reihe nach abgehen.“

Der Kutscher fragte nicht weiter, bestieg seinen Vock und begann zu fahren.

Er war der richtige Typus des Pariser Fiakers. Ein glattrasirtes, kupfriges Gesicht mit Nasenlöchern, die vom Schnupftabak geschwärzt waren, goldene Linsen im Ohr, auf dem Kopf eine abgenutzte, schmutzige Perrücke, die ein fettgetränkter Carmagnolhut niederhielt, um den Hals eine endlose Leinwandbinde, in der das ganze Kinn, von den Ohrläppchen bis zur Unterlippe geborgen ist. Seine sonstige Gestalt verdeckt ein schnupftabakfarbiger Mantel, der sieben aufeinander fallende Kragen und lange Ärmel hat, die zum Anziehen sind.

So machten sie sich denn auf, Springbrunnen in Paris zu suchen.

Die beiden ersten Springbrunnen waren nicht die richtigen.

Da nannte der junge Herr dem Kutscher eine Gasse, durch die sie wahrscheinlich am sichersten an ihr wirkliches Ziel gelangen würden.

Das war aber eine enge gewundene Gasse, die rue des blancs manteaux.

Als sie vor ein ebenerdiges Haus gelangt waren, zog der junge Herr die Schnur an, die an dem Arm des Kutschers befestigt war und sagte, daß er hier für einen Augenblick aussteigen wolle.

Als der Wagen hielt, öffnete sich plötzlich die Thür des ebenerdigen Hauses und ein himmelhoher, knochiger, breitschulteriger Mann in Courierstiefeln trat in Begleitung einer wohlbeleibten, handfesten Dame heraus, die ihm auf dem Fuße folgte und in der einen Hand eine Kerze trug, während sie

die Fläche der andern vor diese hielt, damit sie der Wind nicht verlösche.

„Bist Du's Raoul?“ fragte der junge Herr zum Wagen hinaus.

Auf diese Frage antwortete der Lange gar nichts, sondern sprang mit einem Satz zu dem Fiaker hinauf und verklebte ihm mit einem Giestpflaster den Mund. Ehe dieser daran denken konnte, sich zur Wehre zu setzen, war der junge Mann bereits aus dem Wagen gesprungen und hatte seine beiden Arme erfaßt; nun rissen sie ihn vom Boß und trugen ihn so rasch ins Haus, daß er nicht Zeit fand, auch nur einen Laut von sich zu geben.

Die handfeste Dame aber hob das zitternde Mädchen aus dem Wagen und trug es den beiden Männern nach.

Der Fiaker war ein kräftiger Mann, seine beiden Angreifer waren aber noch kräftiger.

Sie trugen ihn in ein Zimmer, dessen Thür auf den Thorweg ging; dort banden sie ihn, verstopften ihm den Mund, zogen ihm den Mantel aus, nahmen ihm die Halsbinde ab, spannten ihn in den Boß und setzten ihn so auf das Bett.

Nachdem er derart zum unschädlichen Zuhörer gemacht war, stellten sie auf dasselbe Bett, auf welchem er mit dem Rücken an die Wand gelehnt, unbeweglich kauerte, einen Toilettespiegel.

„Fürchten Sie nichts, Bürger,“ sagte der Mann in den Courierstiefeln zu ihm. „Es geschieht Ihnen gar nichts zu-

leide. Wir wollen Sie nur porträtiren. Wissen Sie, es ist wegen Ihrer Schönheit.“

Der junge Mann setzte sich hierauf vor den Spiegel, nahm seinen eigenen Bardenbart ab und malte sich dann mit verschiedenen Pinseln ein ebenso kupfriges Gesicht und eine eben solche Tabaknase, wie sie das vor ihm kauernde Original besaß, zwängte sich die Linsen in die Ohren, setzte sich die schlechte Perrücke auf den Kopf und auf diese den Carmagnolhut. Dann wand er sich das umfangreiche Halstuch um den Hals, wobei er mit demselben das so sehr kennzeichnende Kinn bedeckte. Endlich nahm er den Mantel mit den sieben Kragen um, damit er dem ihm vorschwebenden Ideal vollständig gleiche.

„Und jetzt,“ beruhigte der Lange in den Courierstiefeln den Gebundenen, „jetzt seien Sie ganz ohne Sorge; fürchten Sie gar nichts. Längstens morgen um diese Zeit erhalten Sie Ihren Wagen, Ihre Pferde, Ihren Mantel, Ihr Halstuch, und was sonst noch Ihr rechtliches Eigenthum ist, zurück; für den Gebrauch desselben lassen wir, zwanzig Francs für je eine Stunde des Tages gerechnet, Ihnen fünfhundert Francs zurück; zwanzig Francs macht das Trinkgeld. Das Geld wird da in die Tasche Ihres Gilet gesteckt sein. Vergessen Sie nicht darauf. Morgen um elf Uhr Vormittags wird das Milchmädchen zu Ihnen hereinkommen, die wird Sie dann aus Ihrer Zwangslage befreien, und der können Sie dann erzählen, was sie geträumt haben. Dem Polizeikommissär unterlassen Sie nicht, die herzlichsten Grüße von Seite zweier unbekannter Verehrer auszurichten. Bis dahin

aber betragen Sie sich kaltblütig und mit der Ruhe, die Ihrer Lage würdig ist. Auf daß Sie gut schlafen können, werden wir Ihnen schön die Augen verbinden, und wenn Sie etwa doch nicht einschlafen könnten, so sagen Sie sich das Einmaleins her; auch ich mache es stets so, und bis ich zu siebenmalsieben komme, schlafe ich eher ein, als daß ich dahinter käme, wie viel das macht. Gute Nacht, Bürger."

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, die erwähnte wohlbeleibte Dame trat heraus, ein kleiner Knabe klammerte sich an ihren Arm. Aus dem kleinen Mädchen war schon ein Knabe geworden.

Die Dame trug einen Hut mit Straußfedern und war in einen marderverbrämten Sammt-„Widler“ gekleidet, der Knabe aber à la polonaise in weite Hosen, Stiefel mit langen Schäften und eine verbräunte Pifesch, deren Kragen aufgeschlagen war; auf dem Kopfe hatte er eine jener unmalerisch geformten Mützen, deren aufgeschlagene Seitentheile man nur umzuklappen und unter dem Kinn zusammenzuknüpfen braucht, damit man einen Eskimo sehen könne, ohne erst weit gehen zu müssen; außerdem hatte die sorgsame „Mama“ einen riesigen Shawl derart um den Hals des jungen Herrn geschlungen, daß nur dessen Augen und Nasenspitze zu sehen waren.

„Wir sind fertig," sagte die Dame.

Die beiden Männer steckten Pistolen in ihre Seitentaschen. Der junge Herr vertraute ein Kästchen in einem Lederfutteral dem Mann mit den Courierstiefeln an, daß dieser sich sorgfältig um den Hals schnallte. Hierauf stiegen die Dame

und der kleine junge Herr in den Wagen, die beiden Männer auf den Boß und nun rollte der Wagen weiter. Jetzt mußte der Kutscher schon, wohin?

Das Kind war im geschlossenen Wagen in tiefen Schlaf gesunken, wie dies bei Kindern der Fall, wenn sie im Wagen gefahren werden, nachdem ihr nächtlicher Schlaf unterbrochen worden.

Ob es wohl von den Orten träumte, durch welche es gebracht wurde?

Als die schwere Kutsche über jenen alten Platz humpelte, wo ihre Achse noch an einen jener zerstreuten Ecksteine stieß, welche das Fundament einer Königsstatue gebildet hatten, an deren Stelle jetzt ein trauriges Holzgerüst errichtet ist: zwischen zwei Pfählen eine Pflugschar mit schiefer Schneide (die Pflugschar des Todes, die Guillotine), während auf der Mitte des Platzes das Fundament einer begonnenen Riesensäule, zu der feindliche Kanonen das nöthige Material liefern (die Vendômesäule) sich breit macht: ist da dem Kind in seinen Träumen nicht die Gestalt einer bleichen Frau mit einer rothen Linie um den Hals erschienen, um ihren kalten Fuß auf seine Stirn zu hauchen? Als das Fuhrwerk über jene Brücke der Seine rollte, welche noch einzig mit Häusern bebaut war, rief da nicht aus der Seine ein Chor zu ihm hinauf: „Bleib hier!“, der Chor herrenlos dahinschwimmender Köpfe? Als der Wagen in den Schneewehen vor jenem Kastell stecken blieb, das den Namen Schloß „Bagatelle“ trug, klang da aus den Mauern heraus nicht jene Hymne,

welche dieses binnen acht Tagen aufgebaute Zauberſchloß eingeweiht hatte, und dann das Gelächter der kleinen Spielgeſellen dem Kinde in ſeinem Traume wieder? — Und als ſie vor jener kleinen Kirche in St. ſeu hielten, wo ſie des raſcheren Fortkommens halber den Wagen mit einem vierspännigen vertauſchten, iſt da nicht bei der Ankunft des Kindes jenes kleine Glöckchen erklungen, dem man die Zunge ausgeſtößt hatte, als es gewagt hatte, an dem Todestage einer unglücklichen Frau die Menſchen zu einem Trauergebet zu rufen und wofür man auch die Kirche ſelbſt geſtraft, ſie im öffentlichen Aufſtrich verkauft hatte, wo ſie dann der Kaufmann Ottovair um acht Goldſtücke gekauft und aus der Kirche eine Salitre-Niederlage gemacht hatte? Iſt da im Traume des Kindes jene Glocke nicht in gar ſeltſamen Tönen erklungen?

Kinder ſchlafen ſo gut.

Jener aber, der wach war und kuckſchirte, träumte der vielleicht von alledem?

Drittes Kapitel.

Der allein gebliebene alte Herr beſuchte erſt gegen zehn Uhr Morgens ſeinen Gaſt. Dieſmal ſchlieſ derſelbe in Wirklichkeit und erwachte erſt, als die Fenster und Bettvorhänge zurückgezogen wurden und das Licht plötzlich auf ſeine Augenlider wirkte.

Das Kind war jetzt ſehr liebenswürdig, wie Kinder es zu ſein pflegen, wenn ſie ſich gut ausſchlafen konnten.

„Ach, mein Herr, das ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mich aufgeweckt haben. Ich habe sehr gut geschlafen. Das ist in der That ein so gutes kleines Bett wie jenes zu Hause. Wie gut, daß ich die Gouvernante nicht zanken höre. Sie, nicht wahr, Sie pflegen nicht zu zanken? Und doch würde ich es verdienen; ich war gestern Abends sehr schlimm. Ich wollte nicht einschlafen. Und doch waren die Herren so gut gegen mich. Sie haben mir sogar Eierpunsch gegeben, der sehr gut war. Sehen Sie nur, ein Glas voll ist noch von gestern geblieben, den haben gewiß Sie übrig gelassen; der wird für mich gut zum Frühstück sein. Ich liebe den kalten Punsch; Sie dürfen sich nicht wegen mir mit Chokoladefochen plagen.“

Hiermit sprang das Mädchen aus dem Bett, lief mit der unschuldigen Naivetät eines achtjährigen Kindes zu dem Tisch, kauerte sich auf das Sopha, bedeckte die nackten Füße mit dem langen Unterkleid und ließ sich den übrig gebliebenen kalten Punsch, in den sie Bisquit zu tunken begann, wohl schmecken.

„Sehr gut! Apropos! Hat mich die Mama noch nicht suchen lassen?“

„Durchaus nicht, mein Kind. Wir aber wollen uns gleich aufmachen, sie zu suchen. Die Gräfin kann ja noch nicht wissen, daß Sie in Verlust gerathen sind. Glaubt sie doch, daß Sie auf den Kinderball zur Marquise gegangen sind, und wird es sehr natürlich finden, daß man die kleinen Tänzerinnen nicht des Nachts nach Hause läßt, sondern sie schön zur Ruhe bringt, worauf dann die Großen

das Tanzen bis zum Morgen fortsetzen. Um Sie wird man sich bis heute Mittag gar nicht erkundigen."

"Ach, wie liebenswürdig Sie sind! Dies ist mir gar nicht eingefallen. Ich fürchtete, daß Mama zürnen, außer sich sein werde, und dann ist sie so häßlich. Sonst aber ist sie sehr schön; oh, sehr schön! Sie werden schon sehen! Sie kommen doch mit mir zur Mama? Sie werden ihr erzählen, wie Sie mich gefunden haben? Aber das erzählen Sie ihr nicht, wie unartig ich war; und dann, daß ich gefragt habe, ob Sie mich nicht umbringen wollen. Abends fürchte ich mich immer sehr. Kommen Sie her, damit ich Sie küsse. Dieser zweite Kuß gehört für Ihren Freund. Den würde ich nicht küssen, denn er ist ein gar schöner Mann. Sie aber sind so gut. Wie lieb wäre es mir, wenn Sie mein Vater wären!"

Der alte Herr ließ sich durch dieses Geplauder bis zu Thränen rühren.

"Nun, meine Kleine," sagte er zu seinem kleinen Gast, "in diesem Kostume, das nicht für die Gasse ist, können wir uns wahrlich nicht in der Stadt sehen lassen; auch würden wir in ihm die Mama erschrecken. Da will ich denn in einen Modewaarenladen gehen, und Ihnen irgend ein fertiges Kleid bringen. Sagen Sie mir nur, wie bei-
läufig jenes Kleid ausgesehen, das man Ihnen genommen hat?"

"Oh! Eine Grêcque von abulirfarbigem Groß de Naple, vorne mit einer Spizentrompeuse und mit kurzen Ärmeln."

„Ich werde es nicht vergessen. Während ich fort bin wird Niemand hierher kommen.“

„Oh, ich bin gern allein. Bei Tag fürchte ich mich vor gar nichts.“

„Einstweilen spielen Sie mit der Puppe.“

„Eine sehr schöne Puppe, heute Nacht haben wir bei einander geschlafen und so oft ich wach wurde, habe ich sie geküßt.“

„Ich schenke sie Ihnen, wenn sie Ihnen so gut gefallen hat.“

„Ach, ich danke. Die ist Ihnen gewiß von einem lieben Töchterchen geblieben, das gestorben ist?“

„So ist es,“ sprach der alte Herr traurig.

„Ach, dann will ich nicht mit ihr spielen. Dann hebe ich sie in meinem Glasschrank auf; dort setze ich sie in einen Armstuhl. Sie darf nicht auf dem Boden liegen. Ich werde sie Philine heißen. So hat mein Schwesterchen geheißen, das gestorben ist. Setz' Dich zu mir, schöne Philine. — Das habe ich Ihnen noch gar nicht gesagt, wie ich heiße? Sehen Sie wie albern ich bin! Ich weiß nur meinen Taufnamen: Amélie. — Sehen Sie, die Bürgermädchen können leicht den Familiennamen ihrer Mütter lernen; denn wenn Jemand diese sucht, dann fragt er: „Ist Frau Pomponet zu Hause? Ich lasse Frau Rigolmichon grüßen.“ Meine Mama aber nennen alle Leute nur „die Gräfin“; woher soll ich dann aber ihren Familiennamen wissen? Ich nenne sie nur „Mama Thémire“ und ich habe geglaubt, daß das in allen Häusern so ist.“

Das spaßhafte kleine Ding brachte den alten Herrn sogar zum Lachen.

„So könnte ich Ihnen vielleicht irgend ein Buch geben, damit Sie sich nicht langweilen?“

„Haha,“ lachte die Kleine, während sie die Hände zusammenschlug, „das wäre mir erst das Rechte! Lerne ich doch jetzt erst das Alphabet und kann mich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß man eine zweizadige Gabel „i grec“ nennt.“

„Lieber Kleiner unschuldiger Schelm!“ sagte der alte Herr. „Lieben Sie etwa die Blumen?“

Hiermit brachte er einen porzellanenen Blumentopf herbei, in dem sich eine Narcisse befand, vor einem Jahrzehnt die Modeblume der Salons.

Deren Kronblätter waren schneeweiß mit rosenrothen Spitzen, die Dolden dunkelgrün, der Kelch orangegelb. Blumenliebhaber erinnern sich, daß diese im botanischen Katalog einst den Namen Marie Antoinette trug.

„Ach, welche herrlichen Blumen!“ rief das Kind bewundernd aus. „Ach, wenn ich mir nur eine pflücken dürfte?“

„Nur zu.“

Das Kind pflückte eine der Blüthen ab und steckte sie mit kindlicher Koketterie in die Tasche seines Hemdchens.

„Wie heißt diese prächtige Blume?“

„Narcisse.“

Bei diesem Wort sprang das Kind mit vor Freude geröthetem Gesichte auf.

„Sehen Sie, bei diesem Wort fällt mir ein, wo wir wohnen: im Palais des Narcisses! Wissen Sie, wo das ist?“

„Ich kenne es dem Namen nach.“

„Da können Sie mich geradewegs, ohne viel zu fragen nach Hause bringen. O, liebe, theure Blume!“

Und das Kind küßte dankbar die Blume, die ihm den Namen des Palais seiner Mutter gesagt hatte.

„Nun will ich mich aber beeilen, Ihnen den Anzug zu bringen.“

„Und ich will unterdessen Philinen die Geschichte Gargantua's erzählen.“

„Schließen Sie von Innen die Thür und öffnen Sie nur, wenn ich meinen Namen, Alfred Cambray, nenne.“

„O, den zweiten vergesse ich; sagen Sie nur, Papa Alfred. Das merke ich mir.“

Während der alte Herr über die Treppe ging, begann das Kind seiner imaginären Zuhörerin das Ammenmärchen mit lauter Stimme zu erzählen. Kinder, die allein gelassen sind, fürchten sich und darum machen sie Lärm.

Sobald jedoch das Geräusch, mit welchem das Thor ins Schloß fiel, verkündete, daß der alte Herr das Haus verlassen habe, sprang die Kleine auf und begann das Zimmer zu durchsuchen. Sie schnüffelte in allen Winkeln herum. Dann trat sie in's Nebenzimmer; sie riß dort alle Läden auf und durchstöberte Alles. Ist es ja doch auch Kinderbrauch, an fremden Orten herumzuspähen. Was kann da die Neugier nicht Alles an Interessantem, an Absonderlichem finden. Als sie von ihrer Untersuchung in's erste Zimmer

zurückkehrte, bemerkte sie plötzlich, daß Papierstücke auf dem Teppich verstreut seien. Sie ließ dieselben auf und versuchte sie dann auf dem Tisch zusammenzulegen, bis aus den Theilchen allmählig das ganze Blatt geworden war.

Dann ließ sie mit aller Leichtigkeit, was auf demselben geschrieben stand. Und doch war's eine ziemlich krause Männerschrift. Sie hatte übrigens Zeit hierzu; der alte Herr mußte bis in die Passage Colbert gehen, um ein Modewaarenlager zu finden.

Als sich die Tritte des alten Herren auf der Stiege hören ließen, streifte sie die Papierstückchen vom Tisch und eilte, ihm zu öffnen, ehe er noch angepocht hatte; und als er ihr das Kleid zeigte, das er mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude und tanzte und lachte und küßte die Hände des Spenders.

„Gerade so war mein Ballkleid! Genau so! Nur ist dieses hier noch viel schöner!“

Der alte Herr kleidete die Kleine so gewandt an, als hätte er sich gar viel mit Derartigem beschäftigt; als sie fertig waren, sah er um sich und erblickte die Papierstücke auf dem Teppich; er lehrte sie zusammen und warf sie in's Feuer.

Auch Herr Cambray hatte sich schon an dem versucht, was außer ihm schon Viele versucht hatten, wie nämlich der Geist des Menschen gleichzeitig auf zwei verschiedenen Wegen einherschreiten könne? als wenn zwei Flügelrosse verschiedener Richtung vor seinen Karren gespannt wären, von denen das eine diesen hierher, das andere ihn dorthin zu ziehen suchen würde. Als die Mittagsglocken ertönten, zog

ihn der eine Gedankengang hinter den Flüchtlingen einher; ob diese wohl glücklich entkommen und bereits jenseits der Bannmeile von Paris seien; ob sie wohl innerhalb dieser zwölf Stunden einen hinlänglichen Vorsprung vor ihren Verfolgern gewonnen haben könnten, wenn diese auf ihre Spur gelangen? Der andere beunruhigende Gedanke zog ihn zu der namenlosen Gräfin hin; diese mußte nun doch schon erfahren haben, daß ihr Kind in Verlust gerathen war. Und das Hin-und-her des Glockenklanges rief bald den einen, bald den andern Gedanken in ihm hervor, als wäre auch sein Herz eine Glocke, in welcher der Schwengel an zwei Seiten anschlägt.

Aber das erstere Flügelroß, das ihn nach den Flüchtenden zog, war doch stärker als das andere, und so geschah es, daß Herr Cambray, als er mit dem kleinen Mädchen in einen Miethwagen stieg, dem Kutscher auf dessen Frage, wohin er fahren solle, einen solchen Ortsnamen nannte, von dessen Existenz dieser nicht das Geringste wußte, den Namen eines unaussprechlichen Departements eines fremden Landes; und erst auf das große Erstaunen des Fragenden kehrte er zur augenblicklichen Situation zurück, indem er ihm sagte, daß sie nach dem Palais des Narcisses reisen.

Der Fiaker fragte, an welche Seite des Palais, denn dieses ging in vier Gassen, worauf die Kleine ihn dahin instruirte:

„An jene, wo die Promenade ist.“

Das Palais des Narcisses hatte einst der Herzog von Soubise für das schöne Fräulein Guimard erbauen lassen.

Die berühmte Tänzerin hatte es allein bewohnt; sie und ihre Leute.

Die Revolution hatte auch diesen Palast confiscirt, auch er war unter den Hammer gekommen; er wurde versteigert, das heißt, er wurde ausgespielt. Eine Dame hatte ihn mit einem Loose gewonnen, das 120 Francs gekostet hatte.

Eine solche Dame aber, welche einen ganzen Palast allein hätte ausfüllen können, gab es damals nicht mehr. Die Gewinnerin verkaufte ihn an den Banquier Perigaud; der Käufer war ein geschickter Speculant, er theilte den großen Palast in kleinere Wohnungen ab; die imposanten großen Säle wurden mittels dünner Wände in Appartements mit einer Menge von Wohnbestandtheilen umgestaltet; ein Saal reichte für einen Salon, ein Boudoir, ein Vorzimmer und ein Vestibule aus. Das Palais wurde das Lieblingsquartier der jungen Modeherren, die man in dem einen Jahre „Narcisses“, wie später „Incroyables“, „Lyons“ und „petits crévés“ nannte, und daher blieb dem Massenbau die Benennung: „Palais des Narcisses.“

Als sie zur Promenade gelangten, mußte die kleine Comtesse sich schon ganz gut zu orientiren.

„Halten Sie hier bei diesem Thore,“ befahl sie dem Kutscher, „dann können Sie weiterfahren. Der Herr Marquis wird in der Equipage der Mama zurückkehren.“

Herr Cambran mußte es dulden, daß die kleine Comtesse ihn Marquis titulierte. Diese harmlose Lüge schuldete die kleine Gräfin der Würde ihres eigenen Ranges. Mit

einem „Pökin“ hätte sie doch nicht in Einem Wagen fahren können. Der arme Favras, den sie deshalb aufgehängt hatten, weil er der „letzte Marquis“ war, hatte umsonst das Martyrium erlitten, das Kaiserreich hatte neue Marquis geschaffen.

Die kleine Comtesse hatte indessen den Arm ihres Begleiters ergriffen, und führte diesen mit aller jener Sicherheit, die bekundete, daß sie hier zu Hause sei.

„Gehen wir nicht über die Haupttreppe,“ sagte sie. „Wir müßten da das ganze Gefinde alarmiren. Es giebt da eine Nebentreppe, auf welcher ich Sie geradewegs in Mama's Boudoir führen werde. Wir werden sie überraschen.“

Herrn Cambray gefiel dieser Einfall. Es lag kindlicher Zartfönn darin, die Mutter nicht durch ungewohntes Gelärme zu erschrecken; und dann stak auch etwas von jener aristokratischen, dem Blaublut angeborenen Scheu dahinter, an die große Glocke zu hängen, welche schmähliche Behandlung der achtjährige Sprosse der Familie erleiden mußte, und welchem Zufall er seine Rettung zu verdanken hatte.

Auch Herr Cambray war von altem Adel; vielleicht von älterem als jener, der das Palais hatte erbauen lassen; vielleicht hat er sogar nicht einmal stets Cambray geheißten. Lassen wir aber das jetzt. Die kleine Comtesse hatte ganz unbemerkt ihren Beschützer über die geheime Treppe geführt, welche der Portier geöffnet hatte. Auch mit dem geheimen Schloß der eisernen Gitterthüre mußte das kleine Mädchen schon ganz gut umzugehen. Ueber eine schmale Flur, die durch altväterische Kleiderschränke noch mehr verengt war,

führte sie Herrn Cambray in ein Ankleidezimmer. Dort war Niemand.

Von da traten sie in ein Boudoir, in welchem Stidereien und Bilderalbums auf einem Tisch aufgelegt waren. Auch hier war Niemand außer einem kreischenden Kakadu und einem Kapuziner-Affen, der Gesichter schnitt.

Durch die Flügelthüre aber, welche aus dem Boudoir führte, waren die schwermüthigen Töne eines Harmoniums zu hören, in welchen Cambray Beethoven's Symphonie: „Les adieux, l'absence et le retour“, erkannte, und er hielt einen Augenblick an, um zuzuhören.

„Das ist Mama, die da spielt,“ flüsterte die Kleine. „Treten Sie zuerst ein, ich bleibe zurück. Sagen Sie ihr, daß Sie mich gebracht haben, und daß mir nichts fehlt. Seien Sie aber vorsichtig, denn Mama ist sehr nervös.“

Cambray öffnete leise die Thür und blieb dann überrascht stehen.

Er sah einen prächtigen, großen Saal vor sich, der mit glänzender Gesellschaft gefüllt war.

Bei der Gräfin war soeben „matinée“.

In diesem Jahre war 12 Uhr Mittags die Lieblings-Unterhaltungsstunde der guten Gesellschaft. Um diese Stunde wurden die Konzerte gegeben.

Es waren lauter geladene Gäste, insgesamt in großer Toilette. Die Damen durchweg jung und schön, der tugend samen Mode dieser Zeit gemäß den Busen mit gestickten Tüchern verhüllt, an den Kleidern kostbare Stidereien und Spitzen, in den Locken echte Perlen; auch die Herren in

kompleter Salontoilette, zu dem vollständig ungarischen Wein-
kleid Fracks mit kurzer Taille, großen, glänzenden Metall-
knöpfen, die breiten Klappen der gestickten Weste zu beiden
Seiten über die Brust des Fracks geschlagen; in den krausen,
gestickten Jabots schimmernde Brustnadeln und die breite,
weiße Halsbinde so hoch hinaufgewunden, daß das versteckte
Kinn sich bequem in ihr bewegen könne; aus der Hosentasche
baumelt die Uhrkette, mit allerlei klingendem und glitzern-
dem Kram behangen.

Und wer den Mittelpunkt in dieser ganzen Gesellschaft
bildet, ist die Frau vom Hause selbst, das Ideal der Schön-
heit, Cythere selbst; dort sitzt sie vor dem Harmonium, der
Rücken von ihrem langen Goldhaar in wunderschönen Ringen
umflossen.

Als Herr Cambray in seinem bis an das Kinn zuge-
knöpften, einfachen, braunen Winterrock, in glanzlosen
Schnallenschuhen und in schwarzen Handschuhen und zudem
durch die Boudoirthür, die nicht aller Welt offen steht, in-
mitten dieser glänzenden Gesellschaft erschien, blickte Alles
erstaunt auf ihn. Die musizierende Dame selbst erhob sich
mit dem Ausdruck verletzter Würde vom Harmonium und
redete verwundert den Fremden an:

„Mein Herr!“

In diesem Augenblick jedoch drängte sich ein Bedienter
in silbergallonnirter Livree von der Eingangsthüre her durch
alle Gäste und stürzte, alle Rücksicht beiseite setzend, zur
Gräfin, der er etwas ins Ohr raunte, worauf diese in den
unwillkürlichen Ausruf ausbrach:

„Meine Tochter verschwunden!“

Aus der Pantomime des Bedienten war zu entnehmen, daß diese nirgends zu finden sei.

Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf; allgemeine Unruhe entstand.

Da begann Herr Cambray zu sprechen:

„Ich habe Ihr Kind gefunden, Gräfin, und hier bringe ich es zurück.“

Hiermit ergriff er die Hand des Mädchens und führte es der Gräfin zu.

Die schöne Dame vergaß die ganze Vorstellung, die anwesende glänzende Gesellschaft; sie stürzte vor dem Kinde, das sich in ihre Arme warf, auf die Knie, bekam Weinkrämpfe und fiel endlich in Ohnmacht. Man hob sie auf und trug sie aus dem Saale. Zwei Aerzte stürzten hinterdrein, während sie nach ihrem Aderlaßzeug in ihrer Brusttasche griffen, und die Damen den Inhalt ihrer Flacons der Ohnmächtigen ins Antlitz schütteten.

Als dann die Thüre sich hinter ihr schloß umringte die ganze Gesellschaft Herrn Cambray. Die schönen Damen ergriffen seine Hände, nöthigten ihn, unter ihnen auf dem Canapé Platz zu nehmen, und während er eine blonde Dame zur Rechten, eine creolische Schönheit zur Linken hatte, bemühten sich die Herren, übereinander hinweg ihm die Hand zum Drucke zu reichen. Es waren lauter schöne, elegante, junge Leute. Nur ein älterer Herr befand sich unter ihnen, aber auch dieser war eine stattliche Erscheinung; ein stolzes, gebieterisches Gesicht mit hochgetragener Adler-

nase, spitz zusammenlaufenden Augenbrauen und mit einem bezaubernden Lächeln auf den Lippen. Sein Haar fiel, abweichend von der damaligen Herrenmode, nicht über die Stirn bis zu den Augenbrauen, sondern war in einer stolzen Schnecke aufgedreht. Dieser erachtete es für seine Pflicht, sich dem Ankömmling vorzustellen.

„Ich bin Marquis Thonel de Fervlans.“

„Und ich Alfred Cambray.“

„Ach, seien Sie so gütig, und erzählen Sie uns, den Freunden der Gräfin, wie Alles dies sich zutragen konnte? Ein außerordentlicher Fall!“

Herr Cambray erzählte sodann der Reihe nach, was sich auf das Kind bezog. Man hörte ihm mit größter Aufmerksamkeit zu; die neugierigen Damenköpfchen blickten, einander über die Schultern hinweg, ihn mit ihren großen, staunenden Augen an; eine schöne blonde Princesse hatte sich auf den gestickten Schemel zu seinen Füßen gesetzt und lauschte so seinen Worten. Alle waren tief ergriffen. Mehrere weinten; Als die Geschichte zu Ende war, schritt Marquis de Fervlans auf Cambray zu; er drückte ihm beide Hände; seine Augen schwammen in Thränen, seine Augenbrauen zuckten, sein Kinn bebte.

„Dank, Dank Ihnen, waderer Mann. Nie werden wir dies vergessen.“

„Wie viel Delikatesse,“ flüsterte die schöne Blondine der neben Cambray sitzenden braunen Schönheit zu, „der Kleinen ein genau solches Kleid wie jenes anzuschaffen, das man ihr genommen hat.“

„Ein wahrhaft edles Herz!“

Da kam der eine der Aerzte aus den Nebenzimmern; mit höfischer Pedanterie gab er der Gesellschaft zu wissen, daß die große Gefahr schon über die Krise hinaus sei; und dann trat er zu Cambray.

„Die Gräfin wünscht Sie zu sprechen.“

Hiermit steckte er seinen Arm in jenen des alten Herrn, und führte diesen in das Boudoir.

Die Gräfin lag auf einer Ottomane von persischem Stoff, ideal in die schwellenden Kissen hineingegossen, und hielt den Kopf der kleinen Amélie in ihrem Schooß, die seidenen Fäden derselben leise streichelnd; die Kleine hielt hinwieder den Kopf ihrer Puppe im Schooß und schmeichelte dieser in ähnlicher Weise. Der eine der Aerzte prüfte mit der einen Hand den Puls der Gräfin, in der andern hielt er eine Taschenuhr; die Unterlippe hatte er stark aufgeworfen, und mit den Augen trachtete er seine eigenen Brauen zu sehen.

Hinter den Vorhängen des Alkovens hielt eine Art Kammerfrau ein kostbares Porzellanbeden in der Hand, und schien mit wortloser Pantomime lebhaft Vorwürfe dem Bedienten zu machen, der durch seinen plumpen Uebereifer die ganze Schreckenszene verschuldet hatte, während dieser mit reumüthigem Gesicht dem Himmel für den glimpflichen Ausgang zu danken schien.

Die Gräfin blickte mit hinreißendem Liebreiz auf Herrn Cambray und reichte ihm ihre beiden Hände, die sie der Diagnose des Arztes und dem Spiele mit dem Seidenhaar

ihrer Kindes entriß, hin, um sie mit seinen schwarzen Handschuhen, die noch immer nur von Hirschleder waren, in Verbindung zu bringen.

Sie vermochte kaum zu flüstern.

„Ich bin nicht im Stande, Ihnen zu danken, mein Herr; gestatten Sie mir zu sagen, mein Freund. Ich werde Ihnen dankbar sein, so lange ich lebe. Amélie, küsse diese Hand. Sieh Dir dieses Gesicht gut an, präge es Dir in's Herz, vergiß es nie. Er hat Dich aus der größten Gefahr im Leben errettet.“

Herr Cambray aber hörte und hörte auch nicht auf diese Herzensergüsse. Sein stärkeres Flügelroß zog ihn schon wieder jenen Flüchtlingen nach. Er hätte gerne gewußt, ob es ihnen gelungen, davonzukommen? Und auch während der Dankesäußerungen der schönen Gräfin kam ihm nur das in den Sinn, daß man hier ein so großes Gejammer mache, weil man einer kleinen Komtesse ihr Kleid ausgezogen und sie dann auf die Straße gesetzt hatte, während es doch noch ein anderes Mädchen gebe, an welchem man eine viel ärgere Grausamkeit begangen hat.

Seine Antwort war kurz.

„Die kleine Komtesse war sehr liebenswürdig.“

Da raffte sich die schöne Gräfin zu einem großen Entschluß auf. Sie trug am Halse ein Medaillon an einer schwarzen Schnur. Sein Aeußeres war nicht werthvoll, nur Elfenbein; geöffnet aber zeigte es das Brustbild der kleinen Amélie in meisterhafter Miniatur.

„Wenn Ihnen die Erinnerung an den kleinen Findling

lieb ist, so nehmen Sie dies von mir und — denken Sie manchmal an Ihren kleinen Schützling.“

Das war in der That ein großartiges Geschenk. Die Gräfin gab das hin, was ihr selbst das Theuerste war.

Herr Cambray steckte es aber nicht in seinen Busen. Er dachte bei sich: „Wohl habe ich dem lebendigen Original das gute warme Bett des wahren Lieblinges überlassen, in diesem warmen Herzen aber wird jenes nicht statt dessen ruhen.“

Er dankte für das Geschenk, küßte der Gräfin die Hand, dann die kleine Amélie, welche ihm ihr Gesichtchen lächelnd darbot, verbeugte sich und ging.

Im Saale wurde er mit zarten Vormürfen überhäuft.

„Sie wollen uns bereits verlassen? Sie berauben uns Ihrer theuern Gegenwart? Sie lassen sich nicht zurückhalten?“

Er war fest entschlossen, zu gehen. Und doch hatten sie selbst Beethoven's vor ihm erwähnt. Aber ach, die Disharmonie, die jetzt in seiner Seele auf- und niedermogte, vermag kein Kompositeur in eine Symphonie zu setzen.

„Adieu, meine Herren und Damen!“

Da erhob sich aber nun ein edler Wettstreit darüber, wer von den Herrschaften unter den Wagen, die auf der Straße in der Reihe hielten, den seinigen anbieten dürfe um den edlen Retter nach Hause zu bringen.

„Das lasse ich mir aber nicht nehmen,“ erklärte entschieden der Marquis mit dem gebieterischen Blick, „dieses Recht und diese Pflicht gebühren mir. Darf ich so glücklich sein, mein Herr?“

Hiermit schob er seinen Arm unter jenen des alten Herrn und geleitete diesen in höchst eigener Person bis in das Vestibul, wo in der Gruppe der übrigen Bedienten sein eigener in Roth gekleideter Husar, ein Husar aus der Schweiz, stand; diesem gab er den Befehl, den Wagen vorfahren zu lassen. Dann ergriff er mit beiden Händen die Hand des Herrn Cambray, hob sie dreimal in die Höhe und drückte sie dreimal nieder, machte dann drei Schritte nach rückwärts, warf mit den Fingerspitzen, die er an die Lippen führte, diesem noch einen Gruß zu und trat nicht früher über die Schwelle des Vorzalles zurück, als bis Herr Cambray sich entfernt hatte.

. Als aber Herr Cambray aus dem Boudoir der Gräfin in den Saal getreten war, und der Bediente, Herr Jokrisse, die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, sprang die leidende Gräfin von der Ottomane auf und hielt sich das Spizentaschentuch vor das Gesicht, um in demselben ihr losbrechendes Gelächter zu ersticken. Die kleine Amélie begrub, von lautem Lachen überwältigt, ihr Gesicht in den Gewändern ihrer Mutter, das Stubenmädchen kicherte in die Faust, und Herr Jokrisse, der Bediente, hielt sich mit beiden Händen den Bauch, neigte den Kopf bis zu den Knien und gab durch das heftige Schütteln seiner Achseln seine unterdrückte gute Laune kund; sogar der behandelnde Ordinaris verzog seine Lippen zu einem Lächeln und bot seine Tabaksdose, nachdem er mit zwei Fingern auf deren Deckel geschnippt, seinem Kollegen an, der im Tone erstickten Gelächters in sich hineinlachte.

„Nun, das haben wir aber doch gut gemacht.“

Bei dem Rasseln des Wagens brach dann das heitere Lachen im vollen Chöre los.

Nun trat der Marquis mit dem gebieterischen Blick ein; der sendete dann Alles aus dem Zimmer, und blieb mit der Gräfin und dem kleinen Mädchen allein.

. Herrn Cambray aber führte die Kutsche des Marquis mit jener Raschheit, die bei Herrschaftswagen üblich, durch die Straßen von Paris.

Herr Cambray war in Gedanken versunken; er blickte nicht viel zum Wagenfenster hinaus. Auch das sagte ihm nicht recht zu, daß er nun in einem Herrschaftswagen fahre, der einem so großen Herren gehört, dessen Namen er niemals vernommen hatte. Er war bemüht, sich möglichst in den Hintergrund des Wagens zurückzuziehen. Zudem fiel der Schnee so dicht, daß es schwer zu unterscheiden gewesen wäre, ob der Wagen durch die Straße St. Martinon oder durch die trichterförmige Straße Mouffetardon fahre.

Plötzlich nahm er zu seiner Ueberraschung wahr, daß der Wagen unter einen Thorweg rollte.

In das Thor seiner Wohnung konnte man nicht einfahren.

Der Schweizer Husar springt vom Boß, öffnet eilfertig den Schlag und der aussteigende Herr Cambray befindet sich einem Sergeant mit gezogenem Säbel gegenüber.

„Das ist aber ja nicht meine Wohnung,“ spricht der alte Herr.

„Sicherlich nicht!“ entgegnet der Sergeant. „Dies ist das Gefängniß St. Pélagie.“

„Was aber habe ich mit diesem zu thun? Ich heiße Alfred Cambray.“

„Gerade auf Sie haben wir gewartet.“

Und nun war an Herrn Cambray die Reihe in lustiges Lachen auszubrechen.

*

*

*

Man führte Herrn Cambray, nachdem man seine Taschen untersucht und alles Verdächtige und Lebensgefährliche in denselben confiscirt hatte, in ein Zimmer im zweiten Stock, und schloß ihn dort ein.

Er hatte Zeit, sich in seiner improvisirten Wohnung umzuschauen.

Wie es scheint, hatte diese schon viele bedeutende Persönlichkeiten beherbergt. Die Wände sind mit deren Namen vollgeschrieben; über einigen dieser steht ein Gelegenheitsgedicht; der Eine und der Andere hat seine Silhouette an der Wand verewigt, Mehrere aber die Karrikaturen Jener, die sie hierher gebracht; auch die Guillotine figurirte unter den Illustrationen. (Die Pflugschar des Todes.)

Der neue Einwohner war nicht besonders überrascht. Er nahm die Sache wie der Seemann, der auf eine Sandbank geräth. Es ist keine angenehme Situation; man kann aber darauf gefaßt sein, wenn man den Archipel der Korallen-Inseln durchschifft.

Nur begriff er den Zusammenhang zwischen den Ereignissen nicht. Wie war das gekommen, daß die Kutsche des tiefgerührten Marquis ihn aus dem Palais der dankbaren Gräfin hierher gebracht hatte?

Er hätte bis zum Abend seinen Kopf hierüber zerbrechen können. Da öffnete einmal ein alter grämlicher Gefangenwärter die Thüre; er brachte Cambray eine Art Suppe und Brod.

„Ich danke. Ich habe schon gespeist,“ sagte Herr Cambray zu ihm.

„Wann?“

„Noch gestern.“

Der Wärter stellte gleichwohl die Suppe auf den Tisch und legte das Brod hinzu.

„Ich mache Sie aufmerksam, Bürger,“ sagte er gleichmüthig zu seinem Gefangenen, „daß, wenn Sie etwa die Idee hätten, sich zu Tode zu hungern, wir Ihnen die Suppe durch die Nase eingießen werden.“

Gegen Abend erhielt er dann einen andern Besuch.

Durch die Thüre, die sich mit starkem Gerassel öffnete, trat ein schöner Herr mit herrischem Blick bei ihm ein; es war der theure Marquis de Fervolans. Diesmal war er aber nicht herablassend, er schritt vielmehr mit stolzem Blick gerade auf den Gefangenen zu und sagte zu diesem in hartem, einschüchterndem Tone:

„Alles ist verrathen. Gestehen Sie Alles aufrichtig. Es ist Ihre einzige Rettung.“

Der Gefangene verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln.

„Das ist das Richtige,“ entgegnete er. „So pflegt man zu beginnen, wenn man Leute zusammengefangen hat, die im Verdacht stehen, irgend einen großen Einbruch verübt zu haben. Bitte mir also nur zu sagen, mein Herr, wessen Diamanten gestohlen worden sind und wie ich in den Verdacht der Mitschuld komme?“

Der Herr mit dem gebieterischen Blick lachte laut auf, dann senkte er merklich das herrisch erhobene Haupt.

„Ich sehe, Herr Cambran, daß Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben. Mit Ihnen kann man nicht in dem angeschlagenen Tone fortfahren; so sei's denn, beginnen wir's in einer anderen Manier. Ist's ja ganz gut möglich, daß wir als sehr gute Freunde scheiden. Was sage ich, scheiden. Daß wir Hand in Hand vorwärtsgehen. Also versuchen wir es mit einer kleinen gemüthlichen Conversation. Darf ich Ihnen eine Prise Tabak anbieten? Vorzüglicher spanischer Rapée.“

„Ich danke,“ erwiderte Cambran, indem er eine kleine Prise nahm und diese sachte schnupfte; „die Polizei schnupft geschwärzten Tabak.“

„Zum Teufel! Wie Sie das gleich weg haben!“ lachte de Ferblans. „Kommen wir also darin überein, daß wir die Sache nicht als Verhör, sondern nur als gemüthliche Conversation nehmen, und daß wir uns nicht ereifern wollen, was immer auch wir einander sagen. Steht der Vertrag?“

Herr Cambran zuckte die Achseln.

„Also, beim Anfang zu beginnen! Sie haben einen guten Freund, der dieselbe Wohnung mit Ihnen bewohnte; dieser hat Sie in der vergangenen Nacht verlassen.“

„Der Undankbare!“ bemerkte Cambray ironisch.

„Bitte! In Ihrer Wohnung war auch ein kleines Mädchen verborgen, das Niemand zu Gesicht bekam.“

„Pardon, mein Herr! Es ist nicht Brauch französischer Kavaliere, Geheimnisse, welche sich auf Damen beziehen, auszufundschaffen oder über solche etwas auszuschwätzen.“

„Es handelt sich aber diesmal nicht um eine Dame jener Kategorie, auf die Sie anspielen, sondern um ein halbes Kind, ein Mädchen von beiläufig zwölf Jahren.“

„Wie kann man aber denn das Alter einer Dame bestimmen, die doch Niemand gesehen hat?“

„Es giebt verdächtige Umstände, die immerhin eine Handhabe dazu bieten,“ entgegnete de Ferrolans. „Was für einen Grund haben Sie, eine Spielpuppe in Ihrer Wohnung zu halten?“

„Eine Puppe? O, mit dieser pflegte ich selbst zu spielen. Ich bin ein Sonderling, alte Herren pflegen derartige närrische Passionen zu haben.“

„Gut und schön! Ich will auch diesen Schachzug gelten lassen, obwohl er genug regelwidrig ist. Sie lassen Ihre Königin rochiren. Was aber sagen Sie dazu, daß Sie Beide gestern Abend ein verirrtes Kind von der Gasse aufgelesen und in Ihre Wohnung getragen haben unter dem Vorwand der Nächstenliebe, damit das arme Wesen nicht erfriere; in Wirklichkeit aber mit dem Hintergedanken, hierdurch

die Polizei-Organe irrezuführen, die Sie überwachten. Ihr Freund trug in seinen Armen das in ein rothes Tuch gehüllte, verirrte Mädchen hinauf und eine Stunde später brachte er, in dasselbe Tuch gewickelt, ein anderes Mädchen mit der Vorspiegelung zurück, daß jenem die Wohnung seiner Mutter eingefallen sei, und er es nun nach Hause bringen werde."

"Hat man sie aufgegriffen?" rief Cambray mit einer Wärme, die verräth, daß er sich vergesse.

"Warum nicht gar! Wenn man sie aufgegriffen hätte würde ich Ihnen jetzt nicht mit spanischem Rapée, sondern mit einer spanischen Erfindung aufwarten. Das ist aber eben das Uebel. Erstens war mein kleiner Agent ungeschickt, der den Unterschied im Wuchs zwischen dem achtjährigen Mädchen, das um zehn Uhr hinaufgetragen wurde, und dem zwölfjährigen, das man um elf Uhr herunterbrachte, nicht wahrzunehmen vermochte; dann aber gebührt alles Verdienst für die Ausführung Ihrem Freund, indem er den im Dienste der Polizei stehenden Fiaker zuerst durch impertinente Hinterlist und dann durch brutale Gewalt nicht nur unschädlich machte, sondern auch als Werkzeug seiner Flucht gebrauchte, so daß er nun einen so großen Vorsprung gewonnen hat, daß wir ihn unmöglich einholen können! Zudem wissen wir nicht einmal, in welcher Richtung sie geflohen sind."

Cambray hielt den Seufzer zurück, mit welchem sich sein gepreßtes Herz Luft machen wollte. Er verrieth die Befriedigung nicht, welche ihm jene Worte gewährten.

„Mich geht weder das Mädchen noch der junge Mann etwas an,“ sagte er, nachdem er seine Ruhe wieder gewonnen. „Es ist dies ihr Familiengeheimniß, in das ich mich nie eingemengt habe.“

„Diesen Schachzug dulde ich nicht, Herr Cambran! Es giebt Zeugen und Beläge dafür, daß Sie in das Geheimniß eingeweiht waren.“

Cambran lächelte abermals höhniſch.

„Die Herren haben wahrscheinlich ſeither meine Wohnung durchſucht und dort Beläge gefunden?“

„Wir haben Alles gethan, was unfere Pflicht war; wir haben ſogar Ihre Parquetts aufgeriſſen, Ihre Möbel zerlegt, und ſelbſt Ihre Majolica-Figuren — wofür wir um Entſchuldigung bitten — zertrümmert, und haben keinerlei gravirende Schrift oder ſonſtige Anzeichen zu finden vermocht; gleichwohl wiſſen wir ſehr gut, daß Sie geſtern von Ihrem Freunde einen Zettel erhalten haben, in welchem Sie dieſer auf die ausgebrochene Gefahr aufmerkſam macht. Wir wiſſen ſehr gut, daß Sie Beide heute Nachts einen Fluchtplan ausgearbeitet haben. Wir haben einen Zeugen hiefür, der Ihnen den Plan abgehört, die zerſtreuten Feſen des Billets zuſammengefügt und geſehen hat.“

„Und wer iſt dieſer Zeuge?“

„Eben jenes Kind, welches Sie von der Gaſſe aufgeleſen haben.“

„Wie?“ rief Cambran, der ſeiner Bewegung nicht Herr werden konnte und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Wie? Jenes kleine Mädchen, das zähneklappernd mitten

in einer Schneewehe in der Ecke unseres Thores kauerte; das erzählte, daß eine Dienerin es ausgeraubt und dann im Stich gelassen habe; das weder den Namen noch die Wohnung seiner Mutter wußte; das behauptete, erst jetzt das Alphabet zu lernen; das mich dankerfüllt umarmte, küßte, Papa Alfred nannte!"

"Ist unser gewandtester Detective, der schon manchen argen Verschwörer in's Garn getrieben hat," ergänzte de Ferrolans in triumphirendem Tone.

"Das ist aber ja entsetzlich," fuhr Cambray, die Hände zusammenschlagend, fort, „daß ein achtjähriges Mädchen, der Sprosse eines hochadligen Hauses, sich zur Spionage, zum Verrath gebrauchen läßt.“

„Sagen Sie vielmehr, es ist eine erstaunliche und für jeden Feind des Staates niederschmetternde Wahrnehmung, daß die selbstbewußt handelnde treue Anhänglichkeit an den französischen Staatsgedanken selbst im achtjährigen Kinde schon so weit entwickelt ist.“

„So ist also wahr, was ich nur für ein Märchen gehalten," sprach Cambray, die zusammengefalteten Hände zwischen seine Knie klemmend, „daß die Staatsgewalt eine ganze Verbindung von schönen Frauen, stattlichen jungen Männern und unschuldigen Kindern unterhält, die die Aufgabe haben, sich unter der Maske zarter Gefühle in das Heiligthum der Familien einzuschleichen, unzugängliche Männer zu umgarnen, ihnen schmeichelnd ihre Geheimnisse zu entlocken, und die zusammen die „Brigade Cytherens“ heißen.“

„Heute hatten Sie das Glück, diese Wundergesellschaft von Angesicht zu Angesicht sehen zu können,“ entgegnete de Ferrolans, seine flache Hand mit seinem Handschuh leise tätzschelnd.

„Jene also, die sich dort um mich gruppirten, mit Thränen in den Augen, mit Dankesworten auf den Lippen, jene stattlichen schönen Damen“

„Das war Cytherens Brigade.“

„Und die Dame vom Hause, jene göttliche Erscheinung, die bei dem Anblick ihres wiedergebrachten Kindes in Ohnmacht fiel“

„Das war Cytherens Stellvertreterin selbst, die selbst ihrem kleinen Kinde jene Rolle einstudirt hatte, welche dieses vor Ihnen spielte.“

Cambray rief außer sich jenes Elfenbein-Medaillon, welches er heute zum Geschenk erhalten, aus der Tasche und war schon daran, es mit seinem Absatz zu zertreten. — Er sagte sich jedoch wieder.

„Nein! Nicht das Kind ist Schuld. Jene sind die Schuldigen, die es zu einem solchen Ungeheuer erziehen.“

Und hiermit ließ er das Medaillon wieder in die Tasche gleiten.

„Das wird mir ein guter Talisman für die Zukunft sein,“ sprach er mit bitterm Hohne vor sich hin.

„Ich mache Sie, mein Herr, auf unsern Vertrag aufmerksam,“ fiel der Marquis ein, „demgemäß wir, was immer auch wir einander sagen, darob nicht in Aufregung gerathen dürfen.“

„Ich habe mich bereits wieder beruhigt,“ erwiderte Cambray. „Uebrigens glaube ich, daß auch Sie es mir nicht verargen werden, wenn ich sage, daß die Herren in dieser Weise die Gesellschaft zu Grunde richten.“

„Wir begründen aber den Staat.“

„Nicht wahr? Die Basis des Staates ist die Sittlichkeit der Kinder.“

„Indessen sind ja wir an diesem Ort nicht zu dem Zwecke zusammengekommen, um akademische Erörterungen über die Theorien des Erziehungswesens und der Staatsinteressen zu pflegen. Halten wir uns nur an die Thatfachen. Es ist gegen Sie erwiesen, daß Sie Theilnehmer an einem Komplot sind, welches zum Umsturze der gegenwärtigen Staatsordnung zu Stande gekommen ist, und dessen Hauptfäden eben gestern und heute mit den Lebensfäden des Herzogs Enghien, Cadoudal's, Pichegru's und Anderer zerissen worden sind.“

„Dann möge man auch meinen Faden zerreißen.“

„Das werden wir nicht thun, Herr Cambray! Wir werden im Gegentheile mit besonderer Sorgfalt über Ihr Leben wachen. Sollten Sie etwa einmal erkranken, dann werden Sie sehen, welche ausgezeichnete ärztliche Pflege Ihnen zu Theil werden wird. Wir bedürfen jenes intimen Freundes von Ihnen, der entflohen ist, und der auch jetzt mit unsichtbaren Banden an Sie geknüpft ist. Wir müssen herausbringen, wohin dieser Mensch gekommen ist, und dies können wir nur durch Sie erfahren.“

„Das weiß ich selbst nicht.“

„Das wissen Sie sehr wohl. Der Bericht unseres „Zeugen“ lautet: „Es giebt ein Land, in dem es keine Polizei und gleichwohl Ordnung giebt; gehe mit unserem ängstlich behüteten Schatz dorthin.“ Wo ist dieses Land?“

„Vielleicht im Monde.“

„Unser Zeuge hat diese Worte aus Ihrem Munde vernommen, und Sie haben Ihrem Freunde die Stelle auf der Landkarte gezeigt.“

„Ihr Zeuge hat dies geträumt.“

„Herr Cambray! Lassen Sie uns geschmidt reden. Sie sind Banquier. Wenigstens sind Sie als solcher bei der Polizei eingetragen. Es liegt im Interesse des Staates, dieses Geheimniß aufzudecken. Wenn Sie angeben, wo jener Ort ist, an dem Ihrem Freunde es zu verbergen empfohlen ist, so erwerben Sie sich hierdurch so große Verdienste, daß Sie mit Forderungen auftreten können, die an's Fabelhafte grenzen. Wollen Sie mit der Gebahrung der Finanz-Operationen der Regierung betraut werden? Oder wollen Sie einen Generalpacht erlangen, der mit einem märchenhaften Einkommen verbunden ist? Wollen Sie, daß man die Hauptunternehmung der Armeelieferungen dem Banquier Hoingerlot abnehme und Ihnen übertrage? Wollen Sie die Monturlieferung für die Armee erhalten, an welcher der Schneider Barchut bereits jetzt so viel gewonnen hat, daß er das Hotel Theluffon um sieben Millionen Francs nur dazu ankaufen konnte, um es niederreißen zu lassen? Oder wollen Sie sofort und in Einem befriedigt werden? Reden Sie!

Sie können von Millionen sprechen. Der Staat kauft nicht. Ihr Glück liegt in Ihren Händen."

"Ich bedaure, mein Herr, daß ich eine so schöne Gelegenheit, mich zu bereichern, mir entgehen lassen muß; denn ich bin zwar Kaufmann, bin aber kein Schwindler. Was sich nicht in meinem Besitze befindet, kann ich nicht verkaufen."

"Gut, Sie brauchen kein Geld; Sie sind auch gar nicht Banquier. Das ist nur ein Märchen. Sie sind eine beleidigte Gegenpartei, eine beseitigte Capacität. Sagen Sie also, wonach gelüftet Ihrem Ehrgeiz? Wollen Sie Gouverneur werden? Nennen Sie welch immer Amt; möge es noch so hoch sein, so wird sich die Ernennung doch schon morgen in Ihren Händen befinden."

"Auch hiefür danke ich schönstens, mein Herr. Ich kann aber nicht danach langen. Ich weiß nichts von dem künftigen Aufenthaltsort des Herrn, der entflohen ist."

"Und wenn ich Ihnen, Herr Cambray, sage, daß Sie mit Ihrer Weigerung Ihren Kopf auf's Spiel setzen . . ."

"Dann antworte ich hierauf," entgegnete Cambray, indem er mit ruhigem Lächeln den auf dem Tisch liegenden Bissen Brod in die Hand nahm, "daß es mir vollständig gleichgiltig ist, ob diese acht Loth Brod, die ich täglich zu verzehren habe, morgen jemand Anderes statt meiner genießen wird! Was ich aber nicht weiß, das weiß ich nicht."

"Nun so will ich Ihnen denn jetzt sagen, Herr Cambray," sprach de Ferblans in hartem Ton, "daß Cambray, der Banquier, allenfalls etwas sagen mag, was nicht wahr

ist, daß aber der Edelmann nicht lügen kann! — Marquis d'Aboncourt, wissen Sie, in welches Land ihr Freund geflohen ist?"

Der alte Herr stand auf diese Frage von seinem Sitze auf; er that dies mit allem Stolze; seine Gestalt richtete sich gerade empor, sein Kopf hob sich hoch — es war, als wenn selbst seine Stirn plötzlich höher geworden wäre; sein ganzes Gesicht erweiterte sich; seine Augen blickten kühn in jene des Fragenden.

„Ich weiß es.“

Auf dieses Wort wurde de Ferblans zur verkörperten Höflichkeit; er senkte den Kopf zwischen die Schultern, machte tiefe Bücklinge, rieb sich die Hände und dann schob er mit der Vertraulichkeit der Rangesgleichheit seinen Arm unter jenen des alten Herrn, während er schmeichelnd flüsterte:

„Und auf welche Art könnten wir dies von Ihnen erfahren?"

Der greise Herr machte sich vom Arme de Ferblans' los und entgegnete mit ruhigem Sarkasmus:

„Ich will's Ihnen sagen. Lassen Sie mir den Kopf abschlagen. Diesen schicken Sie sodann zu Herrn Bichet, dem berühmten Professor der Anatomie; vielleicht entdeckt dann dieser jenes Geheimniß in meinem Schädel, wenn es drinnen ist. Und nun bitte ich Sie, mich allein zu lassen.“

„Herr Marquis," sprach de Ferblans nach seinem Hut greifend, „wir werden Sie hier so lange vergessen, als es Ihnen beliebt wird, Ihr Schweigen zu bewahren. Das aber, was aus Ihren Flüchtlingen geworden ist — das

wird schon die Brigade Cytherens herausbringen. — Auf Wiedersehen, mein Herr!"

„Wo wir dann einander im Kerker ablösen werden.“

Der alte Herr wurde noch in dieser Nacht in das Gefängniß von Hamm gebracht. Dort konnte er von seinen Verschollenen träumen, oder dem Kartenausschlage entnehmen, was aus ihnen geworden, denn auf anderem Wege konnte er wahrlich keine Kunde von ihnen erhalten.

Viertes Kapitel.

Während man in der einen Gasse von Paris über die Verschwörer zu Gericht saß, die in die Schlingen gerathen waren, und deren Haupt man aus dem Friedhof von Saint-Denis herausgeholt hatte, wo sich dasselbe durch drei Tage in der Gruft der Kapelle „unseres Herrn“ verborgen, wo ihn aber selbst die Leute, die nur mehr aus einem Gerippe bestehen, die aber, wie es scheint, ein Geheimniß auch nicht mehr bewahren können, verrathen hatten; während der Wind auf dem Vendômeplatz die Dellampe, die zwischen den beiden Pfählen der soeben aufgerichteten Guillotine aufgehängt war, düster flackern machte; während die auseinandergeflechteten Mitschuldigen an den Ufern der Seine ihre im Schilf verborgenen Röhre aufsuchten, die damals noch ein gutes Versteck dort hatten, ehe der schöpferische Befehl zum Bau der gewaltigen Quais und der Brücken mit den fleghaften

Namen gegeben war — währenddessen unterhielt man sich in dem andern Theil von Paris.

Paris trauert nie in seinem Glanze. Paris ist wie der Erdball; die Sonne bescheint stets die eine seiner Hälften.

Und so unterhielten sich auch im Palais de Narcisses die Incroyables und die Merveilleuxes in dieser Nacht.

Die Brigade Cytherens aber mußte mit Ostentation darthun, daß sie sich um jene Schattenseite des Lebens, deren Name Politik ist, nicht kümmere. In den Salons der reizenden Gräfin Themire Dealba war nie ein Wort über Staatsangelegenheiten, über Fragen zu hören, die auf das Gebiet des Regierens hinübergrieffen. Diese gefährlichen Schönheiten, deren Beruf darin bestand, Herz um Herz nur darum zu tauschen, um in dem eingetauschten Herzen gegen die Staatsordnung geplante Geheimnisse zu entdecken, diese Schönheiten arbeiteten in unwahrnehmbarer Weise.

Sie gehörten nicht in die Klasse der gewöhnlichen Spione, die jedes übellaunige Wort, jeden kleinen, versteckten Ausfall auf der Straße auflesen, als agents provocateurs selbst heikle Tagesfragen aufs Tapet bringen und eifertig denunziren, was sie in dieser Weise ausgekundschaftet haben. O, jene thun nichts Anderes, als sich gemüthlich unterhalten. Es sind lustige Gesellschafterinnen, treue Freundinnen. Sie bewegen sich in gar guter Gesellschaft. Mit einem Polizeikommissar sieht sie Niemand auch nur ein Wort wechseln. Herrn Basquier kennen sie gar nicht. Wenn Jemand in der Gesellschaft von selbst beginnt, tölpelhaft über Dinge zu reden, welche sich auf die Politik beziehen, dann sind sie

selbst beflissen, der Konversation eine andere Wendung zu geben. Und ist der Fremde so ungeschickt, vor der ganzen Gesellschaft irgend eine heikle Angelegenheit zu berühren, wie zum Beispiel: daß ein Neffe des Kaisers eben gestern bei Bern in der Rue Tivoli ein Diner gegeben, welches fünfundsiebzigtausend Francs kostete, während vierzigtausend Arbeiter nichts zu essen haben, dann weiß die schöne Frau vom Hause mittels allerlei Anekdoten, die aus den prachtvollen Gemächern bei Bern und Legacque hervorgegangen sind, die Konversation von jenem Thema auf die Geheimnisse des „Gartens von Baphos“ oder auf den Toiletten-Wettstreit“ zwischen den Damen Tallien und Recamier so schön hinüberzuleiten, daß der gefährliche Plauderer selbst sich urplötzlich inmitten der „venezianischen Nächte“ im Kasino Paganini versetzt findet, und, seine patriotische Erbitterung an der Schwelle vergessend, selbst sich an den Possenspielen im Café Procop herzlich ergötzt und wie alle Uebrigen den „rasenden Galopp“ Musard's mittollt.

In den Sälen der Gräfin Dealba haben nur der leichte Ton der feinen Welt, nur die geistreiche Konversation Herrscherrechte.

Gelangt aber einmal einer von Denen, auf die man es abgesehen hat, in's Netz, so giebt es dann für diesen kein Entrinnen mehr.

An einem Tage aber, wie jenem, an welchem das Todesurtheil über den Herzog von Enghien wegen einer gefährlichen Verschwörung ausgesprochen wurde, die nahe daran war, die ganze Staatsordnung über den Haufen zu

werfen, an einem solchen Tag ist es schwer zu verhüten, daß die Konversation nicht selbst von dem gleichgiltigsten Gegenstand auf das Gebiet der Politik hinüberspringe.

Eine schöne Merveilleuse beginnt von dem Panorama zu erzählen, das in der Chaussée d'Antinon zu sehen ist. Es war das erste Panorama in Europa; ein Gesprächsstoff, der gewiß genug interessant ist.

Der Zweite aber fügte schon hinzu, daß ein Amerikaner ein gewisser Foulton, es erfunden und nach Paris gebracht hat.

Ein Dritter weiß schon mehr über Foulton. Dieser habe eine Maschine erfunden, welche durch Dampf in Bewegung gesetzt wird, und er behauptet, daß man mit dieser Maschine auch Schiffe in Bewegung setzen könne.

Ein Vierter weiß bereits auch das, daß Foulton seine Erfindung dem Kaiser angeboten und sich anheischig gemacht habe, jedes Kriegsschiff aus einem Segelschiff in ein solches umzugestalten, das durch Räder getrieben wird, womit es dann ein wahrer Spaß für die französische Armee werden wird, an der britischen Insel an's Land zu steigen.

Ein Fünfter hat sogar schon die ganze Sache begriffen. Herr Foulton selbst hat sie ihm erklärt und er ist erbötig, sie mittels eines Fächers, einer Kinderschnarre und eines Theekessels ganz verständlich zu machen.

Bis endlich die ganze Gesellschaft die Wahrnehmung macht, daß sie bei dem Panorama in der Chaussée d'Antinon begonnen hat, von da bis an den Hals in die englische Invasion hineingerathen ist und nun darüber debattirt, ob

diese möglich sei oder nicht — was schon ein gefährliches Thema ist.

Themire dachte bereits daran, Mademoiselle Clotilde zu ersuchen, diese neue unbezwingliche Armanda mittels einer schönen Arie auseinanderzufingen, als sich de Fervolans zu ihr neigte und ihr in's Ohr flüsterte:

„Verlassen Sie für einen Augenblick die Gesellschaft; jetzt bemerkt man es nicht. Ich erwarte Sie im Wintergarten.“

Gräfin Dealba mußte erst etwas ersinnen, um ihre Salons ohne Aufsehen verlassen zu können.

Wie wir schon erwähnten, war es jener Zeit Mode, die kleinen Kinder in Kleider von demselben Schnitt, wie jene zu kleiden, in welchem die Erwachsenen prunkten, so daß eine derartig gekleidete Kindergesellschaft so aussah, als hätten sich Merveilleusen und Incroyables aus Piliput zusammengefunden. Hiermit war der Brauch verbunden, daß die Mamas ihre Kinder mit sich in Gesellschaften, Soiréen und Theater nahmen, wo dieselben sich an der Konversation theiligten, als vis-à-vis ihrer Mamas tanzten, Cour und Calambourgs machen lernten, die Toiletten der Modedamen und das Spiel Talma's kritisirten; eine Meinung darüber abgaben, ob das neueste Vaudeville Barry's und Desfontaine's das Ansehen werth sei und ob es den Jahresgehalt von dreitausend Francs verdiene, welche der Kaiser den Verfassern zuerkannt hatte, und wofür er so viel ausgelacht wurde; ob man das beste Gefrorene in der Conditorei Hardy's oder in jener Riche's bekomme, und ob man auf

die Freundschaft des Czars Alexander auf die Dauer rechnen könne. Aus dieser kleinen Schaar ragte die kleine Comtesse Amelie natürlich hoch heraus.

Man konnte sich nichts Ansprechenderes denken, als wenn die Gräfin Themire diese Miniaturdame an ihrem eigenen Platz sitzen ließ, und ihr den Auftrag gab, in ihrer Abwesenheit die Honneurs als Frau vom Hause zu machen. Der würdevolle Aplomb, mit welchem das Kind dieser Aufgabe nachkam, war von hinreißender Liebenswürdigkeit. Sie verstand es, die Gesellschaft zu unterhalten, die Konversation mit zahlreichen Aperçus zu würzen, pikante kleine Anekdoten mit Grazie vorzutragen, die Manieren perfidierter Persönlichkeiten nachzuahmen; und bei alledem mußte sie den Fächer, welchen ihr die Mutter für die Zeit des Interregnums als Abzeichen der Herrschaft überlassen hatte, so gewandt wie nur irgend eine Sennorita zu handhaben; und wenn man sie aufforderte, setzte sie sich auch an's Klavier und spielte mit ihren winzigen Fingern das Couplet, mit welchem Laporté seine neuesten Triumphe feierte. O, sie war ein wahres Wunderkind.

„Meine Herren und Damen,“ sagte nun die Kleine, als sie den Platz ihrer Mama eingenommen hatte, „sprechen wir nicht über Dinge, von denen wir nichts verstehen. Herr Foulton hat mit unseren Vapeurs nicht das Geringste zu thun.“

Da aber das Wort „Vapeur“ außer Dampf und den Nervenleiden übermäßig zarter Damen auch noch jenes leichte, flatternde Toilettestück bezeichnete, welches die Damen, wenn

sie in Balltoilette waren, zum Verhüllen des Busens gebrachten, so machte die Bemerkung der kleinen Amelie allgemeine Furore.

Gräfin Themire konnte unterdessen de Ferplans aufsuchen.

Wenn der Zufall Jemanden dahin geführt hätte, so würde dieser in einer Jasminlaube ein paar Gestalten gesehen haben, die höflich und lächelnd mit einander plauderten und er würde hieran nichts Bemerkenswerthes gefunden haben. Das Gespräch aber, das die beiden lächelnden Personen führten, lautete folgendermaßen:

„Wir haben eine Niederlage erlitten,“ sagte Ferplans. „Sie sind um zwölf Stunden früher verschwunden, als wir hinter ihr Geheimniß gekommen sind.“

Die Gräfin zuckte die Achseln und warf den Kopf in einem Anflug übler Laune zurück.

„Ja, warum sagen Sie das mir? Haben die Herren nicht genug Polizei, um Jemanden abfassen lassen zu können, der bei seiner Flucht das ganze Land durchzieht?“

„Wir haben genug Polizei, und diese ist genug gewandt; die Verfolgten sind aber noch um ein Haar gewandter. Sie wissen sich so gut zu verummnen, daß keine Personsbeschreibung auf sie paßt. Auf den Fiaferwagen, den sie sich mit Gewalt angeeignet hatten, haben sie eine falsche Nummer geklebt; so sind sie zur Barrière hinausgefahren; von der ersten Station haben sie dann den Wagen durch einen ihrer Vertrauten zurückgesendet; dieser hat die falsche Nummer, welche die Polizei beim Hinaus- und Hereinfahren

notirt hatte, wieder abgenommen und dann den Wagen einfach in der Rue Muffetard stehen lassen.“

„Dann ist die Aufgabe eine sehr einfache,“ sagte Themire, während sie mit dem goldenen Pfeile, den sie aus dem Haare gezogen, Löcher in den Kaschmir des Canapées stach. „Man muß alle Fiaker zusammenrufen, deren Namen beim Passiren der Barrière notirt wurden. Erklärt einer unter ihnen, daß er während der Nacht nicht außerhalb der Linien war, so ist hiemit schon ein Anhaltspunkt gewonnen.“

„Ich danke,“ erwiderte Fervlans, der mit den Jourjourn seiner Breloque spielte. „Das ist bereits geschehen. Sämmtliche Fiaker haben nachgewiesen, wo sie waren und wen sie gefahren haben. Der Inhaber der falschen Nummer, war gewiß von den Flüchtigen bestochen und zum Voraus unterrichtet, was er anzugeben habe. Und bis wir wieder auf ihre Spur kommen können, sind sie längst auf dem Meere oder an der Grenze der Schweiz. Das Ganze muß von vorn begonnen werden, und zwar muß dazu weit ausgeholt werden. Jetzt giebt es nur ein Mittel: Sie müssen die Flüchtlinge auffuchen und zurückbringen.“

„Auffuchen und zurückbringen?“ fragte Themire erschreckt.

„Das Erste,“ fuhr der Marquis fort, während er mit seiner Fußspitze den Mosaihboden polirte, „wird, so denke ich, nicht schwierig sein. Der gefangene Marquis hat zwar nichts ausgesagt; mittels der lebenswürdigen kleinen Amelie aber haben wir so viel erfahren, daß sie sich in einem Lande niederlassen wollen, „wo es wohl Ordnung aber keine Po-

lizei giebt“. Die Lösung dieses Räthfels wird nicht gar schwer sein. Zunächst verfällt man da auf die Schweiz; zwar giebt es dort meines Wissens eine Polizei-Einrichtung. Doch Alles eins! Sie gehen in die weite Welt und reisen von Stadt zu Stadt, bis Sie die signalisirten Persönlichkeiten aufgefunden haben. Durch ihre Geheimthuerei werden sie sich am sichersten verrathen. Ich zweifle nicht im Geringsten daran, daß Sie binnen einem Jahre in ihrer Nähe sein werden. Für ein Jahr stellen wir Ihnen dreihunderttausend Francs zur Verfügung. Sind Sie einmal auf sie gestoßen, dann werden Sie wissen, was Sie zu thun haben; der Mann ist jung, unerfahren, zur Schwärmerei geneigt; da haben Sie Ihr fertiges Opfer. Ihre schönen Augen werden ihm bereiten, was ihm im Buch des Fatums zugebracht ist. Haben Sie den Mann, dann ist auch das Schicksal des Mädchens entschieden. Wir brauchen den Mann, das Mädchen und das kleine Stahlkästchen. Aber auch schon Eines von den Dreien ist viel werth. Alle drei zusammen noch mehr. — Uns werden Sie von Allem verständigen, was sich ereignet. Wir werden Ihnen in die Hände arbeiten. Sie wissen, daß die unserigen selbst in den äußersten Winkel Europas reichen, und wenn's nöthig, werden wir eine Armee dorthin marschiren lassen, wo es gilt, Ihr Werk zu krönen. Machen Sie sich also ungesäumt auf. Es ist auch nicht ein Augenblick zu verlieren.“

„Aber, mein Gott! wie soll ich Amelie mit mir nehmen?“

„Gar nicht! Wo denken Sie hin? Jener Mann kennt

ja bereits Amelien; mit ihr würden Sie sich daher sofort verrathen."

"So soll ich also mein Kind hier lassen? Das können Sie doch nicht von mir verlangen!"

"Wüßten Sie etwa Amelie nicht in guten Händen, wenn Sie sie meiner Obhut anvertrauen?" fragte de Ferrolans mit einem Lächeln, das einen Fernstehenden zu den Glauben gebracht hätte, er mache soeben eine Liebeserklärung. "Geschieht es denn nun zum ersten Male, daß Sie sie von sich lassen?"

"Wohl wahr!" seufzte die Gräfin. "Ich sollte das schon gewohnt sein. Habe ich sie doch unter der Obhut irgend eines Polizeispions unter Hausthoren gelassen! Habe ich es doch dem Zufall anheimgestellt, ob fremde Menschen sie dort auflesen werden! Und Alles, um daraus meinen Gewinn zu ziehen. O, welch trauriges Gewerbe, das ich treibe und in das ich mein Kind eingeführt habe.

"Aber ein Gewerbe, das ein schönes Einkommen abwirft, Madame. Seien wir aufrichtig. Da kann ja doch das „Regime“ nichts dafür, daß Sie mit fünfzehn Jahren einen Roué geheirathet haben, der binnen vier Jahren Ihr ganzes Vermögen durchbrachte und sich dann wegen einer Seiltänzerin im Duell erschießen ließ, wobei er Ihnen ein gescheitertes kleines Mädchen und eine halbe Million Schulden hinterließ. Was hätten Sie da thun können?"

"Ich konnte das thun, daß ich mein Kind in's Findelhaus gab und selbst als Arbeiterin in die Gobelinfabrik eintrat; — und ich würde wohl besser gethan haben."

„Glaube kaum, Gräfin. Der Weg der Tugend ist nur für Jene, die — große Füße haben. Man muß Holzschuhe tragen, wenn man ihn betreten will. Die Gobelinfabrik befindet sich dort im Quartier Mouffetard, gleich nach ihr kommt die Pfandleihanstalt; nicht weit von dieser liegt das Spital der gefallenen Frauen und endlich kommt das Findelhaus. Sie Alle liegen in einer und derselben Straße. Die Wanderung von dem einen Haus zu dem andern geht ununterbrochen ihren Gang. Das Quartier Mouffetard vereinigt sie insgesammt; und es ist noch ein Glück für die Leute, die dort ihren ewigen Rundgang machen, wenn sie an den Stationen La Pitié und La Bourbe derart durchkommen, daß sie die Station Sainte Pélagie nicht zu besuchen haben; denn auch diese, der Kerker, liegt auf demselben Weg. Dies sind die Stationen in der Gasse der „hungerleidenden Tugend“. — So winzige Füße, wie die Ihrigen, gleiten da leicht aus. Da ist's viel besser, sich im Dienste des Staates zu verbluten. — Was wollen Sie? Schuldet etwa der Soldat, der — im Interesse seines Vaterlandes — einen Menschen tödtet, nicht ein beruhigendes Wort seinem Gewissen? Thut jenem nicht etwa das Herz weh, wenn er einen Mitmenschen sterben sieht, den er getödtet hat, ohne ihn gehaßt zu haben? Wir sind insgesammt Soldaten des Staates. Wenn wir auf einen Feind stoßen, fragen wir nicht, ob es ihm weh thut. Wir tödten ihn. Das Interesse des Vaterlandes heiligt jede That.“

„Das aber, was wir thun, ist eine Unsittlichkeit.“

„Und das, was unsere Feinde thun, das ist etwa nicht

Unfittlichkeit? Zu der Zeit, da alle Feinde, die ein Land besigt, und wenn sie auch nur Schläge zu rächen haben, über die schon Jahrhunderte hinweggegangen sind, dieses Land in der Runde anfallen, um es zu unterjochen, zu zerstückeln; zu der Zeit, da jeder Mann in diesem Lande die Familie, den häuslichen Herd, die Schule, den Webstuhl, die Gattin, das Kind, die Mutter verläßt, und in Lumpen gehüllt, barfüßig, in der einen Hand ein trockenes Stück Brod, in der andern ein Stück Eisen sein Vaterland vertheidigen geht; zu derselben Zeit sich in das Herz des Landes stellen und dort eine Verschwörung anzetteln: ist das nicht etwa Unfittlichkeit? Und ihre schönen Frauen, ihre fein geschliffenen Höflinge, gleiten sie etwa nicht durch unsere Salons, lächelnde Spione der auswärtigen Höfe? Wir kehren ihre eigenen Waffen gegen sie.“

„Gut! Mögen dies wir thun, die wir im Selbstbewußtsein des Hasses handeln; das war aber denn doch ein entsetzlicher Gedanke, Kinder als Werkzeuge in diesem tödtlichen Spiel zu gebrauchen.“

„Sind denn nicht Jene mit dem Beispiel vorangegangen? War es etwa nicht ein entsetzlicher Gedanke von ihnen, eine ewig dröhnende Höltenmaschine in der Gestalt eines unschuldig lächelnden Kindes über dem Haupte eines ganzen Volkes zu halten? Auf daß Friede und Macht sich hier zu Lande nie befestigen können? Auf daß alle die glänzenden Triumphe, welche unsere Heere aufgehäuft haben, auf Ein Wort, das als Losung ausgerufen wird, in Nebel zerfließen; unsere Triumphbögen sich in Schandpfähle der Nation ver-

wandeln? Nein, Madame, wir haben uns dessen, was wir thun, nicht zu schämen. Unsere Männer kämpfen mit ihren Männern; unsere schönen Frauen kämpfen mit ihren schönen Frauen, und unsere kleinen Mädchen kämpfen mit ihren kleinen Mädchen. Ihre kleine Amelie ist eine historische Gestalt und verdient ein Monument."

Die schöne Dame war bereits durch diese verführerischen Sophismen bestochen worden — es war gar nicht nöthig die Geldfrage vor ihr zu erwähnen.

"Dann, sehen Sie, Madame," fuhr de Frevlans fort während er die Hand der Gräfin in die seine nahm und in die rosenrothe Fläche jener allerlei kabbalistische Zeichen mit der Fingerspitze schrieb, „langweilt Sie etwa die Rolle, die Sie und Ihre Kleine mit so glänzendem Erfolg spielen, so bietet sich Ihnen ja gerade jetzt die schönste Gelegenheit dar, sich von derselben für immer zu befreien. Ihre finanziellen Verhältnisse sind zerrüttet. Sie sind nur mehr nominelle Eigenthümerin des Besizes, den Sie von Ihren Ahnen ererbt haben. Ihr ganzes Vermögen besteht aus hundertfünfzig Francs. So viel würde nämlich der Peruquier für Ihr schönes goldiges Haar geben, wenn Sie es verkaufen wollten; denn, wenn Sie heute sagen: „ich spiele nicht weiter,“ so haben Sie außer diesem schönen Haare keinerlei Eigenthum. Wenn Ihnen jedoch die Aufgabe, die Ihnen anvertraut ist, vollständig gelingt, dann werden Sie das Kapital der Summe, die Sie jetzt jährlich zu verzehren haben, auf einmal erhalten. Fünf Millionen Francs verdienen ein kleines Opfer. Mit dieser Summe können Sie

sich unabhängig machen, können Sie sich einen glänzenden Besitz erwerben, der Ihrem glänzenden Namen entspricht und Niemand wird Ihrer Tochter zum Vorwurf machen, daß sie einst in ihrer Kinderzeit zur Brigade Cytherens gehört hat."

Themire überlegte.

"Und darf ich Amelie auch nicht einen Kuß vor meiner Abreise geben?"

"Uebergaben Sie ihn mir, ich werde ihn treulich überbringen."

"Wie können Sie in diesem Augenblick Lust zum Scherze finden? Wie, wenn meine Abwesenheit etwa lange dauern sollte?"

"Was sehr wahrscheinlich ist."

"Soll ich also nicht einmal von meinem Kinde hören, ihm nicht einmal zu wissen machen können, daß ich lebe und wie es mir geht?"

"Das wird nun allerdings ausschließlich nur durch meine Vermittelung möglich sein. Die kleine Amélie wird mir allmonatlich einen schönen Brief an Sie schreiben und ihn mir einhändigen; diesen wird Niemand außer Ihnen lesen. Sie aber können, so oft als Sie sich Ihr Herz erleichtern wollen, der kleinen Komtesse schreiben, diese Briefe aber werden schon offen sein müssen, damit ich sie lesen könne, und wenn Sie etwa irgend eine Anspielung auf unser Geheimniß hineinschreiben sollten, dann würde der Brief nicht abgegeben werden. Uebrigens steht es bei Ihnen, das Wiedersehen zu beschleunigen. Bis dahin werden wir für die Komtesse Sorge tragen. Sie können beruhigt sein."

„Wohl wahr! In schlimmere Hände, als jene ihrer Mutter waren, wird sie nicht gerathen,“ sagte die Gräfin in bitterem Tone.

„Den ersten Brief können Sie ihr sofort als Abschiedsbrief schreiben.“

Themire ging in ihr Boudoir und schrieb auf ein mit einem Blumenkranz verziertes Blättchen Papier:

„Meine theure Kleine! Ich muß sofort abreisen. Wann ich wiederkehre, werde ich Dir schon seinerzeit schreiben. Bis dahin übertrage ich Dir das Amt der Frau vom Hause und vertraue Dir meine Kasse an. Es umarmt Dich tausendmal Deine alte Freundin und kleine Mama Themire.“

Die Gräfin verschloß den Brief mit einer Siegelmarke aus Hausenblase und adressirte ihn sodann.

„Ich werde darauf bedacht sein, ihn zu übergeben,“ sagte de Fervlans, indem er den Brief übernahm. „Nun aber schicken Sie Jocrisse um einen Fiaker. Sie können hiezu Ihren eigenen Wagen nicht brauchen. Nehmen Sie Niemanden mit sich. Sie können sich später Jocrisse nachkommen lassen, wenn Sie Ihrem Ziele näher sind. Jetzt können Sie über die geheime Treppe und durch das Gartenthor unbemerkt das Palais verlassen. In der Chaussee d'Antin giebt es so gute kleine Läden, in welchen Damen in aller Stille ihre Kleider wechseln können. Sollten Sie dies noch nicht wissen, so weiß es gewiß der Fiaker. Dort können Sie sich Reiskleider kaufen, aber gerade nur so viel, als Sie zum Reisen benöthigen. Seien Sie darauf bedacht,

sich, wo immer Sie sich niederlassen, sofort durch die dortigen Schneider und Modisten vom Kopf bis zum Fuß kleiden zu lassen, denn ein Erzeugniß der Passage de l'Opéra verräth Ihre Herkunft. Sprechen Sie überall deutsch; verstehen Sie nirgends französisch. Doch, wie albern! Ich gebe Ihnen in solchen Dingen guten Rath, während Sie selbst Minister oder Mitglied einer Akademie für derlei Wissenschaften sein könnten! Ich glaube, es wird am besten sein, wenn Sie vor Allem die Schweiz nach den Flüchtlingen durchforschen, Adieu, Madame, auf Wiedersehen."

"Ach, wenn ich wenigstens noch einmal mein Töchterchen sehen könnte," bat Themire, "wenn nur etwa auch aus einem Versteck, hinter einem Vorhange?"

"Themire, Sie beginnen sentimental zu werden. Das ziemt sich für einen Soldaten nicht."

"Hätte ich das geahnt, dann hätte ich nicht Améliens Portrait in einer albernem Komödie Cambray gegeben. Könnte man es nicht von diesem zurückbekommen?"

"Er giebt es nicht zurück; er sagt, es werde ihm ein Talisman sein, und Gefangenen ihr Geschmeide abzunehmen, hat nur Herr Sanson das Recht; von dem ist aber Cambray noch weit entfernt. Ich werde schon Amélie für Sie neuerdings porträtiren lassen und Ihnen das Bild nachsenden."

"Aber ach, dieses Portrait ist noch aus der Zeit, da sie drei Jahre alt, da sie noch unschuldig war."

Entsetzliches Wort!

"Auf mein Wort, Madame, Sie verfallen da in Empfindeleien, als wenn Sie die Tochter eines deutschen Pro-

fessors wären. Ich beginne zu befürchten, daß Sie Ihre Mission schlecht erfüllen, sich schließlich noch in den Menschen verlieben werden, den Sie zu verführen hätten und daß Sie dann zuguterlegt uns an ihn verrathen."

Themire sprach kein Wort weiter, sondern eilte in ihr Ankleidezimmer.

De Ferplans schrieb seinerseits für die Gräfin eine Anweisung auf hundertfünfzigtausend Francs für das erste Halbjahr, wünschte ihr hierauf eine glückliche Reise und kehrte in den Saal zurück.

Die Konversation war sehr lebhaft. Die Bedienten reichten Erfrischungen herum. Es war damals Mode in der guten Gesellschaft allerlei Arzneimittel zu trinken, wie Eis-Rhabarber und bittere Mandelmilch, welchen Brauch die neueste Errungenschaft der Genäschigkeit vervollständigte. In diesem Jahre war in die höheren Pariser Kreise jene gewisse amerikanische Frucht gedrungen, welche die Inkas in Chili entdeckt und über Peru und Quito weiter verbreitet hatten; von dort hatte man sie nach Europa gebracht; hier wurde sie in fürstlichen Glashäusern gezogen und nach ihrer italienischen Benennung Tartuffoli genannt. Heutzutage heißt man sie Erdbirne. Die theueren eingesottenen Knollen dieses „seltenen“ Gewächses präsentirten Bediente mit silbernen Achselschnüren in Tellern von Sèvres-Porzellan auf silbernen Tassen den vornehmen Gästen.

Die kleine Frau vom Hause mußte das exotische Konfekt mit dem wunderlichen Mehlgeschmack durch allerlei nedische Bemerkungen zu würzen; es sei dies, so versicherte

sie, der Lieblings-Lederbissen Josefins; im Wintergarten der Kaiserin sei eine ganze Abtheilung zur Kultur der Tartuffoli eingerichtet; das Bouquet, das die Kaiserin auf dem letzten Hofball auf dem Busen getragen, sei durchwegs aus wirklichen Blüthen dieser Pflanze bestanden. Und der Kaiser — auch das mußte die kleine Amelie zu erzählen — habe sich in den Kopf gesetzt, daß dieses Gewächs aus den Treibhäusern der Vornehmen auch in die Gärten der Armen verpflanzt werde; denn wie Heinrich IV. durch seinen Ausspruch: „Ich will, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe habe“ sich ein gesegnetes Andenken erworben habe, so wolle der Kaiser sich die dankbare Erinnerung der Nachwelt dadurch sichern, daß sich unter ihm jeder Bauer tagtäglich seine Tartuffoli kochen könnte.

Wie gut die kleine Nessel sich schon auf's Brennen verstand!

Herr Jocrisse präsentirte auch de Ferblans die seltene Lederei, er raunte diesem dabei lächelnd zu:

„Tartuffoli?“

De Ferblans steckte einen der Knollen in den Mund und gab dann Herrn Jocrisse das Briefchen, das ihm Thémire anvertraut hatte.

Herr Jocrisse legte dasselbe auf eine silberne Tasse und präsentirte es sodann der kleinen Frau vom Hause.

„Erlauben Sie, meine Herren und Damen,“ sagte das liliputanische Dämchen, während sie den Brief erbrach, „daß ich das Briefchen lese, obwohl ich erst jetzt buchstabiren lerne.“

Es gab in der Gesellschaft Leute, welche ganz gut die scherzhafte Anspielung verstanden, die in diesem Nachsatz lag.

Die kleine Komtesse nahm ihr in Gold gefaßtes Augenglas und laß mit dessen Hilfe den Brief. Sie schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln, spitzte den Mund und machte ihre großen blauen Augen weit, weit auf.

„Meine Herren und Damen!“ sagte sie. „Eine Ueberraschung! Mama ist plötzlich abgereist. Sie läßt Sie durch mich grüßen. (Das stand zwar nicht im Briefchen; die Kleine fand es aber schicklich, das Versäumniß ihrer Mama gut zu machen.) Bis zu ihrer Rückkunft, die bald erfolgen wird (auch das hatte sie hinzugedacht), hat sie mir das Amt der Hausfrau übertragen.“

Dann wendete sich Amelie an de Ferrolans und flüsterte, das Vornon vor dem Munde, diesem zu:

„Unter Anderm hat sie mir auch ihre Kasse anvertraut. Hat sie aber,“ fügte sie sofort mit naivem Sarkasmus hinzu, „mir nicht etwa auch ihre Gläubiger auf den Hals geladen?“

De Ferrolans beruhigte sie mit der Versicherung, daß er diese auf sich nehme.

„Also, meine Herren und Damen! setzen wir die *Médisance* fort.“

Indessen saß Themire bereits im Reisefleide im Wagen.

Herr Ferrolans aber dürfte sie schlecht instradirt haben, denn jenes Land, das die Flüchtlinge zu erreichen suchen, ist nicht die Schweiz, sondern ein anderes.

Zweiter Theil.

Die Heimat der Anekdoten.

Erstes Kapitel.

Ganz Fertőszeg befand sich draußen auf der Landstraße, um die neue Grundbesitzerin zu empfangen. Es waren großartige Festvorbereitungen getroffen worden. Ueber der Landstraße war ein Triumphbogen aus grünem Laub errichtet worden, auf diesem prangte ein „VIVAT“ aus gelben Kaschauer Rosen zusammengesetzt; zu beiden Seiten standen zwölf weißgekleidete kleine Mädchen mit Blumenkörben in den Händen unter der Aufsicht des Kantors, der die Absicht hat, ein sehr schönes Lied durch diese unschuldigen Geschöpfe abzingen zu lassen. Auf einem Gerüst sind pausbäckige Bauernmädchen aufgestellt, die zu den Füßen der Ankommen den einen geflochtenen Riesenkorb stellen werden, in dem reife Melonen, Trauben und wunderlich geformte Osthepstatäse aufgehäuft sind.

Auf dem Gipfel des Hügels sind Mörser aufgestellt. Im Schatten einer breitästigen Buche bivouakiren die officiellen Persönlichkeiten: der Vicegespan, der Komitats-Ingenieur, der Ortspfarrer, der Bezirks-Physikus, der Hofrichter und das zu diesen gehörige Nebenpersonal, Komitats- und herrschaftliche Hajduken, Schaffer und Schreiber; auch der Patvarist des Vicegespans sollte hier sein; der hat aber augenblicklich vollauf damit zu thun, den Dorfschönheiten, welche das Obst zu überreichen haben, die letzten Instruktionen zu geben. Die anwesenden Herren haben auch Gemahlinnen und Jungfer-Töchter („Fräulein“ war in jener Zeit eine beleidigende Titulatur) und diese haben sich draußen, am Saume des Straßengrabens postirt; sie suchen den Schatten nicht, um beweisen zu können, daß sie auch Sonnenschirme haben, was dazumal keine Kleinigkeit war. Drinnen auf dem Marktplatz sind Vorbereitungen zum Ochsenbraten getroffen; der fette junge Ochse ist schon auf den Spieß gezogen, und der Scheiterhaufe unter ihm wartet auf's Anzünden. Neben ihm ruht auf hohem Gestelle das weingefüllte zehneimerige Faß; unter dem Laubdach der Schenke stimmt eine Zigeunerbande ihre Instrumente; aus dem Thurmsfenster aber schauen Kinderköpfe heraus; sie lugen nach der Grundherrschaft aus, um bei deren Herannahen rechtzeitig die Glockenstränge anziehen zu können.

Das Dorf hat nur einen Thurm und auf diesem ist ein Kreuz; deshalb ist aber dort doch keine katholische Kirche. Die Bewohner des Ortes sind Anhänger Luthers, Schwaben

vermischt mit Magyaren, denen zuliebe der Pfarrer alle drei Wochen auch eine magyarische Predigt hält.

Die Ortsvorsteher haben sich vor dem Gemeindehause gruppiert, in Feiertagskleidern aus blauem Tuch; die Alten tragen das lange Haar zurückgestrichen und mit großen gekrümmten Aufsteckkämmen in dieser Lage niedergehalten; die Jungen dagegen haben bunte Sträußchen aus Kunstblumen an ihren Sammfellmützen seitwärts aufgesteckt, sie beabsichtigen, aus den Pistolen, die sie versteckt halten, großartige Salutschüsse abzugeben.

Unterdessen langweilen sich jene Herren unter der breitästigen Buche gleichfalls nicht. In der großen Hitze thut der mit Sauerbrunnen gemengte Rusterwein wohl, der als Appetit-Reizmittel — *Appetitorium* nennen es die Herren — zu dienen hat, und den der Hajduk des Hofrichters ab und zu frisch aus den Kühlwannen herumgereicht. Drei Bänke, die im spitzen Winkel zu einander stehen, bilden den Ort der Session; in der Mitte sitzt als Präsident der Vicegespan, der aus einer gewaltigen, geschnittenen Meerschampaumpeife den Rauch des süßen Veler Tabaks schlürft. Seine Gestalt ist die lebendige Illustration des ewig wahren Axioms: *extra Hungariam non est vita*, das auch sein rothgefärbtes feistes Gesicht nicht Lügen straft, und sein mächtiger, steif gewichster Schnauzbart fügt dem dräuend hinzu: „Laß' den Ungar in Frieden.“

Seine Tracht ist ganz altungarisch, das heißt aus dem Anfang des Jahrhunderts herrührend; um von unten zu beginnen: Spornstiefel aus gelbem Saffianleder, mit Treffen

befetztes lilafarbiges Beinkleid, eine lange, bis zum Schenkel reichende, geblünte Weste, darüber ein aprikosenfarbiger Mente, der nach Art der sogenannten Quäkerröcke zugeschnitten, aber ringsum verbramt und verschnürt ist. Um den Hals ein festgeschlungenes Battisttuch, rückwärts in einen Knoten gebunden und in diesen hineingezwängt der Zopf. Zwar hatte man den Zopf, der noch zur Zeit der Preußenkriege eine so große Rolle bei den tapferen ungarischen Kriegern gespielt schon aufgegeben; die alten Leute jedoch, die nun einmal an ihn gewöhnt waren, behüteten den von ihren Vätern ererbten Schatz und banden ihn in ihr Halstuch, damit er nicht sichtbar und dennoch vorhanden sei. Vorn, neben den Ohren sind die Haare in wurstförmige Wülste gedreht und den Kopf bedeckt eine mächtige ungarische Pelzmütze aus Marderfell mit heraushängender Zunge von rothem Sammt. Die eine Bank nimmt er mit dem Pfarrer ein, den sein geistliches Amt zu dieser Nachbarschaft qualifizirt. Dieser aber ist ein äußerst submisser Herr, den die Gelehrsamkeit zusammengekrümmt und ausgetrocknet hat, dessen eine Schulter niedriger als die andere ist, dessen eines Augenlid mehr in die Höhe gezogen als das andere ist, und der nur die eine Hälfte seines Mundes öffnet, nur aus dieser die Worte herausläßt, wenn er spricht. Er trägt die Uniform seines Amtes: einen schwarzen Rock, sammtene Kniehosen, Baumwollstrümpfe, Schnallenschuhe und einen Dreispiz; das Kostüm ergänzt der, anläßlich des feierlichen Ereignisses angelegte, weitärmelige, faltige Mantel à la Martin Luther, aus dessen Tasche der gelehrte Mann

von Zeit zu Zeit ein Buch in Ledereinband zieht und es dann wieder mit einem schweren Seufzer in dieselbe gleiten läßt. Ihm steht die schwierige Aufgabe der beneventatio, der feierlichen Begrüßung bevor; und obwohl der treffliche Herr seine Rede so gut auswendig kann, daß sie ihm nur so von den Lippen fließt, so zittert er dennoch. Er zittert und bebt stets, selbst wenn er predigen muß. Hat er aber einmal begonnen, dann ist er ein Demosthenes.

„Daß es Ihnen aber dann nur nicht so gehe, ehrwürdiger Herr,“ scherzt der Vicespan, „wie es unlängst dem Esokonai gegangen ist; dem hatten sie in der Parochie das Prädikationsbuch mit einem Kochbuch vertauscht; er aber bemerkte es erst, als er auf dem Katheder den Text zu lesen begann: „Der mit Essig . . .“ Da sah er, daß es sich um das Einlegen von Essiggurken handelt. Er mußte sich aber rasch zu fassen, er fuhr ex tripode fort, „der mit Essigwasser gesalbte Heiland aber sagte: es ist vollbracht!“ Und über diesen Text improvisirte er dann stante pede eine solche Prädikation, daß das ganze Presbyterium nur so staunte.“

„Ich werde mit meiner Diction schon irgendwie fertig werden,“ antwortete der Pfarrer. „Wenn's nur dann dem Spektabilis nicht passiert, daß Phaëton's Renner mit ihm durchgehen, wenn's bei der Statution heißen wird, den Namen der domina auszusprechen.“

„Das ist schon wahr, daß das ein perverter Name ist. Ich bin oft genug von Nedenburg nach Neusiedel gereist, wenn der Roth plötzlich gefroren war; so hat aber ein

Weiterwagen noch nie meine Seele gebeutelt, als wenn ich in einem Zug aussprechen soll — wie heißt's doch, ehrwürdiger Herr?"

„Katharina“

„Ne, das würde ich schon noch treffen.“

„Katharina de Landsknechtsschild.“

Der zweispitzige Schnauzbart versuchte diesen Namen aufzuspießen.

„Lanz—f—nel—htsz—sild! Das heißt Einem viel auf einmal zumuthen.“

„Und doch ist's eine adelige ungarische Familie. Auf der letzten diaeta wurde ihr Vorfahre als Indigena aufgenommen.“

Das hatte ein dritter Herr gesagt, der auf der in der Diagonale stehenden Bank saß; ein Herr in durchweg schnupftabakfarbiger Kleidung, mit blatternarbigem Gesicht, mit wirrem, gelbem Haare und rothgeränderten grauen Augen.

„Also kennen Sie diese Familie, Doktor?“ fragte der Spektabilis.

„Wie soll ich sie nicht kennen?“ antwortete der Doktor. „Der Baron Landsknechtsschild hat dieses Gut von seiner Mutter geerbt, die eine geborne Markoczky war und zur Zeit Maria Theresia's einen Hauptmann aus Mähren geheirathet hat. Der hat jetzt die Bestzung seiner Nichte Katharina in Pfand gegeben. Haben Sie ja doch den Baron sehen können, Herr Inscheller, als die Umgebung des

namenlosen Schlosses für den närrischen Grafen ercündirt wurde."

Der Herr, auf welchen der Doktor sich berufen, und den er „Herr Inscheller“ titulirt hatte, saß neben diesem und war, wie aus seinem weit vorgestreckten Hals zu ersehen war, ein Ingenieur. Um keinen Preis der Welt hätte er das Blechfütteral, indem sich die topographische Karte der Herrschaft befand, aus der Hand gegeben. Er war ein sehr gelehrter und in seinem Fach bewanderter Mann; das Sprechen aber war nicht seine Sache und wenn er sich darauf einließ, so brachte er es nie weiter als:

„Ich sage das — wie sag' ich doch nur?“

Dann aber wartete man nicht weiter auf ihn, sondern setzte das Gespräch ohne ihn fort.

„Um hunderttausend Scheingulden hat die Baronesse das Gut sammt allen Regalien und Urbarialien gekauft,“ fuhr der Doktor fort.

„Das ist sicherlich ein schöner Preis,“ sagte der Vicegespan. „Was aber noch schöner, ist, daß die Baronesse sogar hier wohnen will. Sie, Herr Hofrichter, können das am besten wissen.“

Der Hofrichter hatte die Gewohnheit, daß er, wenn er etwas sagen wollte, die beiden Handflächen hurtig aneinanderrieb, als wenn er kleine Knödel drehen würde.

„Ich gestehe, ich gestehe.“ Er begann immer so, als wenn er ein Kriminalverhör beim Stuhlrichter zu bestehen hätte. „Was wahr, das ist wahr. Die Baronesse hat ein prachtvolles Mobiliar aus Wien bringen lassen; sie hat so-

gar ein clavicordium gesendet und einen Stimmmeister dazu, und die Zimmer hat sie alle austapeziren, hat Lustres aufgehängen und das Glashaus ganz renoviren lassen."

"Was aber mag der Baronesse widerfahren sein, daß sie eine so große Vorliebe für unsere Gegend gefaßt hat? Was um so sonderbarer ist, als gar Niemand von den benachbarten Grundherrschaften zur Statution geladen worden ist, als hätte sie im Voraus kundmachen wollen, daß sie mit Niemandem Bekanntschaft zu schließen beabsichtigt. Bei anderen Statutionen wird das halbe Komitat zusammen invitirt und hier sind nur wir allein, die wir ex officio hier sein müssen." Dies hatte der Herr Vicegespan nur so über das Mundstück seiner Pfeife hinweg bemerkt.

"Ich habe etwas gehört darüber," warf der Doktor hin.

"Das wäre aber auch, wenn nicht einmal die „Komitatsglocke“ was davon wüßte."

"Was das anbelangt, so ist das doch immer nur wahr, was ich sage. Man sagt also, daß die Baronesse mit einem Herrn aus Baiern verlobt war; sogar der Hochzeitstag soll schon festgesetzt gewesen sein, da erfährt aber der Bräutigam auf einmal, daß seine Braut . . ."

"Still, um Gotteswillen," eiferte der Hofrichter, "daß es die Dienstleute nicht hören."

"Es ist ja nichts Schlechtes, was der Bräutigam von seiner Braut gehört hat! Er hat nur das gehört, daß sie eine lutherana ist, und da in Wien und in Baiern die matrimonia mixta verboten sind, ist er in Folge dessen recedirt. In ihrem Schmerz darüber hat die sponsa re-

pudiata der Welt valet gesagt und sich entschlossen ewiglich, die Párta (eine Kopfbedeckung ungarischer Mädchen) zu tragen und darum hat sie sich dieses entlegene Dorf zu ihrer ständigen Residenz ausgesucht.“

„No, Herr Inscheller, das wäre eine gute Partie für Sie!“ scherzte der Stuhlrichter. „Ihnen laufen wieder die Bräute davon.“

Der gelehrte Mathematiker schüttelte den Kopf.

„Ich sage — wie sag' ich doch nur?“

„So sagen Sie's doch endlich einmal heraus!“ drängte ihn der Doktor.

„Ich sage, daß das gewiß irgend eine alte Klexidra ist“ (Was nichts Anderes als die Sanduhr der Alten ist.)

Auf diese Behauptung hin fielen Alle mit der Frage über ihn her, woraus er diesen Schluß ziehe.

Der „Inscheller“ erfaßte hierauf seine Nase mit den beiden Mittelfingern und rechtfertigte seine Meinung wie folgt:

„Denn, wäre sie eine saubere Person, so hätte sie gewiß sogleich einen anderen Bräutigam in Wien gefunden.“

Wegen dem lachten ihn dann die Andern aus.

„Ja, Herr Inscheller, bleiben Sie nur schön bei Ihrem Zirkel! Das da ist keine Trigonometrie!“

In den Augen des Herrn Vicegespanns war, wie es scheint, die Trigonometrie die verächtlichste aller Wissenschaften und das armseligste, unter allen zweibeinigen unbe-

fiederten Thieren jenes, welches den Birkel auf dem Papier herumspazieren ließ.

Da schlägt plötzlich die Glocke auf dem Thurme an, darauf krachen die Mörser; die Zigeuner beginnen Bihari's „Vierzigmann-Marsch“ aufzuspielen; auf der Landstraße erhebt sich eine Staubwolke und bald danach kommt ein Laufer, eine mit drei Straußfedern geschmückte Mütze auf dem Kopf, im Hundetrab daher; nach diesem eine schwere vierspännige Kutsche mit Jäger und Postillon auf dem Boß. Die Herren ziehen sich aus dem Schatten der Buche gegen den Triumphbogen; der geistliche Herr holt zum letztenmale das schwarze Buch aus der Tasche und verschafft sich hiedurch die Ueberzeugung, daß seine Diktion sich noch immer in dem Buche befinde. Da hält der vierspännige Wagen und nun macht man die Entdeckung, daß Niemand in demselben sitzt. Nur die abgelegten „Widler“ und „Schlüpfer“ weisen darauf hin, daß Frauen in diesem Wagen gefahren sind.

Der allgemeinen Perplexität macht der Wiener Agent ein Ende, der in einem zweiten Wagen herankommt und den Herren die Aufklärung giebt, daß die Baronesse, als sie bei dem Thiergarten angelangt war, mit ihrer Gesellschafterin aus dem Wagen gestiegen sei und Lust bekommen habe, durch den Wald und den Park zu Fuße zum Kastell hinaufzuspazieren. Seither könne sie auch schon dort sein, da die Postpferde in dem Sand nur im Schritt vorwärts konnten.

Und hiemit war die ganze große Parade zu Wasser geworden.

Nun kam auch schon ein Hajduk, der seinen federbusch-

geschmückten Esako mit der einen Hand niederhielt, damit er ihm nicht vom Kopfe falle, leuchend und schnaubend aus dem Dorf gerannt und meldete der Deputation, daß die Baronesse schon im Kasteil sei und die Herren erwarte.

Das ist aber denn doch höchst ärgerlich! Worauf sich alle Welt seit einer Woche vorbereitet hat, wirft eine Frauenlaune mit einemmale über den Haufen.

Es machte aber auch ein Jeder seine Bemerkung hiezu, die Einen laut, die Anderen still für sich:

„Das ist der zweite Narr im Dorf!“

Und dann machten sie sich verdrießlich auf den Weg.

Die Baronesse war wirklich auf dem geraden Wege durch den schattigen Wald schön hereinspaziert und hatte sich nicht dazu herbeigelassen, Denen zu Liebe, die sich zu ihrer Begrüßung zusammengethan hatten, um ihr eigenes Dorf auf der staubigen Straße herumzufahren.

Die Baronesse war eine echte Wienerin; voll guter Laune und Offenherzigkeit. Sie schloß sofort Freundschaft mit Jedem, der ihr in den Weg kam. Man sah, daß ihr Alles, was ländlich ist, neu war. Sie hatte den Hut vom Kopfe genommen und diesen mit allerlei Blumen vollgesteckt, die sie längs des Saumes des Weges gepflückt hatte; als sie durch den Maierhof ging, laß sie alle die winzigen gelben Hühnchen dort auf; sie meinte, das seien Kanaris, woraus sich eine lebhafte Diskussion zwischen ihr und der Gluckhenne entspann. Auch den alten Hofhund streichelte sie, und den kleinen Bärenkindern strich sie freundlich die Haare aus den Augen; ihre Gesellschafterin aber, die mit ihren podagrifchen

Beinen mit ihr nicht Schritt halten konnte, brachte sie durch ihr Hasten zur Verzweiflung.

Die Baronesse war eine blonde Schönheit. Ihr Gesicht mit den strahlenden blauen Augen, den ewig lächelnden firschrothen Lippen bedurfte bei seiner frischen Farbe keiner Schminke, und dem überwältigenden Liebreiz ihres Angesichts vermochte selbst die langweilige Wiener Mode keinen Eintrag zu thun, die verlangte, daß die Damen ihr Haar glatt an die Schläfe strichen, und mit ihm in einer Rundung ihre Ohren bedeckten, und die keine andere Kopfszier als ein Haar=geflecht duldete, das in möglichst vielen Zöpfen und möglichst fest geflochten auf dem Kamm aufgesteckt war.

Im Kastell hatte der vorangesendete „Hofmeister“ die Grundgebieterin empfangen. Dieser war schon vor einer Woche hergeschickt worden, um die Wohnung in Ordnung zu bringen, und die Vorbereitungen für das Statutions=Diner zu treffen. Im Kastell war es die erste Sorge der Baronesse gewesen, alle Ecken und Winkel von Küche und Speisekammer abzulaufen, und Koch und Köchinnen durch die tiefen Kenntnisse zur Bewunderung hinzureißen, die sie bezüglich aller Zweige der Kochkunst bekundete. Auch holte man sie aus der Küche, als die Herren eintrafen, und da sog sie noch an einem ihrer Finger, an dem etwas Marmelade von der Lingertorte kleben geblieben war.

„Nur keine Ceremonie, meine Herren!“ rief die junge Dame mit ihrer klingenden Stimme, während sie rasch mitten in die Gesellschaft trat. „Ich hasse von ganzem Herzen alle Umständlichkeiten. Ich habe sie in Wien bis hieher satt

gefriegt. Ich will auf dem Lande natürliche Luft athmen ohne Weihrauch und ohne Pulverrauch. Höchstens, daß ich den Tabakrauch gestatte. Ich habe die Herren d'ran bekommen. Geschieht Ihnen aber ganz recht. Warum wollten Sie mir eine Parade bescheeren, da ich doch gesagt habe, daß ich nichts weiter will als ein „Grüß Gott!“ und dann einen Händedruck. Was die amtlichen Formalitäten betrifft, die mit der Statution verbunden sind, so machen Sie das mit dem hiezu bevollmächtigten Herrn Agenten ab, und dann thun wir, als wenn wir alte Bekannte wären, und betrachte sich Jeder so, als wenn er hier zu Hause wäre.“

Hierauf sagte der Vicegespan nichts als:

„Risztihand!“

„Ach, Sie sprechen deutsch?“

„Nun, ja!“ erwiderte der Nachkomme der Schythen. „Nur, daß auch mir das passiren könnte, was dem tapfern Barkocz passirt ist. Als nämlich unsere glorreiche Königin Maria Theresia die Schafblattern überstanden hatte, beklagte sie sich bei ihm über die Narben, die zurückgeblieben waren, und da sagte er dann, um sie zu trösten: A, Euer Majestät, haben noch immer sehr schönes Leder.“

„Haha!“ lachte die Baronesse. „Sie sind jener Herr, der auf Alles eine Anekdote zu erzählen weiß? Ich habe schon von Ihnen gehört! Bitte, machen Sie mich auch mit den übrigen Herren bekannt.“

Der Vicegespan nahm die Vorzustellenden der Reihe nach vor.

„Der ehrwürdige Herr Tobias Mercatoris, unser Orts-

pfarrer; er hat Euer Gnaden mit einer schönen Rede erwartet; er kann sie aber hier nicht hersagen, denn sie beginnt: „Hier im anmuthigen Schatten dieser grünen Bäume.“

„Nun, ich werde mich schon an Ihren Sonntagspredigten schadlos halten, Euer Ehrwürden! Ich werde ein gar eifriges Mitglied Ihrer Gemeinde sein.“

Dann wurde der Doktor vorgestellt.

„Das hier ist Doktor Philipp Tromszky, Bezirksphysikus, selbst Bewohner und Kompossessor von Fertőszeg, Arzt, Chirurg, und nicht allein in diesem, sondern auch in den Komitaten Raab, Komorn, Eisenburg und Oedenburg anerkannt größte Klatsch- und Neuigkeitsglocke.“

„Ach, das ist aber ja eine sehr liebenswürdige Eigenschaft! Ich liebe den Klatsch außerordentlich. So allerlei Gerede, das habe ich unendlich lieb. Schon deshalb wird mir alle Tage etwas fehlen, um den Herrn Doktor rufen lassen zu können. Nicht wahr, der Doktor muß auch angeben, was gekocht werden soll? Ich werde mir tagtäglich Ihre Konsultation erbitten.“

Einen solchen Patienten hat der Doktor schon längst gebraucht.

Nun folgte der Ingenieur.

„Das aber ist Herr Martin Dobos, der Inscheller des Komitats, beeideter Mathematikus, oder, wie die Bauern ihn nennen: mityimatyí mokus; er mißt Grund und Boden aus, schneidet den Nebel klein, zerlegt das Wasser, und wenn Jemandem seine Uhr stehen bleibt, so reparirt er sie.“

„Ich hoffe,“ sagte die Baronesse zu Herrn Dobos, „daß Sie sich viel mit mir beschäftigen werden, wenn ich auch keine Klepsidra bin.“

Bei diesem Wort verlängerte sich das lächelnde Antlitz des armen „Inschellers“ zur facies hypocratica des Entsetzens; dabei drehte er an dem Deckel des Blechfutterals, das er in Händen hielt, als würde er darüber nachgrübeln, wie er sich selbst so zusammenrollen könnte, um sich da hineinzuflicken.

Die schöne Muthwillige aber drohte ihm mit dem Finger und sagte dabei mit schelmischem Lächeln:

„Ja, wir Wiener haben eben eine gar gute Polizei.“

Auch der Batvarist dehnte und streckte sich hinter den Uebrigen und schob seinen Kopf, so weit, als es ging, aus den Schultern heraus.

Die Dame bemerkte auch ihn und sein Bemühen.

„Und wie heißt dieser Herr?“

„Das ist noch der Niemand,“ antwortete der Vicegespan. „Das ist nur der Batvarist. Den nennt man noch nicht beim Namen; dem ruft man nur: „Audiat!“ Einer von Denen war's, dem der Eziraky sagte: „Mein Junge, zerbrich Dir nicht lange den Kopf darüber, wo Du Dich bei Tisch hinsetzen sollst; wo Du Dich hinsetzest, ist gewiß immer der unterste Platz.“

Auf das zog Audiat den Kopf wieder zwischen die Schultern zurück und suchte sich unsichtbar zu machen.

„Ihren Hofrichter werden Euer Gnaden ohnehin kennen, Herr Adam Satari, dem man nicht zu sagen braucht,

was der Bischof Klobusiczky bei seiner Inauguration seinen Beamten sagte: „Mögen die Herren nur so wirthschaften daß auch mir etwas bleibt.“

„O, meine Beamten werden nicht über mich zu klagen haben.“

„Und jetzt muß ich mich selbst vorstellen: ich bin der Vicegespan dieses Komitates und heißt Bernat Görömbölyi von Dravaferezstur.“

„Ach, mein Herr,“ sagte die Dame laut auflachend, „daß bringe ich nicht einmal in drei Jahren zusammen.“

„Gerade so geht es mir mit dem Namen von Euer Gnaden!“

„Also wissen Sie was? Statt, daß wir einander mit unseren unaussprechlichen Namen quälen, seien wir lieber miteinander per Du und nennen wir einander beim Taufnamen.“

„Ja, aber wenn ich mit Jemandem „Bruderschaft“ schließe, da küsse ich den auch gehörig ab.“

„Nun, daß kann ja endlich auch geschehen!“ lachte die Baronesse, gab dem Spektabilis, ohne erst zimperlich zu thun, den ceremoniellen Kuß und wechselte dann einen Händedruck mit ihm.

„Also fortan: „Du Bernat bácsi“ und „Du Katinka“. Und da wir nun glücklich darüber hinaus sind, bitte ich die Herren, in die Kanzlei zu gehen und mit dem Herrn Agenten die amtliche Funktion zu beenden; indessen ziehe ich mich zurück, um Toilette zu machen. Auf Wiedersehen bei Tische!“

Hierauf huschte sie mit kindlich leichtem Wesen in's Nebenzimmer.

„Das ist aber schon ein kapitales Weibchen!“ sagte der Oberstuhlrichter zu den Herren. „Nicht wahr, Freund Doboska, eine „Klepsydra“ ist das doch nicht?“

Der gute Ingenieur suchte auch jetzt noch mittels Sinus und Cosinus auszufalkuliren, durch wen die Baronesse das erfahren haben konnte. Es wird doch nicht etwa der Patvarist dem Stubenmädchen gegenüber geplaudert haben.

„Eine schlimmere Geschichte dürfte es geben,“ fiel der Doktor mit boshafter Grimasse ein, „wenn die gnädige Frau zu Hause von dem gewissen Ruß hört; da kann dann der schönste Krieg herauswachsen.“

Der heldenhafte Abkömmling der Scythen erschrak ernstlich bei diesem Worte. Den Löwen schreckte der Hahn mit seiner Stimme; Herrn Bernat aber — die Henne. (Er pflegte nämlich seine Gemahlin „meine Henne“ zu nennen.)

„Der Herr Doktor werden doch so viel Ehrgefühl haben, und das nicht weiter klatschen.“

„No, soweit es mich betrifft, kann ich schon gut stehen, denn ich habe mein Lebtag nicht geklatscht. Wenn aber etwa einmal der Inscheller mit der Rede ausdrücken sollte: „ich sage, wie sag' ich doch nur?“ dann stehe ich schon nicht mehr für das Geheimniß gut. Und wenn dann die gnädige Frau obendrein noch erfährt, daß wir nur so per „Du Katinza, Du Bernat“ miteinander diskuriren, so wird sich das, was dann folgt, nicht so leicht mit einer Anekdote pariren lassen.“

Der Agent machte der scherzhaften Konversation ein Ende, indem er die amtlich anwesenden Herren zur Erledigung ernsthafterer Angelegenheiten in die Kanzlei citirte.

Zweites Kapitel.

Die zum Diner erscheinende Baronin war mit einfachster Eleganz gekleidet; sie trug ein schwarzes Seidenkleid und um den Hals vier Schnüre echter Perlen; einen andern Schmuck hatte sie nicht auf sich; und das schwarze Kleid bedeutet Trauer, die Perlen Thränen. Ihr Benehmen widerlegte Beides. Sie war heiter und gemüthlich. Das Lächeln kann aber ja auch eine Maske sein.

Es war auffallend, daß zu dem Festmahl auch nicht Eine Dame geladen war. Ausschließlich die Baronesse und ihre Gesellschafterin repräsentirten das schöne Geschlecht.

„Du setzt Dich hieher neben mich,“ sagte die Baronin, eingedenk der geschlossenen Bruderschaft zu Herrn Bernat.

Dem Spectabilis war aber die gnädige Frau daheim eingefallen, die allerdings im Stande ist, seinen Namen auszusprechen, die zudem diesem auch noch solche Prädikate anhängt, die nicht im Adelsbrief stehen, und die, wenn sie ihre Zunge losläßt, schrecklicher als der königliche Kommissarius ist; in Folge dessen war er nun bemüht, den vertraulichen Ton abzuschwächen.

„Ich will Ihnen was sagen, Baronesse. Bei uns duzt man Niemanden; nur die Kinder und die Zigeuner. Zu

Jenen, mit welchem wir vertraulich werden, sagen wir „Er“ oder „Sie“. Dem können wir noch allenfalls bácsi oder hugom anhängen, was beiläufig so viel wie „Vetter“ oder „Nahn“ sagt.“

„So duzt man nicht einmal seine Frau?“

„Auch der sagt man Sie, meine Seele!“

„Und die Kinder duzen nicht ihre Eltern?“

„Das wäre schon gar ein Skandal.“

„Wunderbares Land! Nun also: Bernat bácsi, beliebe Er sich hieher neben mich zu setzen.“

Die plötzlich und von selbst sich einstellende familiäre Vertraulichkeit charakterisirte die Wienerin; eine Vertraulichkeit, die von der feinen Agacerie der Pariserinnen weit abwich, die übrigens Herr Bernat noch nie zu Gesicht bekommen hatte.

Baronin Katinka mußte selbst während des Essens die Konversation zu führen, was zwar für ihren Nachbar zur Rechten, den ehrwürdigen Herrn Mercatoris, total verloren ging. Der gelehrte Mann hatte schlechte Zähne; in Folge dessen war das Essen für ihn eine schwere Pönitz und bis er damit nicht fertig war, gab es für ihn keinerlei Diskurs.

Was den Namen des ehrwürdigen Herrn betrifft, so mochte derselbe einst „Kaufmann“ gelautet haben; die Gelehrten hatten es aber zu einer gewissen Zeit geliebt, ihre Namen in's Lateinische zu übersetzen.

Um so bereitwilligere Theilnehmer an der Konversation fand die Baronin an dem Vicegespan und an dem Doktor.

„Die offizielle Uebergabe ist also gänzlich ohne mich beendet worden, Vernet bácsi?“

„Die ist keineswegs beendet. Es ist uns vielmehr so ergangen, wie dem Zigeuner, der gesagt hat, er werde die Gräfin heirathen. Seine Zustimmung ist schon da, es fehlt nur noch jene der Komtesse. Auch hier fehlt noch die Zustimmung der Baronin, das heißt, der Katinka hugom.“

„Wozu muß ich denn meine Zustimmung geben?“

„Dazu, daß die Servitus, die auf dem namenlosen Schlosse liegt, aufrecht erhalten werde.“

„Namenloses Schloß? — Servitus? — Was heißt das? Ich möchte das gern wissen.“

„Das namenlose Schloß kann sich die Katinka hugom hier vom Altan des Kastells aus anschauen. Das ist ein Jagdkastell, das einmal ein Markoczky am Ufer des Neusiedler See's auf dem Fundament eines aus der Vorzeit stammenden Pfahlbaues aufgeführt hat. Dort hat er seine großartigen Jagden gehalten, als die Gegend noch lauter Wald war. Vor drei Jahren ist ein Herr aus dem Ausland hiehergekommen; dem hat das alleinstehende Gebäude sehr gefallen, und er hat es von dem Baron, dem ehemaligen Besitzer, in Pacht genommen, dabei aber den Vertrag geschlossen, daß in den Park, der zum Kastell gehört, so weit er eingepflanzt ist, Niemand außer ihm und den Leuten, die zu ihm gehören, hinein darf. Das heißt man eine Servitus. Und da ist jetzt die Frage, ob die Katinka hugom Lust hat, ein solches Verbot mitten auf ihrem Grund zu dulden oder ob Sie es aufheben will.“

„Und wenn ich es kündigen wollte?“

„Dann müßte Sie ein schönes Vinculum dem Pächter zahlen. Will Sie das thun?“

„Das hängt davon ab, was für ein Menschenkind der Pächter ist.“

„Auf jeden Fall ein Sonderling. Einer, der der Welt aus dem Wege geht.“

„Wie heißt er?“

„Das weiß man nicht. Eben deshalb nennt man das Kastell nach ihm das namenlose Schloß.“

„Aber, wie ist denn das möglich, daß man den Namen eines Menschen dort nicht weiß, wo er seit drei Jahren wohnt?“

„Das ist sehr einfach. Er selbst thut sich nirgends aufführen, und seine Leute nennen ihn nicht anders als: „der Graf“.

„Briefe wird er aber doch wohl mit der Post bekommen?“

„Die kriegt er sehr oft und aus allen Theilen der Welt; manchmal kriegt er auch Geldbriefe und die Receptisse muß er dann unterschreiben. Es geht ihm aber damit, wie dem Bauer, der gesagt hat: „Wenn ich nur schreiben könnte, am Lesen wäre mir nichts gelegen; ich möchte dann schon Jemanden finden, der das lesen könnte, was ich geschrieben habe.“ Auch der muß Jemanden haben, der das lesen kann, was er schreibt; unsereins aber kennt sich in den Häfen nicht aus, die auf seiner Adresse stehen, oder die aus seiner Hand hervorgehen.“

„Kann denn die Obrigkeit nicht Auskunft verlangen?“

„Was für eine Obrigkeit?“

„Nun — Er, Bernat bácsi.“

„Ich? Wie komme ich denn dazu?“

„Die Obrigkeit muß sich doch darum kümmern, woher die fremden Leute kommen und wer sie sind. Und diese Obrigkeit ist Er, Bernat bácsi.“

„So? Ja, bin ich denn ein Spizel?“

„Aber den Paß wird man doch einem Fremden abverlangen dürfen?“

„Paß? No, da möchten sie mich doch gleich im Komitats-hause zum Fenster hinauswerfen, wenn ich von Jemandem in Ungarn einen Paß verlangen, oder meinen Fuß in eine Salvaguardia ohne Erlaubniß Desjenigen setzen wollte, der dort wohnt.“

„So achtet man also nicht darauf, was die Leute treiben?“

„Wozu? Der Edelmann thut, was er will, und der Bauer, was er muß.“

„Wenn aber jener Mensch eine gefährliche Verschwörung anzettelt?“

„Das geht den königlichen Fiskus an und nicht mich.“

„Und wenn er ein Falschmünzer ist?“

„Das geht wieder den Tavernikus an.“

„Gegen die Räuber muß es aber ja doch irgend eine Polizei geben?“

„Dazu bin ich da, und dann meine Panduren. Treiben sie's zu arg, so publicire ich das Statuarium. Dann werden

sie entweder eingefangen oder sie gehen über die Grenze in ein anderes Komitat. Uebrigens liegt gegen den in Rede stehenden Bewohner des namenlosen Schlosses auch nicht ein Indicium vor. Das ist ein sehr stiller Mensch."

"Ist er allein? Hat er keine Familie?"

"Ja, darauf wird der Herr Hofrichter schon besser antworten können; denn er konnte ihn fort und fort im Auge halten."

"Also, Herr Hofrichter! Was wissen Sie über ihn? Hat der räthselhafte Herr eine Frau?"

"Ich gestehe, ich gestehe, es scheint, als wenn er eine hätte; bestimmt kann man aber das doch nicht wissen."

"Nun, das beginnt mich schon zu pikiren! Wie kann man denn das nicht wissen? Sind die Leute unsichtbar?"

"Sichtbar, sichtbar! Der namenlose Herr und die Dame pflegen alle Tage um zehn Uhr Vormittags miteinander auszufahren, und dann fahren sie bis zur benachbarten Stadt; dort kehren sie um und fahren wieder nach Hause; die Dame ist aber in einen so dichten Schleier eingehüllt, daß man nicht ausnehmen kann, ob sie eine alte Frau oder ein junges Mädchen ist."

"Wenn sie aber ausfahren, so müssen sie ja doch auch einen Diener haben, der kutschirt. Und von den Dienstleuten kann man denn doch erfahren, was für ein Verhältniß zwischen ihrem Herrn und ihrer Herrin besteht."

"In der That, in der That! Sie haben Dienstleute. Einen Kammerdiener, der zugleich auch die Pferde wartet. Das ist der Mann für Alles im Hause. Der geht auch

manchmal in's Dorf; der spricht auch deutsch. Außer ihm ist eine dicke Köchin im Kasteil, die geht aber nirgends hin; man sagt, daß sie nicht gehen kann. Dann giebt es noch zwei Leute, die zu ihnen gehen, der Schmidt und dann die Schmidtin. Die kommen aber nie in's Haus, sondern sie erscheinen Winter und Sommer regelmäßig um fünf Uhr früh unter dem Fenster der Rondelle des Kasteils; dort giebt ihnen Jemand durch das Jalousiegitter hindurch die Aufträge. Um neun Uhr kommen sie zurück; da ist dann schon ein Korb vor die Rondelle gestellt, in diesen geben sie, was sie gebracht haben; den zieht dann Jemand an einem Strick hinauf und theilt dann wieder Befehle aus. Diese zwei Leute wohnen in einem Kleinhäuslerhaus, das der namenlose Herr für sie angekauft hat. Diese reden aber von der Frau nie, weil sie dieselbe nie gesehen haben."

"Und der Kammerdiener?"

"Den heißen die Leute den Mann mit dem eisernen Mund. Zudem hat er ein so nobles Benehmen, daß sich kaum Jemand ihn anzureden getraut. Er trägt immer weiße Glacehandschuhe und eine Livrée mit Silberschnüren. Man glaubt, daß die Köchin seine Frau ist. Wichtig ist, daß er die Mädels im Dorf nicht einmal anschaut. Er geht in's nächste Dorf in die katholische Kirche, beichten thut er aber nie. Ausforschen läßt er sich nicht; nur einmal ist ihm über die Lippen gerutscht, daß seine Herrin ein armes Waisensmädchen ist, die gar nichts hat, die aber trotzdem über Alles verfügt."

"Und nehmen sie keine Besuche an?"

„Wann wer zu Besuch kommt, so empfängt ihn der Herr allein; ist ein Fremder da, dann sperrt sich die Dame in den inneren Zimmern ein und verläßt diese nicht. Bleibt Jemand über Mittag dort, so giebt der Herr, wenn die Speisen aufgetragen werden, von jeder derselben etwas auf einen Teller und trägt diesen eigenhändig in das Zimmer, in dem sich die Dame befindet. Diese kommt nie zum Vorschein. Nach ihr zu fragen traut sich Niemand. Einmal bemitleidete meine Frau das arme Geschöpf, das so vereinsamt lebt, und wollte mit diesem auf schöne Manier Bekanntschaft machen. Sie band also am Pfingstsonntag aus Glashausblumen einen schönen Strauß, und schickte diesen durch ihre Magd in's namenlose Schloß. Diese ging zum Grafen hinauf und sagte, die Frau Hofrichterin lasse ihn grüßen und sie schicke diesen Strauß der gnädigen Frau Gräfin. Als sie wieder heruntergekommen war, erzählte sie voll Stolz dem Kammerdiener, der sie zur Thür hinausließ, was für eine große Freude der Graf an dem Strauß gehabt habe, den sie für die Gräfin brachte; er habe ihr einen Zwanziger geschenkt und sei aus lauter Freude gesprungen wie ein Narr. „Gesprungen ist er wohl, aber aus Zorn!“ antwortete ihr der Kammerdiener. „Danke Gott, daß Du ein Frauenzimmer bist; denn wärst Du ein Mann, so hätte er Dich mit der Pistole hinausgetrieben.“ Und wie das Mädchen aus dem Kasten tritt, da regnet es nur so Blumen aus dem zerrissenen Strauß auf ihren Kopf; der Graf aber oben fluchte in einer fremden Sprache, welche die Magd nicht verstanden hat. Am nächsten Tage traf der Graf zufälligerweise mit meiner

Frau im Dorf zusammen. Die Frau hatte das mit dem Strauß apprehendirt, und schaute ihn gar nicht an. Nachmittags schickte ihr der Graf durch die Schmidtin sechs Flaschen Wein und ließ ihr sagen, daß sei wegen des Gefallens, den sie ihm erwiesen, daß sie ihn nicht angesehen hat. Es war Haute-Sauterne, Wein“.

„O, die Einsiedler trinken also so feine Weine!“

„In der That, in der That! Auch führen sie eine ausgezeichnete Küche. Die Schmidtin trägt täglich die Ueberbleibsel, die ihr die Köchin giebt, für ihre Kinder heim und aus diesen Resten kann man sehen, daß da fürstlich gespeist wird. Aus ihrer Küche kann man aber auch entnehmen, daß sie gute Christen sind. Zu Ostern ist stets ein Osterlamm, zu Allerheiligen ein Heiligenstrizel auf ihrem Tisch. In die Kirche gehen sie aber nicht, auch kommt kein Geistlicher zu ihnen.“

„Und in welcher Kleidung erscheinen sie, wenn sie ausfahren?“

„Der Graf trägt einen einfachen braunen Rock, einen breiten runden Hut, weiße, bis zu den Knien reichende Gamaschen mit Knöpfen und im Winter einen Carbonari-Mantel. Die Dame aber ist stets nach der neuesten Mode gekleidet und ihre Kleider kommen mit der Post aus dem Ausland.“

„Und was mögen sie für einen Grund zu diesem räthselhaften Versteckensspiel haben?“

„Ich gestehe, ich gestehe, das liegt schon außerhalb meiner

Sphäre. Ich kann nur die Daten angeben; auf die Combinationen versteht sich der Herr Doktor besser als ich.“

„Ach, richtig,“ sagte die Baronin, die in das allgemeine Gelächter einstimmt. „Da ist ja der Herr Doktor! Das Geld des Komitats darf man nicht unsonst einstecken. Wenn Sie die Komitatsglocke sind, so müssen Sie auch wissen, was hier in unserer Nähe vorgeht.“

„Ich weiß es aber ja auch! Nur hat mich der Herr Inischellér — ich sage, wie sag' ich doch nur — noch nicht zum Wort kommen lassen. Also, wenn die Baronin so gnädig ist und es hören will, so kann ich Ihnen sagen, wer der Herr und wer die Frau ist. Ich weiß sogar dreierlei Versionen. Belieben dann aus diesen zu wählen. Nach der ersten authentischen Erklärung ist der namenlose Herr der Hauptmann einer großen Räuberbande, die im Ausland ihr Unwesen trieb und er hat sich vor seinen Verfolgern mit seinen geraubten Schätzen hierher in unser Arcadien zurückgezogen. Die Dame aber ist seine Geliebte; sie ist schon einmal in Deutschland in die Hände des Gerichts gefallen, verurtheilt und in Folge des Urtheiles auf der Stirn mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt worden. Dies ist der Grund, warum sie ihr Gesicht nie unverschleiert zeigt.“

„Das ist gar zu schauerlich romantisch. Herr Doktor!“ bemerkte die Baronin „das acceptiren wir nicht. Lassen Sie die zweite Version hören.“

„Hab' mir's gedacht, daß Ihnen die erste nicht gefallen wird; darum habe ich mit ihr angefangen; habe aber auch sie nicht aus meinem Finger gezogen. Die zweite ist schon

nicht so schauerlich. Der namenlose Herr hat eine Nonne aus dem Kloster entführt. Die Himmelsbraut, die ihr heiliges Gelübde gebrochen hat, hat zur Buße für ihr Verbrechen das andere Gelübde abgelegt, daß sie der ganzen Welt mit Ausnahme ihres Geliebten entsagen will; darum schließt sie sich mit ihm in einem abseits liegenden Castell ein, darum zeigt sie ihr Gesicht niemals und Niemandem außer ihm."

"Das ist romantisch aber nicht wahrscheinlich. Wenn eine Nonne einmal so weit geht, daß sie wegen ihres Geliebten aus dem Kloster entläuft, dann kann sie schon auch noch um einen Schritt weiter gehen und zum Protestantismus übertreten; dann kann sie den Auserwählten ihres Herzens heirathen und braucht nicht ein sündhaftes Leben zu führen, zu zittern und zu beben und sich vor der Welt zu verstecken. Das glauben wir nicht."

"Dann wird die dritte Version die wahrscheinlichste sein. Vor vier Jahren erzählten die Zeitungen eine merkwürdige Entführungsgeschichte. Ein Fremder — man weiß nicht wer? — entführte aus dem Bad von Dieppe die Frau eines hochstehenden französischen Offiziers. Seither sucht der gefoppte Gemahl seine Frau auf der ganzen Welt; er kennt den Verführer nicht. Dieses Paar sind sie."

"Dies wäre die verständlichste Lösung des Räthfels. Sie hat jedoch einen Fehler. Wenn das Liebespaar sich vor der Verfolgung des Franzosen hierher nach Fертёсзег geflüchtet hat, dann haben sie damit, daß die Dame fort und fort mit verschleiertem Gesicht herumgeht, das aller schlechteste

Mittel gewählt, um verborgen zu bleiben. Wer soll sie hier in Fertöszeg erkennen, wenn sie sich einfach so zeigen, wie sie sind! Die Geschichte von dem Schleier dagegen geht weiter und weiter und führt früher oder später den nachstellenden Gatten auf ihre Spur.“

„Dieser Skrupel ist ja auch schon von anderen Leuten erhoben worden. Jetzt kommt aber erst die richtige Erklärung: Wir haben hier einen alten Waldhäger und der sieht sie alle Tage ausfahren. Auf einer Waldblöße pflegen sie auszustiegen und dann machen sie einen kleinen Spaziergang auf dem Fußweg, wobei sich die Dame an den Arm des Herrn hängt. Der Häger hat nun bemerkt, daß die Dame an dem einen Tag mit schwerfälligem Tritt mühselig einhergeht, an dem andern aber elastisch und leichtfüßig wie eine Fee hinschreitet. Auch ist sie das einmal von stattlichem Wuchs und ein anderesmal ist sie wieder ganz gebeugt. Der Häger sagt daher, daß das nicht Eine Frau ist, sondern, daß es ihrer zwei sind. Der verführerische Fremde hat nicht die französische Generalin allein, sondern sie sammt ihrer Tochter entführt; seither ist die Mutter krumm und lahm geworden, die Tochter aber ist herangewachsen und der sündhafte Mensch hat alle Beide verführt.“

„Shocking“ rief die Gesellschafterin dazwischen, die ihre Tugendhaftigkeit eifersüchtig hütete. „Derlei darf man nicht vor Damen sagen, Herr Doktor!“

„Bitte, ein Doktor darf Alles!“

Gesagt war es aber nun doch einmal und zurückgenommen konnte es nicht mehr werden und so erklärte die ge-

sammte Tischgesellschaft einstimmig voll Entrüstung, daß dies schon entsetzlich sei! Einen solchen Verbrecher könne und dürfe man in der That nicht länger im namenlosen Schloß dulden.

Inzwischen war aber unser ehrwürdiger Herr Mercatoris mit seinen schlechten Zähnen fertig geworden und nun konnte auch er zu der auf der Tagesordnung befindlichen Angelegenheit sprechen.

„Meine Herren und Damen!“ begann er. „Erlauben Sie, daß ich das Wort in dieser Frage ergreife, deren Details Niemand so genau als ich kennt, der ich seit Jahren ununterbrochen in Verbindung mit dem namenlosen Manne stehe.“

„In welcher Verbindung?“

„Nur mittels Correspondenz. Und auch diese geht in ganz eigenthümlicher Weise vor sich. Der Graf — nennen wir ihn so, obwohl wir keinen Grund hiefür haben, da er sich nicht dafür ausgiebt — der Graf schickt mir täglich seine „Augsburger Allgemeine Zeitung“, die ich jeden Morgen unter meinem Thor hineingeschoben finde; außerdem schickt er mir häufig durch die Schmidtin Briefe; diese sind aber nicht mit einer Männerhand geschrieben; die Züge sind augenscheinlich von Frauenhand. Aber auch diese bleiben nicht bei mir, die Ueberbringerin fordert sie stets zurück. Das Siegel an den Briefen ist regelmäßig glatt. Nur einmal habe ich auf demselben ein Wappen mit drei Blumen gesehen.“

„Was waren das für Blumen?“ fragte die Baronin lebhaft.

„Ich kenne sie nicht.“

„Und worüber correspondiren die Herren?“

„Die Correspondenz hat damit begonnen, daß der fremde Herr kleine Wünsche hatte, um deren Erfüllung er mich ersuchte. Bald klagte er darüber, daß die Hunde im Dorfe gar so stark heulen; dann wieder, daß die Kinder im Walde die Vögel aus den Nestern ausheben und bald, daß der Wächter gar so stark schreit. Alles dies brachte er aber niemals in seinem eigenen Namen, sondern immer mit Bezug auf eine dritte Person vor, die er nicht nannte; er schrieb nur: „man fürchtet sich vor dem Hundegebell“; „man liebt die Vögel“; „man erschrickt über das Schreien des Nachtwächters“. Dann schickt er Geld für den Eigenthümer des bellenden Hundes, damit er diesen über Nacht einsperre; für die Kinder, damit sie die gefangenen Vögel wieder freilassen und für den Nachtwächter, damit er sich am anderen Ende des Dorfes ausschreie“.

„Wie es scheint, liebt die Frau, die er bewacht, sehr die Ruhe.“

„So ist es. Die hiesige Jugend hatte die Gewohnheit, die erste Stunde des neuen Jahres mit großartigen Salutschüssen zu feiern. Im zweiten Jahre ließ der fremde Herr die Bursche durch mich ersuchen, sie möchten das Schießen bleiben lassen und sich lieber auf seine Unkosten unterhalten; und seitdem traktirt er sie in der Silvesternacht in der Dorfschänke. Als ich diese kleinen Wünsche erledigt hatte, begann er mir seine Zeitungen zu senden, was mir sehr wohl that, da die Kasse eines Dorfpfarrers für derlei nicht recht aus-

reicht. Später ließ er mir auch Bücher aus seiner Bibliothek. Er hat die Klassiker aller Nationen; dann die Werke Wieland's, Kleist's, Börne's, Lessing's, Locke's, Schleiermacher's. Hierüber begannen wir dann einander zu schreiben. Häufig verwickelten wir uns in den heftigsten Disput, und Schmidt, der als Courier den Meinungsaustrausch hin- und hertrug, verkehrte an manchem Tag auch zehnmal zwischen dem Pfarrhof und dem namenlosen Schloß; und an demselben Tag gingen wir auf der Gasse aneinander vorüber, ohne einander etwas Anderes, als „guten Tag“ zu sagen. Aus den Briefen aber überzeugte ich mich, daß der geheimnißvolle Mann weder ein Verbrecher, der sich vor der Strafe vertreibt, noch ein abenteuernder Held, der in romanhafter Weise Frauen entführt, noch ein unglücklicher Narr, der die Welt haßt, sondern ein Menschenfreund mit wahrhaft edler Gesinnung ist, der sich für Alles interessirt, was auf der Welt vorgeht und die Leiden der kleinen Leute kennen zu lernen liebt, um ihnen abzuhefen; ein Philosoph, der sich glücklich fühlt, wenn Ruhe rings um ihn herrscht.“

Die Baronin winkte ihrem Kammerdiener und gab diesem den Auftrag, er solle den Ortsvorstand in ihrem Namen ersuchen, daß man alles projektirte Salutschießen und alle Feuerwerkerei unterlasse. Sie habe Kopfschmerz; sie könne derlei nicht vertragen. Die Leute möchten sich zur Feier des heutigen Tages hübsch ruhig im geschlossenen Raume unterhalten.

Dann fragte sie den Pfarrer:

„Wie erfährt aber der namenlose Herr, was den armen

Leuten fehle, wenn weder er noch seine Dienstleute je mit dem Volke verkehren?"

„Auf eine sehr einfache Manier. Auf dem Thurme des Kastells ist ein gewaltiges Teleskop aufgestellt. Das hat er selbst mir mitgetheilt. Mit diesem sieht er von der Höhe in jeden Hof hinein. So erfährt er bei wem und wann eine Taufe oder ein Leichenbegängniß und ob ein Haus schon sehr baufällig ist; wo ein solcher Fall eintritt, ist die lindernde Hilfe schon am nächsten Tag bei mir. Er schaut zu, wie sich die Bauernbursche untereinander unterhalten, und er schreibt mir, es wäre gut, dieses oder jenes schöne Mädchen zu ermahnen, nicht gar so ausgelassen beim Tanze zu sein; oder ich solle diesem oder jenem Weibchen tüchtig den Kopf waschen, damit sie nicht das Fenster öffne, wenn des Nachts an dasselbe geklopft wird. Selbst das hat er herausgebracht, wer von den Jungen am liebsten in die Schule geht, und zu Hause das Buch am fleißigsten zur Hand nimmt, und dem schickt er dann durch mich ein Prämium. Und am Weihnachtsabend läßt er alle kleinen Knaben und Mädchen hinauf in's namenlose Schloß kommen; dort ist für sie ein großartiger Christbaum mit brennenden Wachskerzen aufgestellt, und auf diesem befinden sich kleine Geschenke für jedes Kind; Kleidungsstücke, Bücher, Näscherlein. Diese vertheilt er selbst unter sie. Ich kann sogar einen ganz besonderen Fall von ihm erzählen, der den Mann sehr charakterisirt. Eines Tages ließ das Komitat eine unglückliche Frau, die mit einem übelberüchtigten Menschen lebte, einfangen.

Der Herr Vicegespan kennt den Fall: die Katonczka Tutka, die Satanin."

"Wie soll ich ihn nicht kennen? Sitzt sie ja jetzt noch drinnen. Sie ist die Geliebte jenes berühmten Satan Paczi."

"Sie hatte nun einen kleinen Knaben. Der mußte dann nicht, als man seine Mutter wegführte, wo aus und wo ein. Der fremde Herr sah von seinem Thurme aus, was mit dem Kinde geschehe, dessen Mutter die Panduren fort eskortirten. Das Kind wurde nun aus jedem Hause hinausgejagt; zuletzt begannen es die übrigen Kinder zu mißhandeln, zu stoßen, zu schlagen, bis sich der Knabe zum Dorf hinausgeschlich; da ging er denn zum Ufer des Sees hinunter und weil ihm Niemand etwas zu essen gab, so aß er dort die Triebe des jungen Niedgrases. Der fremde Herr schrieb mir sofort, ich möchte das Kind auffuchen lassen und es der Schmidt zur Pflege übergeben; dort werde es zu essen bekommen, bis seine Mutter zurückkehrt; der Rektor aber möge den Kindern einschärfen, den Armen fortan in Ruhe zu lassen."

Die Baronin vergoß Thränen bei dieser Erzählung.

Der Vicegespan aber gab eine einschlägige Anekdote zum Besten.

"Schade! Es wird ihm mit dem Jungen so gehen, wie es dem Manne mit dem Jungen der Wölfin gegangen ist. Wenn er heranwächst, frißt er seinen Wohlthäter auf."

"Ah, ah! sprech' er nicht so, Bernat bácsi!" protestirte die Baronin. „Armer kleiner Knabe. Das hat mich ganz weich gestimmt. Georg! Packen Sie eine tüchtige Menge

von dem Badwerk zusammen und tragen Sie es dann zur Schmidt für die arme kleine Waise. Derartiges ergreift mich tief. Der Kleine soll dann einmal zu mir kommen; wir wollen für ihn etwas an Kleidern zurechtmachen. Sagen Sie also, ehrwürdiger Herr, mein Pächter wäre somit ein wahrhaft edler Mensch?"

„Seine Thaten verkünden ihn als solchen, wenngleich seine Worte nicht zu hören sind.“

„Wie läßt sich aber dann das Geheimniß der verschleierten Frau erklären?"

„Daß weiß ich nicht; denn er berührt diesen Gegenstand auch nicht im Entferntesten in seinen Briefen.“

„Ist sie etwa seine Gefangene, die er gewaltsam zurückhält?"

„Das kann wohl nicht sein," sagte der Pfarrer, „denn sie hätte hundert Gelegenheiten, zu entfliehen, oder um Hilfe zu rufen, wenn er mit ihr durch die Gassen fährt.“

Hier trat nun eine lange Pause ein, daß endlich auch der Herr Inscheller dazu kam, das Seine anzubringen:

„Ich sage — wie sag' ich doch nur . . .“

„So sagen Sie's doch, um Gotteswillen, endlich heraus!" nöthigte ihn der Doktor.

„Ich sage . . .“

„Heraus damit also!"

„Ich sage, daß diese Dame ihr Gesicht deshalb immer verschleiert, weil — wie sag' ich doch nur?"

„Aber so sagen Sie's doch einmal!"

„Weil sie das Fräulein mit dem Schweinskopf ist.“

Diese unerwartete Lösung reizte die gesammte Tischgesellschaft zu ungeheurem Gelächter.

„Und doch ist das, was der Herr Inscheller sagt, nicht gar so besonders lächerlich,“ bemerkte Bernat bácsi, als sich die Wogen der hochgehenden Heiterkeit zu glätten begannen; „als ich noch ein Kind war, hörte ich viele Anekdoten von dem schweinsköpfigen Fräulein.“

„Möglich, daß wir uns mit der Idee des Herrn Inscheller der Lösung nähern,“ fiel der Doktor ein. „Giebt es auch keine Fräulein mit Schweinsköpfen, so erwähnt doch die ärztliche Wissenschaft mehrfach solcher Personen, die einen wahrhaftigen Totenkopf statt eines Gesichtes hatten.“

Da öffnete sich am Ende des Tisches ein Mund, der sich bisher nur mit dem Essen befaßt hatte, um die folgende tollkühne, die sämtlichen Raisonsnements untereinander werfende Erklärung von sich zu geben:

„Diese fremde Dame ist aber nun einmal das allerlieblichste Fräulein, eine göttliche Schönheit!“

Alles wendete sich dieser Stimme zu.

Wer war es? Der Patvarist; der Niemand; der Mensch, der noch keinen Namen hat. Und dabei klopfte dieser Mensch vollkommen kalten Blutes mit Messer und Gabel auf seinen Teller, als schlage er den Zapfenstreich.

„Audiat! Wie magt Er, so was zu sagen?“ schnaubte ihn der Vicegespan an.

„Weil ich sie gesehen habe.“

„Audiat! Gesehen hat Er sie? Wann hat Er sie gesehen?“

Wie hat Er sie gesehen? Jene, die noch gar Niemand gesehen hat!"

„Nun, als ich voriges Jahr aus dem Collegium nach Hause gekommen bin per pedes apostolorum; das Reisegeld war mir ausgegangen, mein Schnappsack war leer; als armer Reisender an die Thüren zu klopfen, hatte ich nicht gelernt und da machte ich mich in dieser Gegend daran und pflückte Haselnüsse von den Sträuchen des Parks. Das gab ein sehr gutes Mittagsmahl, als mich plötzlich das Klirren eines Fensters aufschreckte. Ich schaue hin und da sind an einem Fenster des namenlosen Schlosses beide Flügel geöffnet, und aus demselben schaut, zur Hälfte herausgelehnt, eine so wunderbare Schönheit, wie ich eine solche noch nicht einmal gemalt gesehen habe.“

„Ah, ah!“ rief die Baronin. „Sagen Sie nur: Wie sah sie aus? Kommen Sie näher zu mir her!“

Da aber der Batvarist nicht recht aus seiner sicheren Position heraus wollte, sprang sie von ihrem Plaze auf, lief an das andere Ende des Tisches, um auch nicht ein Wort von dem zu verlieren, was der Erzähler, dem sie neugierig ins Gesicht blickte, sagte:

„Langes, gelocktes, schwarzes Haar floß vorn auf ihre Schultern; ihr Gesicht war weißer wie die Lilie, und roth wie die rothe Rose; ihre Stirn ist rein und hoch, und ist wahrlich kein Brandmal darauf zu sehen; der Mund schmal, fein und lächelnd; die ganze Erscheinung die eines Engels, der aus dem Himmel niederblickt.“

„War's ein Mädchen oder eine Frau?“ fragte die Baronin.

In der damaligen Zeit konnte man das genau wissen, da die verheiratheten Frauen die Haube nie ablegten, die Mädchen dagegen nie eine Kopfbedeckung trugen.

„Sie ist noch sehr jung. Sie kann nicht älter als fünfzehn Jahre sein,“ antwortete der Patvarist. „Eine Haube würde zu ihrem Gesichte noch gar nicht passen.“

„Hahaha!“ lachte Bernat bácsi. „Und diese Fee hat sicherlich dem Audiát zu Liebe das Fenster geöffnet und ihre Schönheiten gezeigt, die bisher noch kein Mensch gesehen hat.“

„Sicherlich hat sie's nicht meinetwegen gethan, sondern wie ich mich überzeugte, wegen der Thiere, die glücklicher als ich waren, wegen vier Stück Katzen, die dort in der Dachrinne des Kastells spielten. Eine weiße, eine schwarze, eine rothe und eine graue; und diese liefen sofort auf den Fenstergesimsen zu ihr, als sie sie rief.“

„In der That, die Katzen sind ihre einzigen Spielgefährten. So viel wissen wir von den Dienstleuten,“ bestätigte der Hofrichter.

„Und was das Sonderbarste,“ fuhr der junge Rechtspraktikus fort, „sie rief die Katzen nicht so, wie man sie bei uns ruft: *Biz, ziz!* sondern sie lockte sie mit *Buß, Buß!*“

„O!“ rief die Baronin überrascht, „die Holländer rufen so die Katzen.“

„Das Fenster schloß sich wieder und die Fee verschwand vor mir.“

*

*

*

Die Vorbeern, welche der Niemand, der Patvarist er-
rungen, ließen den Herrn Vicegespan nicht ruhen.

„Andiat!“ sagte er, während er sich in seinem Stuhle
zurückwarf, „lerne Er, daß ein junger Mensch nur dann
zu antworten hat, wenn er gefragt wird, ja daß es, wie der
gelehrte Professor Patvani gesagt hat, selbst dann nicht
nothwendig ist, daß er auf alle Fragen antworte.“

Die Tischgesellschaft theilte jedoch diese Ansicht nicht.
Der Patvarist wurde vielmehr wie ein Lustschiffer, der soeben
aus einem Montgolfier'schen Ballon gestiegen, von allen
Seiten bestürmt, zu erzählen, was er in jenen Regionen ge-
sehen, in welche die Menschen noch nicht gedrungen sind.
Was für ein Kleid die räthselhafte Dame getragen habe?
Ob sie wirklich keine Haube auf dem Kopfe hatte? Ob
sie wirklich nicht älter als fünfzehn Jahre sei?

Der Vicegespan machte dem Triumph des Patvaristen
ein Ende.

„Ei, was weiß so ein junger Mensch zu erzählen, nach-
dem er sie nur einen Augenblick lang gesehen hat! Das
ist kein authenticum . . . das werde ich schon heraus-
bringen, wer dieser dominus und seine domina sind.“

Dieses „Ich“ war mit einem Selbstgefühl ausgesprochen,
wie seinesgleichen nur in der Bulle „quos ego“ zu finden ist.

„Bitte schön, wie werden Sie das machen?“ fragte
die Baronin, die auf ihren Platz zurückgekehrt war.

„Ich werde in's namenlose Schloß gehen.“

„Wenn er aber etwa auch Sie nicht einläßt?“

„Mich? Den Vicegespan? Das legale testimonium?“

Dann würde es ihm mit mir, sowie dem Obergespan des Tolnaer Komitats mit der hinausgesperrten Deputation ergehen, die eine Leiter an's Fenster gelegt hat, und durch dieses mit der Repräsentation bei ihm eingetreten ist. Uebrigens will ich meinen ganzen Schlachtplan beim schwarzen Kaffee auseinanderlegen."

Als die Reihe an den schwarzen Kaffee kam, äußerte die freundliche Frau vom Hause die Ansicht, daß es angenehmer sein dürfte, denselben unter der Veranda zu nehmen, worauf sich die Tischgesellschaft in die offene Vorhalle begab, wo auf kleinen Tischen der Mokka in den Tassen dampfte; und dort setzten sich die Baronin und der Vicegespan nebeneinander an eine Stelle, von der aus man gerade auf das namenlose Schloß sehen konnte. Herr Bernat Görömböly ging unverzüglich daran, das Stratagemma zu entwickeln, mittels welchem er das Schloß einzunehmen beabsichtigt, ohne jedoch Gewalt anzuwenden, was einem ungarischen Beamten verboten ist.

"Belieben aber die Herrschaften leise zu sprechen," ermahnte der Hofrichter die Gesellschaft, "denn ich möchte wetten, daß der Graf auch jetzt in seinem Thurme sitzt und von dort mit seinem 'Teleskop' die Gesellschaft so nahe an sich heranzieht, als wenn wir rings um ihn sitzen würden."

Hierüber lachte Herr Bernat laut auf.

"Der Herr Hofrichter glaubt gewiß, daß man mit dem Teleskop nicht nur die Leute in der Nähe sehen, sondern auch hören kann, was sie reden."

Der Herr Hofrichter hätte wahrlich nichts Absonderliches hieran gefunden. Kann die teuflische Maschine das Eine, warum soll sie nicht auch das Andere können?

Indessen war doch Jedermann bemüht, leiser zu sprechen und nicht mit der Hand nach dem namenlosen Schloß zu weisen; war man sich doch bewußt, daß jetzt Jemand in dem Thurne den Betreffenden mit dem Teleskop so nahe an sich heranbringt, daß er dem, der mit dem Finger hinzeigt, leicht Eins auf diesen versetzen könne.

Die Damen zogen sich dann zurück, um Nachmittags-Toilette zu machen, die Herren aber begaben sich in's Rauchzimmer, um mit dem unvermeidlichen kleinen Naschi-Waschi, ohne daß eine Statution nicht perfekt gewesen wäre, den feierlichen Akt zu beschließen. Der Herr Agent hielt die Bank; er hatte die Instruktion von der Baronin, so zu spielen, daß stets er verliere, die Herren Gäste aber gewinnen. Auch gewannen sie insgesammt mit Ausnahme des Patvaristen, der noch nicht in's Naschi-Waschi dreinreden darf, denn er ist noch der Niemand und darf nur Pfeifen stopfen und Fidibusse herumreichen, während die Anderen spielen.

Der Herr Doktor unterhielt auch während dessen die Gesellschaft mit seinen Klatschgeschichten. Zuerst zog er die Abwesenden und dann die Anwesenden auf. Er zog gegen den bankhaltenden Agenten los, aber auf ungarisch, damit er es nicht verstehe; dann machte er sich über die Giraffe-Frisur der Gesellschafterin lustig, aber auf lateinisch, damit es der Hofrichter nicht verstehe; endlich ging er auch

gegen den Vicegespan vor, aber auf slovakisch, damit es auch dieser nicht verstehe.

Selbst in später Nacht, als die Herren nach reichlichem Nachtmahl in ihre Schlafzimmer gingen, übte der Doctor, der mit dem Patvaristen in demselben Zimmer schlief, da er niemand Andern zum Hänfeln hatte, seinen Witz an diesem. Der gut abgerichtete junge Mann ließ sich aber dies in aller Ruhe gefallen; ehe er sich jedoch niederlegte, stellte er den Toilettenspiegel vor den Doctor, der sich bereits im Bette befand, auf das Nachtkästchen.

„Und was soll das?“

„Damit Herr Doctor, wenn ich endlich doch einschlafen sollte, Jemanden haben, den Sie zum Narren halten können.“

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen nach dem reichlichen Frühstück, das eine volle Stunde in Anspruch genommen hatte, verabschiedeten sich die Gäste von der Frau vom Hause; die im Orte wohnten, trollten sich zu Fuß nach Hause, die von auswärts gekommen waren, setzten sich in ihre Chaisen; Bernat bácsi aber leitete seine Abfahrt folgendermaßen ein:

„Was mich betrifft, Katinka hugom, so nehme ich keinen Abschied, denn ich komme wieder zurück und dann werde ich Alles erzählen. Audiat! ist Alles auf dem Wagen?“

Der Audiat nickte stumm mit dem Kopfe.

Zu jener Zeit reisten die gnädigen Herren mit vielen Umständlichkeiten. Der Flaschenkeller, der pyramidenförmige Lederbeutel, in dem sich die Schemnitzer Pfeifen mit den langen Rohren und die Meerschampfeifen mit den kurzen Rohren, ferner der Tabaksbeutel befanden; das Doppelgewehr im Futteral aus Tuchenden; die Fringia, der altungarische Säbel mit der Silberscheide, in einer sackartigen Hülle aus Hirschleder, endlich das Rasirzeug. Alles dies war unentbehrlich und auf Alles dies hatte der Batvarist zu achten. Die Akten dagegen befanden sich unter der Obhut des Hajduken, dieser verstand sich wieder darauf.

Herr Bernat Görömbölyi v. Dravakeresztur hieß also um acht Uhr Morgens den Vorspannsbauer gradewegs zum namenlosen Schloß fahren.

Das Kastell, das namenlose Schloß benannt wurde, war auf einer schmalen Erdzunge erbaut, die in den Neusiedler See hineinreichte; der Weg zum Schloßthore lief auf einem Damm, der durch eine starke Schanze aus Faschinen geschützt war, von der Wasserseite beschatteten Weidenbäume mit knotigen Kronen den Weg, an der andern Seite schloß ihn eine Bretterplanke ab. Wenn man zum Schloßthor hinein wollte, mußte man vorher um Einlaß bitten.

Auf das Anläuten erschien aus dem Kastell der schon erwähnte Kammerdiener, der gleichzeitig Kutscher und Mann für Alles war, ein klastenhoher, hagerer, breitschultriger Mann mit stark vorstehenden Backenknochen und dichten Augenbrauen. Er trug auch jetzt eine glänzende Livrée, an

den Händen weiße Handschuhe, an den Füßen weiße Strümpfe und Schuhe ohne Absätze.

„Ist der Graf zu Hause?“ fragte der Vicegespan.

„Ja.“

„Melden Sie uns. Ich bin der Vicegespan des Komitats und wünsche meine amtliche Aufwartung zu machen.“

„Der Herr Graf ist von der Ankunft der Herrschaften bereits verständigt und heißt Sie willkommen.“

Das läßt sich aber ja sehr glatt an!

Und der sicherste Beweis der herzlichen Aufnahme war, daß der Kammerdiener selbst sich beeilte, das Reisegepäck vom Wagen zu nehmen und es in die Vorhalle zu tragen, was ein Zeichen war, daß man die Gäste zurückzuhalten gedenkt.

Nun geschah aber doch etwas Absonderliches.

Ehe der Kammerdiener die Stiegenthür öffnete, brachte er drei Paar Fußsoden, die aus schmalen Tuchstreifen geflochten waren und die man in dieser Gegend „Mamuß“ nennt, herbei und ersuchte mit allem Respekt die Herren Gäste, sie möchten die Güte haben, diese Soden über ihre Stiefel zu ziehen.

„Wozu das?“

„Erstens, weil man in diesem Kastell das Knarren der Stiefel nicht liebt, dann aber, damit nicht irgend ein Rothfleck oder staubige Fußspuren auf die Parquetten oder die Teppiche gerathen.“

„Das ist also gerade so, als wenn man in einem Pulverthurm einen Besuch machen würde.“

Schließlich mußte man sich aber doch dreinfinden und so zogen alle Drei die Mamuffe über ihre gelben Stiefel und gingen so über die Treppe hinauf in das Gastzimmer.

Eine bis zur Angstlichkeit getriebene Reinlichkeit herrschte in allen Theilen des Kastells. Treppen und Gänge waren mit weißem, grobem Tuch, wie es für die Kleidung der Landleute in Ungarn erzeugt wird, belegt; die Wände waren mit glänzenden, weißen Papiertapeten bekleidet, jede Thürklinke strahlte von Reinheit. Auch nicht ein Spinnengewebe war in den Winkeln zu sehen; auch hätte eine Spinne hier nichts zu suchen gehabt, denn es gab auch nirgends Fliegen.

Auch in dem Gastzimmer, in welches die Herren geleitet wurden, war der Stubenboden glänzend wie ein Spiegel und auf den Möbeln war auch nicht ein Stäubchen sichtbar.

Herr Bernat begann sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wo man denn hier seine Pfeife ausklopfen solle?

Wenn man nämlich eine Pfeife haben wird.

Denn gerade nur die Pfeifen hatte der Kammerdiener in's Zimmer zu bringen unterlassen.

„Audiat! geh' Er und schau' Er, daß meine Pfeifen hereinkommen. Dann thu' Er sich auch in der Küche um und sehe er nach, was gekocht wird.“

Der Patvarist ging; er kam aber nicht wieder zurück.

In diesen Luchschuhen hört man nicht einmal, wenn sich Jemand der Thür nähert.

Wer statt des Abgesandten zur Thür hereintrat, war der Kammerdiener.

„Aber, wo sind denn meine Pfeifen?“ fragte ihn Herr Bernat.

„Der Herr Graf erwartet Euer Gnaden im Saale,“ entgegnete der Kammerdiener, und da mußte es denn Herr Bernat aufgeben, seinen Pfeifen nachzuforschen und hinüber in den Saal wandern.

Auch dort waren alle Möbel weiß lackirt und vergoldet. Die Oelgemälde in Roccocorahmen stellten Landschaften, Obstgruppen, Thiere dar; ein Porträt befand sich nicht unter ihnen.

An dem langen Oualtisch mit Tigerfüßen stand der räthelhafte Bewohner des namenlosen Schlosses. Es war ein hochgewachsener Mann mit ritterlicher Haltung, ausdrucksvollem Gesicht, hoher, vorspringender Stirn, welche die ungekünstelte Frisur freiließ, mit starker, grader Nase von griechischem Schnitt, mit meergrauen, ruhig blickenden Augen, einem kurzen Schnurrbart und einem Henriquatre am Kinn, die etwas lichter als die Kopfhaare waren. Seine beiden Arme waren übereinandergelegt, aber nicht vorn über der Brust, wie man Napoleon Bonaparte malt, sondern rückwärts, eine Positur, die keineswegs zum Austausch von Händedrücken einladet.

„Magnifice comes,“ begann der Vicegespan lateinisch.

„Ich spreche ungarisch,“ fiel ihm der Hausherr in's Wort.

„Unmöglich!“ rief der Gast, dessen Erstaunen sich in seinem Gesichte treulich abspiegelte. „Ungarisch? Wo haben Euer Hochwohlgeboren das lernen können?“

„Aus der Grammatik.“

„Aus der Grammatica!“ Das war schon das Allerwunderbarste für den Herrn Vicegespan. Wußte er doch bisher so viel, daß man Jenen, der ungarisch lernen sollte, als Kind ‚im Tausche‘ in irgend eine ungarische Stadt schickte; daß man aber das Ungarische aus der Sprachlehre lerne, wie das ‚hic-haec-hoc‘, das war aber schon ein solches Curiosum, daß es verdient hätte, zu Protokoll genommen zu werden. „No, das ist sehr schön! Ich habe geglaubt, daß ich mich Euer Hochwohlgeboren gegenüber an's Lateinische halten müsse, da dieses alle Völker der Welt sprechen, womit aber der Grundherr schön aufgefressen ist, der einmal dem Vorspannsbauer gesagt hatte, daß man mit dem Lateinischen durch die ganze Welt reisen könne. Als dann der Wagen plötzlich auf dem Damme stecken blieb, sagte der Bauer: „Nun, Herr, so spannen Sie jetzt Ihre lateinische Sprache ein, wenn Sie mit dieser durch die ganze Welt kommen können.“

Man lachte über seine Anekdote nicht, was ihn unangenehm berührte.

„Um aber meine Wenigkeit vorzustellen“

„Habe die Ehre. Bin bereits unterrichtet; Herr Vicegespan Bernat Görömbölyi von Dravaferesztur.“

Er hatte den ganzen Namen fehlerfrei hergesagt.

„Der Grund meines Kommens““

„Auch diesen kenne ich. Die Besizung Fertöszeg ist in die Hände eines andern Eigenthümers gelangt; dieser hat das gesetzmäßige Recht, den Pacht und die Servitut, welche sein Vorfahr eingegangen, amtlich zu kündigen und der Herr Vicegespan sind in Folge der Aufforderung der Baronin hiehergekommen.“

Herr Bernat liebte es nicht, wenn man ihm in die Rede fiel und Alles zum Voraus wissen wollte, was er zu sagen beabsichtigte.

„Gerade wegen des Gegentheils bin ich gekommen. Die Baronin will den Pacht erneuern, da sie erfahren hat, daß Euer Hochwohlgeboren ein wahrer Wohlthäter der Armen dieser Gegend sind. In Folge dessen erbietet sie sich, dem Herrn Grafen das Kastell und den Park um die Hälfte des bisherigen Pachtbetrages zu überlassen.“

Er meinte, dieß werde den kalten Menschen zum Schmelzen bringen; es machte ihn jedoch noch mehr erkalten.

„Ich danke. Wenn der Baronin der Pachtbetrag zu viel ist, so kann sie in ihrer eigenen Nähe arme Leute finden, denen sie damit helfen kann; ich aber zahle auch ihr nicht weniger, als ich ihrem Vorgänger gezahlt habe.“

„Hahaha! No, da kann man wahrlich leicht handels= eins werden. Bleibt also der bisherige Betrag und Euer Hochwohlgeboren können hierbleiben, so lange Sie nur immer Ihr Gefallen daran finden. Darum habe ich meinen

Batvaristen mitgebracht, damit er den Vertrag sofort in zwei Exemplaren niederschreiben könne; ich authenticire diesen sogleich und die ganze Sache ist in Ordnung gebracht."

"Ich danke sehr," erwiderte der Herr vom Hause; deshalb nahm er aber seine Hände doch nicht hinter dem Rücken hervor; seine beiden Arme waren wie ein paar Schlangen ineinander verschlungen.

"Die Geschichte wird gleich fertig sein. Ich diktire dem Batvaristen den Vertrag und der schreibt ihn dann schön ab. Früher muß ich aber Euer Hochwohlgeboren eine Anekdote erzählen. Ein Professor sagte einmal seinen Schülern, er sei der Mann, der Alles weiß. Darauf fragte er einen derselben: domine, wie heißen Sie? — worauf der discipulus ihm antwortete: Wenn der Herr Alles weiß, wie kann Er dann das nicht wissen?"

"Ich begreife nicht, wie diese Anekdote hieher paßt," sagte der Graf.

"Wegen des Vertrages muß ich Euer Hochwohlgeboren um Ihren Namen sammt dem Prädikat bitten."

Aha! Hier steckt also das Stratagem: Nun wird er sogleich sagen müssen, wie der Name lautet, den keines Menschen Kind auf den Briefen zusammenbuchstabiren kann.

Der Herr vom Hause blickte zuerst dem Fragenden lange in die Augen, dann setzte er sich in aller Ruhe mit dem Rücken gegen das Kaminfenster und sagte mit ruhiger Stimme:

"Mein Name ist Graf Ludwig Babel de Versay; der-

selbe wird mit einfachen B's und einem Upsilon nach dem a geschrieben."

Das geht aber ja Alles so glatt, wie man es nur wünschen kann.

"Ich vergesse es nicht! Ich habe ein sehr gutes Gedächtniß," sagte Herr Bernat, der mit dem errungenen Erfolg vollständig zufrieden war. „Und dann, wenn ich noch um den Familiennamen der hochwohlgebornen Frau Gräfin bitten dürfte?"

Auf dieses Wort nahm aber der Graf die Hände endlich doch hinter dem Rücken hervor, und zwar mit einer Bewegung, wie wenn Jemand sich anschießt, jemand Andern entzwei brechen zu wollen und dabei warf er Herrn Bernat einen Blick zu, daß diesem sowohl der königliche Kommissär als die gnädige Frau zu Hause gleichzeitig einfielen. Der in Zorn gerathene Mann schien noch um einen Kopf höher zu wachsen; seine Brust und seine Schultern dehnten sich auseinander wie bei einem Ringkämpfer, der sich in Positur setzt und in seinen Augen war jetzt nicht das Meer, sondern das Gewitter zu sehen.

Anstatt die erwartete Antwort auf jene Frage zu geben, drehte er sich auf dem Absatz herum, und ließ, ohne ein Wort weiter zu sprechen, seinen Gast mitten im Saale stehen.

Herr Bernat war ganz verblüfft; er wußte sich die Sache nicht zu deuten. Fand er es doch sehr natürlich, daß der Mensch, wenn er einen Vertrag schließt, in diesen auch den Namen seiner Frau, wegen einer etwaigen „usu capio“,

aufnehmen läßt. Mit dieser Frage also konnte er ja doch Niemanden beleidigt haben. Endlich, als der Graf nicht mehr zurückkam, blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als sich gleichfalls in sein Zimmer zurückzuziehen und dort die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Der Graf hat die Erneuerung des Vertrages unumgänglich nothwendig; sonst wird er hier hinausexpedirt; und doch sieht man, mit welchen großen Kosten er dieses Schloß eingerichtet hat, das zur Zeit, als es Jagdkastell gewesen, ein schmutziges kleines Nest war, jetzt aber ein wahres Feenschloß ist. Somit ist er es, der herankommen muß.

Als der Vicegespan einsam in seinem Zimmer in den geräuschlosen Tuschshuhen auf- und abschritt, hörte er plötzlich vor seiner Thür sprechen. Er erkannte die Stimme des Patvaristen und des Hajduken.

„Wissen Sie, was es heute hier zu essen gibt?“ fragte der Patvarist.

„Was denn?“ entgegnete der Hajduk.

„Spinat mit gebackenen Froschschenkeln.“

„Auweh!“

Herr Bernat öffnete zornig die Thür.

„Audiat! Was sagt Er da?“

„Ich? Ich habe gar nichts gesagt.“

„Wo bleiben denn nur meine Pfeifen?“

„Die suche ich ja eben!“ antwortete der Patvarist, und dann schiffte er in den beiden Mamussen weiter.

Der Spectabilis blieb wieder allein und wartete, was da drauß werden sollte.

Nach kurzer Zeit hört er wieder ein leises Gemurmel vor der Thür. Wieder spricht der Patvarist mit dem Hajduken.

„Janoš! Heute essen nicht wir hier, sondern wir selbst werden gegessen.“

„Was zum Kukul?“

„Der Kammerdiener sagt, daß der Graf seine Pistolen ladet. Er will irgend Jemanden erschießen. Er sagt, daß er Jeden, der sich nach der Gräfin erkundigt, sofort zum Duell fordert.“

Der Spectabilis riß die Thüre auf.

„Audiat! Was sagt Er da?“

„Ich, ich habe gar nichts gesagt.“

„Und wo sind denn meine Pfeifen?“

„Gerade investigire ich nach ihnen.“

Hiemit glitt er in den Mamussen wieder weiter den langen Gang entlang.

Der Spectabilis brummte in sich hinein:

„Der Teufel soll ihn holen! Jetzt will er sich auch noch duelliren. Ich erschrecke zwar vor seiner Pistole nicht. Auch ich habe ein Gewehr und einen Säbel noch dazu. — Eine närrische Geschichte ist's aber doch. — Ich soll mich da in Handel einlassen wegen einer Frau, die ich gar nicht gesehen habe? — Und was wird denn meine Frau zu Hause dazu sagen? — Wäre ich nur nicht in dies närrische Schloß gekommen! — Hätte ich nur nicht Brüderschaft mit dieser Baronin geschlossen! — Warum habe ich aber auch nicht die ganze Statution dem zweiten Vicegespan überlassen? Wenn

ich nur einen Vorwand fände, um diesem ganzen Narrenhaus den Rücken zu kehren. Vor den Pistolen aber laufe ich doch nicht davon. — Der ungarische Edelmann ist ein geborner Soldat! — Wenn nur wenigstens meine Pfeife hier wäre! — Ohne Pfeife ist ja der Mensch nur ein halber Mensch. Von der Pfeife kriegt man gleich gute Gedanken. — Wo treibt sich nur dieser Audiat herum?"

Soeben öffnete dieser die Thür.

"No, findet Er meine Pfeifen noch immer nicht?"

"Habe sie schon gefunden."

"Wo sind sie also?"

"Dort im Schranke des Kammerdieners sind sie eingesperrt."

"Und warum sind sie eingesperrt?"

"Weil man in diesem Hause nicht rauchen darf. Das Allererste ist, daß man den Gästen die Pfeifen abnimmt und diese einsperrt."

"Das ist eine dumme Rede."

"Relata refero."

"Das ist aber ja ein actus majoris potentiae! Einem Edelmann seine Pfeifen einsperren! Eine flagrante Verletzung des primae nonus! Mir verbieten, daß ich rauche! Gehe ich ja selbst nach Wien nur deshalb nie, weil man mich meinen böser Tabak nicht bei der Linie hineinnehmen läßt. Und worin mir nicht einmal der Kaiser befiehlt, wird mir auch der Herr Graf nichts verbieten. Wir gehen! Wir verlassen sofort dieses Narrenhaus. Der Herr Graf soll dann zusehen, wie er in demselben verbleibt. Audiat!"

trage Er sofort dem Kammerdiener auf, meine detenirten Pfeifen alsogleich freizugeben, widrigenfalls ich ihm einen processus marcalis an den Hals hänge. Ich gehe. Ich lasse einspannen. Schicke Er den Hajduken um meine Sachen. Mir befiehlt der Herr Graf nicht. Ich werd's ihm zeigen!"

Hierauf zog er die fatalen Mamusse von den Füßen und warf sie mit solcher Gewalt zu Boden, daß das ganze Kastell erbehte. Dann nahm er das Gewehr in die eine und den Säbel in die andere Hand, und zog so aus der vermaledeiten Position, in der er sich eingeengt in seinem Zimmer befand, heraus, um zu beweisen, daß er nicht feige fliehe, sondern sich mit bewaffneter Hand Bahn breche, obwohl man ihn füglich hätte aushungern können, ehe es ihm gelungen wäre, das Gewehr aus seiner Umhüllung von Tuchenden und den Säbel aus dem Sacke von Hirschleder herauszubringen.

Der Patvarist aber lief um die Pfeifen, und gab dabei durch die Grimassen, die er hinter dem Rücken seines Prinzipals schnitt, und durch die Schwenkungen seiner Hand, die er ausgespreitet an seine Nase gelegt hatte, dem Gedanken Ausdruck, daß doch auch der Patvarist ein „Jemand" sei. — Als er am Ende des Ganges in das Zimmer des Kammerdieners treten wollte, kam ihm der Graf entgegen. Dieser vertrat ihm den Weg.

„Sie sind der Patvarist?" fragte der Graf.

„So schimpft man mich."

„Wann wird ein Advokat aus Ihnen?"

„Wenn ich die Censur ablege.“

„Was gehört hierzu?“

„Ein Jahr Juratenzeit und dann ein Dukaten für das Diplom.“

„Den Dukaten gebe ich Ihnen. Und wenn Sie Advokat sind, nehme ich sie zu meinem Fiskal mit sechshundert Gulden Gehalt.“

Das war ein großes Wort. Ein Firum von sechshundert Gulden; daraufhin konnte man in jener Zeit schon heirathen.

„Und da ich weiß, daß ein ungarischer Edelmann ein Geschenk nicht ohne Entgelt anzunehmen pflegt, bitte ich Sie für den Dukaten um eine Instruktion. Sie sind rechtskundig. Sie können mir dieselbe geben.“

„Bitte zu fragen.“

„Wie könnte ich von diesem Neusiedler See einen Theil der Wasserfläche so 'occupiren, daß diese nur mir allein und sonst niemand Anderem gehöre?“

„Da müssen Sie das Indigenat hier zu Lande erwerben.“

„In welchem Zusammenhang steht das Indigenat mit dem Wasser?“

„Das verhält sich so: Wer heimatberechtigt im Land ist, der hat dann auch das Recht, Grundbesitz zu erwerben. Am Ufer des See's giebt es genug Kompossessoren, die ihren Besitz gern gegen gutes Geld verkaufen. Wenn Sie dann einen solchen Grund kaufen, so werden Sie auch in der Breite des Grundes ausschließlicher Eigenthümer des See's bis in dessen Mitte.“

„Ich danke. — Noch Eines: Was werden Sie, wenn Sie mein Fiskal sind, thun, daß man mich nicht aus diesem Schloß hinausbringen könne, ohne daß ich einen neuen Vertrag mit der neuen Eigenthümerin unterschreibe?“

„Erstens werde ich den Repositional-Prozeß durch zwölf Jahre hinziehen, dann opponire ich zweimal und repellire einmal. Das dauert wieder drei Jahre. Wird das genug sein?“

„Genug!“

Der Graf verabschiedete sich von dem jungen Rechtsgelehrten mit einem Kopfnicken, und fragte ihn nicht einmal wie er heiße.

Dieser aber hatte auch hinwieder den Grafen nicht darum gefragt.

Bernat bácsi lehrte keineswegs aus dem namenlosen Schloß zur Baronin zurück. Er fuhr schnurgrade nach Haus.

„Bedanken Sie sich, Herr Graf, daß ich nicht meine Hand auf Sie gelegt habe.“

* * *

Aber auch das konnte nur in Ungarn mit dem Chef eines Komitats (der wohl Administrator aber nicht Polizist war) geschehen, daß man ihm auf die Frage: „Wer wohnt in diesem Hause?“ antwortete: „Schauen Sie, daß Sie weiter kommen!“

Dritter Theil.

Die feenhafte Herrin der Katzen.

Erstes Kapitel.

Wenn sie den Ruf: „Puß — puß!“ hören, so laufen sie vom Hausdach, aus der Traufe herab, und springen nacheinander zwischen den Vorhängen des geöffneten Fensters herein. Es ist dieß eine ganze ethnographische Sammlung von Katzen, für die sich ein „Rafael der Katzen“ begeistern könnte: pantherartige französische aus Dund, kaukasische mit langen, spitzen Ohren, chinesische mit krausem Seidenhaare und herabhängenden Ohren. Nach einem Augenblick schließt sich das Fenster wieder; die Gesellschaft ist vollzählig beisammen: vier Katzen, zwei Möpse, ein einsamer Spatz, und dann ein Mädchen.

Das Mädchen mag, nach seiner Gestalt zu urtheilen, fünfzehn Jahre alt sein; in seinem Blick und in seiner Bewegung verräth sich aber noch die verspätete Kindheit. Sein Gesicht, das nie ein Strahl von Gottessonne trifft,

ist fast durchsichtig weiß; die junge Lebenskraft bricht aber wie eine um so hellere Morgenröthe hindurch. Mit seiner gewölbten Marmorstirn und den feingezeichneten, regenbogenförmigen Augenbrauen könnte es als Modell zu einem Heiligenbilde dienen, wenn nicht die Winkel seiner, zu einem unwillkürlichen Lächeln geschnittenen Lippen seine irdische Abkunft verrathen würden; die blitzenden, dunklen Augen, die leicht geschwungenen rothigen Nasenflügel, das Kinn, das sich zu einem eigenthümlich gerundeten Doppelfinn entwickelt, verleihen seinem Gesicht einen gewissen bezeichnenden Familiencharakter, der auf den ersten Blick dessen Verwandtschaft mit Physiognomien verräth, die Vielen bekannt sind.

Seine Kleidung ist reich an Sticereien und Spitzenaufputz, wie es die Kleidung junger Mädchen nicht zu sein pflegt; gleichwohl ist sie vernachlässigt und absonderlich, wie die Kleidung einer Person, die Niemanden hat, der ihr sagt, was sich schickt und was Mode ist. Auch die Frisur des Mädchens zeugt hiervon. Haarflechten, die in keinem Journale zu finden, sind hin- und hergewunden, und kunterbunt mit Nadeln besteckt, die mit Rosetten aus Smaragden und Rubinen geziert sind; das Haar selbst aber ist wirr und zerzaust. Die kostbaren Brüsseler Spitzen sind an der Schulter heruntergerissen und lassen die elfenbeinweiße Haut durchschimmern; das Schürzenband, welches die Taille umspannt, ist von Goldfiligran; die kleinen Pantoffel sind mit Gold- und Silberperlen gesickt; wenn aber einer derselben vom Fuße gleitet, so lügen die rosenrothen Behen bei dem zer-

rissenen Strumpf heraus. In dem einen Ohr befindet sich ein Ohrgehänge, mit einem großen echten Perltropfen; dessen Paar aber fehlt in dem andern Ohr; wahrscheinlich hat sie dasselbe verloren, und mag nun nicht es suchen, oder „Jemandem“ sagen, daß es verloren ist.

Ihr Zimmer ist mit luxuriöser Pracht eingerichtet; an den Wänden Atlaspapeten, die Möbel mit Gobelinstoff überzogen, in vergoldeten Schränkchen, die mit Schildpat ausgelegt sind, Kinderspielzeug, angekleidete Puppen unter Glas. Unter den kostbaren Puppen befinden sich solche, die tanzen, Guitarre spielen und zierlich mit dem Kopfe nicken. Auf einem venezianischen Mosaiktischen liegen Karten und drei Häufchen Geld, das eine von Gold, das andere von Silber, das dritte von Kupfer. Der eine der Spieler verliert Gold, der zweite Silber, der dritte Kupfer. Auf einer dreifüßigen niederen Jaspistafel befindet sich ein orgelförmiges Etwas mit einer langen Reihe von Metall- und Holzpfeifen. Nahe am Fenster steht ein Malertisch; auf diesem befinden sich Papierstücke und eine Reihe von Gläsern mit pulverisirten Farben. Auch ein Geschirrschrank, in dem kleine Gefäße stehen, ist da; dann ein Wagenschuppen mit einer kleinen Kutsche auf Federn; auf wundervoll geschnitzten Gestellen chinesische Vasen mit Bouquets aus Wachsbäumen; und in den Winkeln allerlei kleine Betten und Dormeusen für kleine Schlafgenossen. Das eigenthümliche Ameublement wird durch ein spannhohes rundes Tischchen ergänzt, das ein ebenso niedriges Federkanapé in der Runde umgiebt. Auch eine Bibliothek ist vorhanden; den Inhalt derselben bilden die

Bände von Vertuch's orbis pictus, das Portefeuille des enfants, die Geschichte Robinson Crusoe's und die Hefte des ältesten Pariser Modeblattes, des „Album des Salons,“ dessen Modebilder auf Tischen und Stühlen verstreut liegen.

Die Gesellschaft ist also beisammen; Niemand fehlt.

Die Dame nimmt die eben eingetroffenen Gäste der Reihe nach vor und fragt sie, wie sie sich befinden, und wie sie sich auf ihren Ausflügen unterhalten haben? Alle vier haben Namen: Hitz, Miz, Pani und Miura. Sie werden insgesammt den zwei zu Hause sitzenden Gesellschaftern vorgestellt; diese heißen Phryxus und Helle und sind zwei Möpfe. Die kleine Dame giebt sich nicht damit zufrieden, daß ihre Schützlinge sich auch aus eigenem Antriebe zu waschen pflegen; sie holt ein Waschküßelchen von Porzellan herbei, wischt ihnen Schnauze und Pfötchen mit einem feinen Schwamm ab, und gestattet ihnen erst dann, sich zum Frühstückstisch zu setzen: die vier Katzen den zwei Möpfen gegenüber. Es wird ihnen Allen eine reine Serviette vorgegeben, damit sie sich ihr Jabot nicht mit der Milch beflecken, die jedem derselben mit eingebröckelten Kuchenstücken in eigener Schale gereicht wird. Aufeinander zu brummen ist ihnen insgesammt verboten, und jene, die sich hiergegen vergehen, werden sofort ausgezankt, während sie Alle es zu dulden haben, daß der einsame Spaz mitten unter sie auf den Tisch fliegt, mit unverschämter Dreistigkeit von der einen Schale auf die andere hüpfet, die Kuchenstücke aus denselben stiehlt, sich dann auf den Kopf des Phryxus setzt und, den

gestohlenen Bissen im Schnabel, die klassische Melodie des „O Du lieber Augustin“ singt.

Wenn das Frühstück zu Ende ist, die Gäste sich hierfür bei der Hausfrau schön bedankt, und einander ein „Wohl bekomme's“ gewünscht haben, dann beginnt die Spazierfahrt.

Die Kalesche rollt hervor; Phryxus und Helle kennen bereits ihre Pflicht, stellen sich zur Wagenstange und lassen sich anschnürrn; die vier Kagen nehmen nach der Rangabstufung die vorderen und hinteren Sitze im Phaeton ein; David, der einsame Spaz, erscheint auf Kommando, fliegt auf den Rücken des Phryxus, kutschirt als richtiger moderner Postillon aus dem Sattel und trompetet dazu das Postlied, während die Dame zur Drehorgel eilt, die verschiedenartigsten Arien auf dem von sich selbst musizirenden Kunstwerke herunterleiert, und die Hunde bei der Musik die im Wagen sitzenden Kagen im langsamen Trab herumfahren. Dann werden sie sämmtlich entlassen, um sich auszuruhen. Mops, Kage, Drehorgel gehen schlafen.

An ihrer Statt erwacht die musizirende Uhr; sie spielt ihr Hirtenlied ab, und die messingenen Cyklopen, die auf ihr stehen, schlagen die Stunde; der Kukuk ruft und der messingene Hellebardier salutirt. Die kleine Dame wechselt ihre Toilette. Sie hat einen ganzen Schrank voll Kleider; sie hat die Wahl frei. Beim Ankleiden hilft ihr Niemand; alle ihre Kleider sind vorn zu schnüren; eines Mieders bedarf ihr schlanker Wuchs nicht. Wenn sie hiernit fertig ist, läßt sich draußen ein einmaliges Läuten hören. Hierauf setzt sie den Hut auf, und verschleiert ihr Gesicht mit jenen

dichten, blumenbesäeten Blondspitzen, die keinen Zug erkennen lassen. Nach einigen Minuten ertönt ein zweites Läuten. Hierauf hört man im Hofe das Rollen des vorfahrenden Wagens. Dann erfolgt ein leises dreimaliges Klopfen an der Thür. Auf das einlaßgestattende „Herein“ tritt ein Mann in Promenaden-Kleidung ein, und verneigt sich achtungsvoll. Vor Allem überzeugt er sich, ob der Schleier derart an den Rand des Hutes des Mädchens befestigt ist, daß der Wind ihn nicht aufschlagen kann. Dann reicht er seine Hand, die mit einem weißen Glacéhandschuh bekleidet ist, hin, und geleitet das Mädchen über die Treppe zum Wagen. Da sitzt der breitschulterige Kammerdiener, jetzt schon im Kutscher-Kostüm, auf dem Boß, und hält die zwei gewaltigen Rappen im Zaune. Der Mann hilft der Dame in den Wagen, setzt sich schweigend neben sie, und dann setzen sich die beiden Rappen mit dem Fuhrwerk in Gang und gehen auf dem Weg, den sie schon tausendmal gemacht haben, in gleichmäßigem Tempo, der Hauptstraße des Dorfes ausweichend, längs der Gärten fort; die ihnen entgegenkommen, grüßen nicht, denn sie wissen, daß Jene, die im Wagen sitzen, dies nicht lieben. Leute, die vor den Hausthoren müßig stehen, ziehen sich vor ihnen zurück; aus den Fenstern schaut ihnen kein neugieriger Frauenkopf nach; und so kommen die Fahrenden weiter, als wenn sie unsichtbar wären. Wenn die Kutsche in den Wald gelangt, wissen die Pferde gleichsam schon, wo sie zu halten haben, dort hilft der Mann der verschleierten Dame aus dem Wagen und bietet ihr seinen linken Arm an; seine rechte Hand ist durch einen ge-

waltigen Stod aus dem knorrigen Holz des wilden Birnbaums in Anspruch genommen, der an seinem Ende eine mächtige eiserne Zwinge trägt, und zudem einen langen, dreischneidigen Dolch birgt, eine treffliche Waffe in der Hand Desjenigen, der sich auf's Fechten mit dem Dolche versteht. So promeniren sie, ohne ein Wort zu sprechen, im Schatten der Bäume auf dem Rasenweg. An dem Fuße der Buche erschließt sich eine dunkelblaue Glockenblume; am Rain steht ein lichtblaues Bergigmeinnicht. Blau ist die Lieblingsfarbe der Dame. Gleichwohl darf sie die Blumen nicht pflücken. Warum nicht? Das hat man ihr nicht gesagt. Vielleicht, weil alle diese Blumen jemand Anderem gehören.

Die Schritte des Mädchens sind manchmal so leicht und elastisch, als wenn eine Fee über das bethaute Gras hingeleiten würde, die mit dem Druck ihres Fußes nicht einmal den Thau von den Halmen streift; ein anderesmal aber sind ihre Schritte so müde, so schleppend, als wenn ein altes Mütterchen daher humpeln würde, die Schwämme auf dem Moosgrund sucht.

Nach der Promenade setzen sie sich wieder in den Wagen; das Gespann kehrt um, fährt zum namenlosen Schloß zurück, und dessen Thor schließt sich wieder.

Der Mann führt das Mädchen in dessen Zimmer und nun nimmt die ernste Beschäftigung ihren Anfang. Sie nehmen Bücher vor. Der Mann erklärt die Klassiker. Diese sind auch seine eigene Lektüre; Anderes kann er dem Mädchen nicht beibringen. Romane bekommt dieses nicht in die Hände, Geschichte aber wäre noch verfrüht.

Der Mann kann dem Mädchen nur das lehren, was er selbst weiß. Ein fremder Meister oder eine Gouvernante kommt nicht in's Haus. Da der Mann nicht Klavier spielen kann, kann es auch das Mädchen nicht. Damit es sich aber gleichwohl an Musik ergötzen könne, hat man ihr eine Drehorgel gekauft; in diese werden vierteljährlich neue Walzen mit neuen Melodien eingelegt; in dieser Weise kann sie sich Musik machen.

Auch malen kann der Mann nicht; und doch ist auch das für ein Mädchen ein angenehmer Zeitvertreib in der Einsamkeit. Auch zum Ersatz dessen hat man etwas erfunden, wodurch Jedermann sofort ein Rafael werden kann. Aus dickem, durchsichtig gemachtem Papiere wurden Blumen- und Früchtemuster herausgeschnitten, und mit flachen und harten Pinseln, die in verschiedene Wasserfarben getaucht sind, kann nach der Theorie der Zimmermalerei mit Hilfe jener Patronen jeder Bilder malen, ohne daß er je zeichnen oder malen gelernt hätte. Auch dies ist eine Kunstübung der Gefangenen.

Wenn das Mädchen auch das satt bekommen hat, kann sie sich zum Kartenspiel setzen. Ganz allein konnte sie mit zwei imaginären Gegnern l'hombre oder Tarot spielen, und sich daran ergötzen, wie das Kupfergeld das Gold gewinnt.

Mittags bei dem dritten Läuten wird wieder an die Thür geklopft; die Hand im weißen Handschuh bietet sich ihr dar, und geleitet sie in's Speisezimmer hinüber. An den beiden Enden eines großen Tisches befinden sich, weit von

einander, zwei Gedecke. Bei dem einen nimmt das Mädchen, bei dem anderen der Mann Platz.

An der Thür des Zimmers, welches in das Speisezimmer geht, ist eine Glocke angebracht. Wenn diese erklingt, so meldet sie, daß eine Speise hereingebracht wird. Jener aber, der sie aus der Küche heraufgetragen hat, tritt schon nicht mehr in's Speisezimmer, sondern setzt die Schüssel im äußeren Zimmer nieder. Der Herr steht sodann auf, begiebt sich in das Vorgemach, bringt selbst die Speise herein, wartet zuerst dem Mädchen auf, und bedient nachher sich selbst. Es wird eine reiche Küche geführt. Für das Mädchen ist dessen Lieblingswein, Muskat Lunel, aufgestellt, und von diesem schlürft sie, was der Kelch der Glockenblume fassen mag; der Herr trinkt Haute-Sautern und Burgunder. In der Saison kommen auch Austern auf den Tisch, deren leere Schalen aber zerstückt der Kammerdiener zu Staub, damit die Kinder nicht die seltsamen „Froschschalen“ herumtragen.

Während des Tisches sprechen sie auch miteinander; das Mädchen von seinen Ragen und Möpsen, der Herr von seiner Lectüre. Wenn das Mädchen etwas Besonderes geträumt hat, erzählt es auch dies, und der Herr hört auch dies an. Wenn das Mädchen etwas verlangt, nennt sie den Mann Ludwig, der Mann aber nennt das Mädchen, wenn er es anspricht, Marie.

Nach dem Speisen verlassen sie den Saal und begeben sich in das Lesezimmer. Dort befinden sich bereits die neu eingetroffenen Zeitungen. Ludwig kocht selbst den Kaffee; während dessen liest er die Zeitungen. Das dauerte damals

nicht lange. Heutzutage sind Telegramme von größerer Ausdehnung, als damals eine ganze Zeitung war. Ludwig hatte zu manchen Ereignissen seine Bemerkungen zu machen. Diese diktirt er Marien in die Feder, welche sie mittels einer Rabenfeder in haarfeinen Buchstaben niederschreibt; solche Blättchen versiegelt dann Ludwig, und sendet sie durch seinen Austräger dem ehrwürdigen Herrn Merkatoris, wobei aber die Zurückstellung eines jeden Briefchens nach seiner Lectüre gefordert wird.

Wenn sich dann Ludwig von Marie verabschiedet, berührt er mit seinen Lippen die Hand und die Stirn des Mädchens.

Dieses kehrt dann in sein Zimmer zurück, läßt die Drehorgel für seine Lieblingsthierchen spielen, zieht seine Puppen an, rechnet den Gewinn oder Verlust aus, der sich im Kartenspiel ergeben, bemalt Papier mit den Patronen, besieht sich die Bilder des orbis pictus, dessen in vier Sprachen abgefaßten Text es bereits versteht, und liest seinen einzigen Liebling, den Robinson Crusoe, zum weiß Gott wie vielen Male; denn dieser ist doch kein Roman.

Und so vergeht Tag um Tag vom Frühling bis zum Herbst, vom Herbst bis zum Frühling.

Abends, wenn sich das Mädchen niederlegt, breitet es, ehe es sich entkleidet, einen dicken Seidentogen über das Lederkanapé, das sich im Zimmer befindet, und läßt die Thür angelehnt. Es weiß sehr gut, daß der Jemand, den es Ludwig nennt, des Nachts dort auf dem Kanapé schläft. Nur, daß dieser stets so spät hereinkommt und sich so früh

entfernt, daß es weder sein Kommen noch sein Gehen je wahrnimmt. Das junge Mädchen hat einen tiefen Schlaf, und die Möpfe bellen den Hausherrn nicht an, der ihnen Stücken Zucker reicht.

Das Mädchen hat sich schon oft vorgenommen, solange nicht einzuschlafen, bis nicht Ludwig in's Zimmer kommt, alle seine Versuche waren aber vergeblich. Seine Augenlider schlossen sich, sobald es sich niedergelegt hatte. Dann hatte es wieder versucht, recht zeitig zu erwachen, um ihm einen guten Morgen wünschen zu können; wenn es aber das Köpfchen zwischen den Bettvorhängen hindurchstreckte und heiter rief. „Guten Morgen, lieber Ludwig!“ war schon Niemand mehr da.

Dieser Mann schläft nicht mehr als vier Stunden täglich, und auch dann hat er solch leisen Schlummer, daß er bei dem geringsten Laut erwacht, den das Mädchen im Traume ausstößt. Und dann schläft er, wie der Soldat im Felde, stets angekleidet, die Waffen neben sich.

Dies weiß das Mädchen daher, daß neben dem Ledersanapée ein weißladirter Rococotisch steht; auf diesem findet es jeden Morgen kleine, glänzende, schwarze Körnchen, von der Form der Samenkörner des Tausendschön. Dieses kleine Korn ist Schießpulver, das aus der Pistole gefallen war, deren Pfanne man damals mit Pulver füllte, ehe man sie schußbereit auf den Tisch legte.

Zweites Kapitel.

Einmal im Jahre giebt es dann einen Tag, der eine Ausnahme unter allen übrigen bildet. Es ist dies der Geburtstag Mariens.

Dieser eine Tag gehört seit ihrer ersten Kindheit ihr.

An diesem Tag duzt sie sich mit Ludwig, wie zu jener Zeit, als sie noch an seiner Hand gehen lernte.

Auf diesen Tag freut sie sich schon zum Voraus, und entwirft für diesen bei sich selbst allerlei Pläne, deren Ausführung problematisch ist.

Wer Alles kommt dann, sie zu ihrem Geburtstag zu beglückwünschen?

Vor allen Anderen der einsame Spatz, den sie David nennt. (Sicherlich deshalb, weil auch er ein unermüdlicher Sänger ist).

Schon am frühen Morgen, wenn die Morgenröthe rosig durch die Spalten der Jalousien schimmert, fliegt er auf das Kopfsende des Bettes hin, und singt das Lied: Erschließe dich rothe Rose, erschließe dich still und mäßig!

Sodann kommen die Katzen gratuliren.

So wie sie aus dem Bette springt, läuft sie zum Fenster und öffnet die Jalousien.

„Puß, puß!“ und sofort kommen sie alle vier dahergelaufen, um ihre Glückwünsche zum Geburtstag darzubringen.

„Ei sieh doch! Was hat mir denn meine Miura als Geburtstagsgeschenk gebracht? Was hat sie denn da in der

Schnauze? Ach, welch schönes kleines Geschöpf! Eine kleine Maus. Aber Miura, wie hat sie sich denn unterstanden, die kleine Maus zu fangen? Ist ihr etwa nicht gesagt worden, daß man keinem kleinen Thiere etwas zuleide thun darf? Schickt sich denn das für eine Miura! Für ein geschicktes, wohlgezogenes Käzchen, das aus einer Porzellانتasse frühstückt? Geben Sie sogleich das arme kleine Wesen her! Ach, welch liebes kleines Thierchen! Wie dem Aermsten das Herz vor Schreck schlägt! Miura, sie ist abscheulich! Wie mag nun die Mama des kleinen Mäuschens weinen, wenn sie ihre Kleine nicht findet!"

Bei diesen Worten fielen ihr die Thränen dick und schwer in den Schoß.

Dann trocknete sie mit dem erhobenen Saum ihres Nachthemdes das ohnmächtige winzige Thierchen ab, und hauchte es an, damit es sich erwärme; in eine kleine Untertasse goß sie Milch, und hielt das Schnäuzchen des kleinen Thieres in diese, damit es trinke; endlich blickte sie um sich, wo sich wohl ein gutes Plätzchen für es finden ließe. „Am besten wird's hier sein!“ Und dabei steckte sie es in ihr eigenes Bett.

Der Schützling aber gehört zu jener Gattung von Mäusen, die singen, beiläufig so wie der träumende Kanari. Jener begann sofort in seinem Asyl mit feiner, stahlsaitenartiger Stimme zu zwitschern. Was dann wieder dem Mädchen so sehr gefiel, daß es Miura wegen des unverdienten Vorwurfs um Verzeihung bat; hatte sie ihm doch ein gar liebes Geschenk gebracht.

Dann schritt Marie zum Ankleiden. Sie beendete ihre Toilette hinter einer spanischen Wand. Dort stand ihre Garderobe. Als sie hervortrat, trug sie eine prachtvolle, mit bunten Palmen gezielte Japonica aus chinesischer Seide, die nur eine um die Taille geschlungene Seidenschnur zusammenhielt; ihr Haar war in einen einzigen Knoten gewunden, und auf dem Scheitel des Kopfes aufgesteckt.

Sie machte das Frühstück für sich und ihre Gesellschaft. Alle Acht tranken kalte Milch und speisten kleine Kuchen dazu, welche Jemand regelmäßig, während sie des Nachts schlief, auf ihren Tisch gestellt hatte. Obst hatte sie nie gekostet. Ludwig hielt sich an den Spruch der Galenuse jener Zeit: „nihil de arbore“ (nichts was auf dem Baume gewachsen ist). Heute spielt jedoch Marie nicht mit ihrer Gesellschaft, sondern blättert in dem orbis pietus und erwartet so die Zeit, bis sich nach dem zweimaligen Läuten das Klopfen an ihrer Thür hören läßt.

„Herein!“

Der eintretende Mann war überrascht.

„Wir sind noch nicht zum Ausfahren angekleidet?“ sagte er.

Das Mädchen aber warf das Buch von sich, lief dem Eintretenden entgegen und warf sich mit kindlichem Muthwillen an seinen Hals.

„Heute fahren wir nicht aus. Weißt Du es denn etwa nicht? Heute ist mein Geburtstag. Heute gebiete ich hier im Hause. Heute geschieht, was ich will, daß wir zu Hause bleiben, und daß Du die Zeit, welche Du mit mir

im Wagen zu verbringen pflegst, hier in meinem Zimmer verbringst, und mir auf die verschiedenen närrischen Fragen antwortest, die ich in meinem Kopfe ausgedacht habe. Und dann vergiß nicht, daß wir uns an dem heutigen Tag duzen. Und nun gratulire mir schön. Laß' doch hören!"

Der Graf beugte kaum merklich sein Knie und sein Haupt und sprach hierzu nicht Ein Wort. Es gibt Gratulationen, welche in dieser Weise dargebracht werden.

"Gut! Also bin ich heute Königin. Du mein einziger Unterthan setze Dich hierher zu meinen Füßen auf das Tabouret."

Der Mann that so. Marie kauerte sich auf die Ottomane, indem sie die Füße unter die weite Japonica zog; er aber setzte sich zu ihren Füßen hin und nahm das geworfene Buch auf; er glaubte, daß er ihre Neugierde mit dessen Hilfe schon irgendwie werde befriedigen können

"Leg' nur das Buch weg," sagte ihm jedoch das Mädchen. "Alle vier Bände desselben kann ich schon auswendig. Warum giebst Du mir nicht von jenen Büchern, in welchen Du selbst zu lesen pflegst?"

"Weil dies medizinische Werke sind."

"Und warum liest Du solche Bücher?"

"Damit, wenn Jemand hier im Hause erkranken sollte, ich ihn ohne Arzt kuriren könne."

"Und wenn man Jemanden, der krank ist, nicht kuriren würde, müßte der sterben?"

"Häufig ist dies das Ende der Krankheit."

"Und thut der Tod weh?"

„Das weiß ich nicht, denn ich hab's noch nicht probirt.“

„Haha!“ lachte das Mädchen. „So lasse ich mich nicht abspeisen. Du weißt Vieles, was Du doch nicht probirt hast; Du hast darüber gelesen. Wie ist der Tod? Ist er schlimmer, wie ein schlimmer Traum? Thut es sehr weh, wenn er kommt? Ist mit ihm Alles aus, oder thut auch nachher noch etwas weh? Wenn der Tod schlimm ist, warum muß man dann sterben; wenn er gut ist, warum muß man dann leben?“

Kinder wissen solche Fragen zu stellen.

„Das Leben ist ein Geschenk Gottes, das wir bewahren müssen, so lange es möglich,“ entgegnete hierauf Ludwig, indem er der Hauptfrage auswich. „Durch uns besteht die Welt aufrecht.“

„Was ist das: die Welt?“

„Die Gesammtheit des menschlichen Geschlechts und dessen Wohnstätte, die Erdrunde.“

„So gehört also zu jedem Menschen ein Stück Erde? Wo ist dann das Stück, das zu uns gehört? Antworte mir hierauf.“

Graf Ludwig gerieth auf Etwas, was ihm über dieses Thema hinaushalf.

„Apropos! Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß ich hier ein schönes Stück Grund längs des See-Ufers kaufe, das ganz uns gehören wird, und das Du in einen Blumen-garten umwandeln wirst. Nicht wahr, das wird gut sein?“

„Das Gute bist Du; der Garten wird schön werden,

und das hier wird dann unser Daheim sein, nicht wahr?
Wie nennt man das Daheim?"

„Das nennt man Vaterland?"

„Ist also nicht jedes Land Vaterland?"

„Wenn dort unsere Feinde wohnen, so ist es dies nicht."

„Was ist das: Feind?"

„Ein Mensch, dem wir zürnen."

„Was ist das: Zorn? Ich habe derlei noch nie gesehen. Du, warum zürnst Du nie?"

„Weil ich keinen Grund habe, Dir zu zürnen und sonst mit niemand Anderem verkehre."

„Und was thun Jene, die aufeinander zürnen?"

„Sie weichen einander aus."

„Und wenn sie sehr zürnen?"

„Dann schlagen sie sich miteinander herum."

„Und wenn sie einander ganz besonders stark zürnen?"

„Dann tödten sie einander."

Das Mädchen quälte die gefährliche Neugier; Marie zog eine Stednadel aus ihrem Kleide und stach mit deren Spitze Ludwig heimlich in die Hand.

„Was thust Du?" fragte dieser erstaunt.

„Ich will wissen, wie Du bist, wenn Du zürnst. Hat es also nicht weh gethan?"

„Gewiß hat es weh gethan. Sieh nur, es fließt Blut nach."

„Ach mein Gott!" rief hierauf das Mädchen, zog begütigend den Kopf des jungen Mannes an sich, und drückte einen heißen Kuß auf sein Gesicht.

Hierauf schnellte der junge Mann von seinem Sitze in die Höhe, sein Gesicht erbleichte, in dem Blicke seiner starren Augen spiegelte sich Entsetzen ab; seine Hände bebten.

„Siehst Du,“ sagte das Mädchen. „Du hast mich doch nicht getödtet. Und doch habe ich Dich sehr erzürnt.“

„O, das ist nicht Zorn!“ seufzte der junge Mann.

„Was ist es also?“

„Das hat keinen Namen.“

„Darf ich Dich also nicht küssen? Voriges Jahr durfte ich es noch und vorher auch und so stets in jedem Jahr.“

„Heute bist Du bereits fünfzehn Jahre alt.“

„Also was voriges Jahr erlaubt war, und früher, und immer, ist jetzt nicht mehr erlaubt? Liebst Du mich nicht mehr?“

„Alle meine Gedanken sind von Dir erfüllt.“

„Du weißt, daß es mir an meinem Geburtstag stets gestattet war, einen Wunsch auszusprechen, und daß dieser erfüllt wurde. So hat mich Jemand daran gewöhnt. Du weißt wohl auch, wer?“

„Und so ist es geschehen.“

„Ja. Und Kinder verstehen es, Unmöglichkeiten zu verlangen. Die Erwachsenen aber haben so viel Verstand, um die Kinder zum besten zu haben. Vor drei Jahren bat ich Dich, Du mögest mir Jemanden bringen, mit dem ich reden könne, damit ich nicht ganz allein sei; da brachtest Du mir Kaze, Hund und Vogel. Vor zwei Jahren drehte sich meine Bitte darum, daß ich gern malen lernen möchte. Damals gabst Du mir ausgeschnittene Patronen und Wasser-

farben und fertigtest mich damit ab. Heute vor einem Jahre sagte ich, daß ich Musik machen möchte, darauf brachtest Du mir eine Drehorgel. Du hast immer meinen Wunsch erfüllt, hast mich aber dabei immer auch betrogen. So pflegt man Kinder zu behandeln. Heute sagst Du schon, daß ich fünfzehn Jahre alt bin, daß man mit mir nicht mehr wie mit einem Kinde umgehen könne. Merk' Dir das. Auch heuer verlange ich Etwas von Dir und das bist Du auch in der Lage zu thun, und damit kannst Du mich nicht zum Narren halten."

"Dann thue ich es auch."

"Deine Hand darauf."

"Hast ja Du mich gänzlich in Deiner Hand."

"Du weißt also, daß ich Dich vor Kurzem gebeten habe, Du mögest mir ein Melusine-Kleid aus Paris kommen lassen."

"Dasselbe ist ja auch bereits eingetroffen. Ich selbst habe Dir die Schachtel überbracht."

"Weißt Du, was das ist, ein Melusine-Kleid? Willst Du es sehen?"

Bei diesen Worten sprang sie von ihrem Sitze auf, löste die Seidenschnur welche ihren Ueberwurf um die Taille zusammenhielt, warf die Seiden-Japonica rasch von sich, und stand nun vor dem wie durch einen Zauber gebannten jungen Mann in einem jener Kostüme da, in welchen die Pariser Damen in den Seebädern mit den Wogen des Meeres zu spielen pflegten. Die Melusine war ein Schwimmkleid.

"An dem heutigen Tag verlange ich von Dir, daß Du

mich schwimmen lehrst. Der See befindet sich hier unter unserem Garten."

Das Mädchen glich in dem himmelblauen Gewand einer der feenhaften Gestalten in Shakespeare's „Sommer-nachts Traum:" unschuldig und verführerisch, Kind und Sirene.

Ludwig erhob, auf's Aeußerste betroffen, die Hand. „Nun, willst Du mich etwa schlagen?" fragte das Kind halb weinend und halb lachend.

„Lege, ich bitte Dich, Dein Oberkleid wieder an!" sagte Ludwig, und seine beiden Hände zitterten, als er die Japónica vom Kanapée aufnahm und mit ihr das Urbild einer Najade verhüllte. „Was ist das für ein Gedanke?"

„Nicht wahr? Den trage ich schon die längste Weile in mir herum. Und diesen Wunsch mußt Du mir erfüllen. Auf diesen kannst Du nicht sagen, daß Du nichts davon verstehst; denn einst, als wir — ich weiß nicht warum? — sehr eifertig reisten, und an einem Fluß am diesseitigen Ufer keinen Kahn fanden, schwammst Du selbst an das jenseitige Ufer und brachtest von dort einen, auf dem wir dann unserer Bier überschifften. Schon damals entstand dieser Wunsch in mir. Welch herrliches Können: auf dem Wasser zu schwimmen! In Freundschaft mit den Wellen, mit dem Tode zu leben. Flügel aus seinen Armen zu machen und zu fliegen wie der Vogel! Seit wir in diesem Schlosse wohnen, ist dieser Wunsch stärker und stärker geworden. Nacht für Nacht träume ich, daß ich die Wellen durchschneide. Den ganzen Tag seh' ich Gottes Himmel nicht; wenn wir ausgehen, bedeckt ein Schleier mein Gesicht. Es ist, als

wenn ich durch einen Rost die ganze Schöpfung sehen würde. Ich möchte gern singen, aufjauchzen, mich lauter, ungebundener Luft hingeben; doch ich wage es nicht; ich fürchte, daß die Bäume, die Wände, die Menschen es hören und mich verrathen. Dort aber könnte ich über den grünen Wogen schweben, wo mir Niemand begegnen, wo mich Niemand sehen kann; ausblickend zu dem glänzenden Himmel, um die Wette auftreischend mit den Fischervögeln, umtanzt von zappelnden Fischen, die Niemandem erzählen, was sie gehört und gesehen haben: das wäre überirdische Glückseligkeit für mich! Wirfst Du mir diese nicht verschaffen?"

Der Wunsch des Kindes war so wahr, so aus dem Herzen kommend. Und Ludwig kannte selbst jene stolze Freude. Vielleicht hatte er selbst Marie von Clelia und ihren Gefährtinnen erzählt, die, indem sie über den Tiber schwammen, den reinen Ruf der Tugend der Römermädchen retteten.

„Was Dir Freude macht, macht es auch mir!“ sagte er, und reichte ihr seine Hand hin.

„Ach, Du erfüllst also meinen Wunsch? Wie gut, wie lieb Du bist?“ Und vergebens suchte der Mann seine Hand zu bergen, damit sie sie nicht mit ihren Rüssen bedecke; sie stürzte sich auf sie und erhaschte so die zurückgezogene Hand. „Also selbst das darf ich nicht mehr?“

„Wo denkst Du hin? Du bist fünfzehn Jahre alt. Ein so großes Mädchen läßt keinem Mann die Hand.“

„Kann ich etwa dafür, daß Du keine Frau bist?“

Ludwig konnte sich da eines Lächelns nicht erwehren.

„Doch, nein, nein!“ protestierte das Mädchen schleunig wegen diese Idee. „Es wäre mir aber auch nicht im geringsten lieb, wenn Du eine Frau wärst. Dann würden wir Beide allnächtlich uns miteinander noch mehr fürchten, würden Beide uns gegenseitig erschrecken, während so . . .“ hier stockte sie.

„Was meinst Du? Was soll das: „während so?“ fragte Ludwig erstaunt.

„Nun: während so ich allnächtlich ruhig schlafe, da ich weiß, daß Du hier in meiner Nähe bist.“

„Wo bin ich „hier“?“

Das Mädchen wies mit dem Finger auf das Lederkanapsee, und führte dann die Spitze ihres Fingers an ihre Lippen zurück.

„Und wie kommst Du auf den Gedanken, daß ich dort bin?“

„Ich weiß es nicht. Aber schon von früher, früher Kindheit an habe ich mich daran gewöhnt, mir einzubilden, daß Du in meiner Nähe schläfst; und das bereitet mir so ein gewisses einschläferndes Gefühl. Das aber, daß Deine Waffe allnächtlich dort auf dem weißen Lactisch liegt, das weiß ich daher, weil jeden Morgen so kleine glänzende schwarze Pulverkörner auf ihm liegen, wie man sie zum Laden der Schußwaffen nimmt. Dich aber habe ich noch nie gesehen, denn Du kommst sehr spät herein, und entfernst Dich immer sehr zeitlich.“

Der junge Mann fuhr sich glättend mit der Hand über

die Stirn, und seufzte schwer auf; bei sich sagte er „Ich komme nie wieder herein.“

Er machte Miene zu gehen.

„Wo willst Du nun wieder hineilen? Weißt Du nicht, daß Du heute weder Deinen abscheulichen Büchern noch Deinem Teleskop gehörst, sondern daß Du heute mein Un-
terthan bist?“

„Will ich ja doch eben Deine Befehle, meine kleine Königin, vollziehen gehen. Wenn Du schwimmen lernst, muß ich ein Ankleidezelt für Dich am See-Ufer aufstellen, und ein Gerüst und eine Barriere aufschlagen, von der aus ich Dir mit der Stange folgen kann. Hierzu aber muß ich einen guten Platz in der kleinen Bucht aussuchen.“

„Aber, nicht wahr, wenn ich einmal gut schwimmen kann, dann darf ich aus der kleinen Bucht auch in den großen See hinaus-schweifen?“

„Ja. Unter zwei Bedingungen. Die eine besteht darin, daß ich Dir in meiner Gondel folge.“

„Aber nicht gar zu nahe.“

„Das wird ohnehin nicht geschehen. Die zweite aber lautet, daß Du über jene Weiden hinaus, welche die kleine Bucht verdecken, nur dann in den offenen See schwimmen darfst, wenn Mondlicht scheint: des Nachts.“

„Das mag sehr schön sein. Warum aber nur bei Nacht?“

„Weil man bei Mondlicht aus der Ferne mit dem Per-
spectiv das Gesicht nicht erkennen kann, aber auch andere Leute ein ebenso gutes Fernrohr wie ich haben können.“

„Wer sollte wohl ein solches im Dorfe haben?“

„Das Kastell hat einen neuen Bewohner bekommen. Eine Dame ist dort eingezogen.“

„Ach, eine Dame. Ist sie schön?“

„Jung.“

„Du hast sie mit dem Fernrohr gesehen? Was hat sie für Haare?“

„Blonde.“

„Dann mag sie sehr schön sein. Werde auch ich sie einmal insgeheim betrachten dürfen?“

„Ich fürchte, Du werdest sie liebgewinnen; denn sie ist sehr schön und sehr gut.“

„Woher weißt Du, daß sie sehr gut ist?“

„Weil alle ihre Gänge darin bestehen, die Häuser der Armen und der Kranken zu besuchen, und weil ihr erster Weg sie stets in die Kirche führt.“

„Warum gehen denn wir aber nie in die Kirche?“

„Weil wir uns zu einem andern Glauben als Jene bekennen, denen die Kirche gehört.“

„Beten also diese zu einem andern Gott als wir?“

„Nein. Sie beten denselben Gott wie wir an.“

„Warum giebt es aber dann nicht für uns Alle in derselben Kirche Platz?“

Ludwig nahm, hingerissen, das kindlich kluge Engelsköpfchen zwischen seine beiden Hände und sagte lachend:

„Du meine Seele, Du meine kleine Königin, auf diese Deine Frage vermöchten nicht einmal sämtliche Synoden aller fünf Welttheile zu antworten, wie erst ich, der arme verabschiedete Soldat.“

„Geh, Du stellst Dich immer dumm, wenn ich ein Bißchen Weisheit von Dir borgen will. Du thust so, wie Jener, der vor dem Bettler leugnet, daß er Geld habe. — Apropos, damit ich's nicht vergesse! Den armen Kindern, welche in die Schule gehen, pflegte ich an meinem Geburtstag Geld zu schicken. Komm' doch her, übernimm es. Von welchem soll ich ihnen geben? Von den kleinen Stücken oder von den großen? Wenn Du die kleinen gelben austheilen willst, so habe ich nichts dagegen; die weißen jedoch möchte ich lieber für mich behalten, denn sie haben einen so schönen Klang; auch ist das Bild der Jungfrau Maria auf ihnen. Willst Du aber etwa von den großen rothen für sie nehmen, so liegt mir gleichfalls nichts daran.“

Jene kleinen gelben waren nämlich goldene Sovereigns, die weißen Silberzwanziger, jene rothen aber die kupfernen Denkmünzen des damaligen österreichischen Finanzministers, die noch lange nachher unter dem Namen Schusterthaler und Zweigroschenstücke umgingen. Damals waren sie neu und glänzten auf ihnen die Zahl 30; sie galten für einen halben Gulden.

„Wir wollen doch nur von den Allergrößten den Allerkleinsten geben,“ sagte Ludwig.

Dieses Mädchen weiß nicht, wozu das Geld dient, was für ein Unterschied zwischen Gold, Silber und Kupfer ist.

Drittes Kapitel.

Das namenlose Schloß war auf einer jener Landzungen erbaut, welche vom südlichen Ufer des Neusiedler See's in diesen hineinragen.

Die Alten, die dieses Jagdkastell erbauen sahen, behaupteten, daß sich an dieser Stelle die Ueberreste irgend eines alten Pfahlbaues befunden haben. (Nach Livius und Justin waren aus dem heutigen Narbonne ausgewanderte Celten die Urbewohner der Umgebung des Teiches.) Zu jener Zeit war die geringste Sorge des Ungars noch größer, als jene, sich mit der Untersuchung der Spuren von Einwohnern zu plagen, die älter als er selbst waren. War dort ein alter Bau aus der celtischen Steinzeit, dann war es sicherlich gut gethan, auf diesem das neue Kastell aufzuführen.

Die Volkstradition behauptet ferner, daß vor vielen Jahren, im verflossenen Jahrhundert, der Platz, wo jetzt Kastell und Park stehen, durchaus Seegrund gewesen ist, und das mag wahr sein. Der Neusiedler See ist ein sehr launenhafter See. Während der letztverflossenen zwei Jahrzehnte sahen wir selbst mit unseren leiblichen Augen, daß er plötzlich zum großen Theil austrocknete, verschwand, daß kein See mehr da war; daß er seinen Grund trocken dort gelassen hatte. Die Besitzer des Ufers, die bis dahin den Wasserspiegel besaßen hatten, nahmen nun den grünenden Seegrund in Besitz; sie vertheilten ihn; benützten ihn als Weiden und Wiesen; dann gaben sie ihn in Pacht und

die Pächter führten Wirthschaftshöfe und Dampfmühlen auf dem „neuen“ Boden auf, bauten Weizen und Mais an, ernteten auch zweimal im Jahre; da kam dann plötzlich dem Neusiedler See wieder etwas Anderes in den Sinn; er ernannte sich neuerdings zum See, und als er sich in seine frühere Würde wieder einsetzte, verschwanden Saaten und Meierhöfe wieder unter dem Spiegel der grünen Fluth; nur hie und da blieb die Esse einer Dampfmühle aufrecht stehen als Wahrzeichen des Feenmärchens vom geträumten Paradiese.

Solche Zauberkünste hat der Neusiedler See gar oft mit den Sterblichen getrieben.

Im Jahre 1737 gingen die Bewohner von Rust und Almitz von einem Ufer zum andern zu Fuß durch den See. Die Archive der Grundherren sind vollgefüllt mit Urkunden, die sich auf namhafte Dörfer am See-Ufer beziehen, welche einst großen Zehent und Fischereipacht gezahlt hatten. Die Glocken zweier solcher reicher Dörfer wurden vor nicht langer Zeit in der Gegend von Szeplak vom Grunde des Sees heraufgefischt; die eine derselben hängt jetzt noch im Thurme von Szeplak; häufig ziehen die Fischer statt der Fische Stücke gebrochener Grabkreuze an's Land, die, halb versteinert, von den verschwundenen Dörfern Jakabfalva, Fertő, Kenderalja Zeugniß geben. — Und das von Strabo beschriebene römische Kastell und der Avaren-Ring, dessen Eginhart erwähnt, und in welchem die Gallier Karls des Großen die unermesslichen Schätze der Tschafhane erbeuteten — wo sind sie hingekommen? Der Neusiedler See hat sie ver-

schlungen. Sie sind unter jenen wunderbaren Boden gesunken, der sich unter dem Wagen biegt, der mit seiner Last über ihn hinrollt, auf dem da und dort Erlenwälder und Nadelholzgruppen wachsen, auf dem man neben dem schönen grünen Wald Häuser baut; plötzlich beginnt sich dann der Boden zu heben, die Mauern stürzen hinab in's Wasser; die Wälder aber heben sich gleichzeitig mit dem Boden und schwimmen über dem unterirdischen Elemente.

Den Isthmus des namenlosen Schlosses umgaben zwei kleine Buchten; die eine war jene, von welcher Ludwig Marien gesagt hatte, daß er sie von einem der Compessoren kaufen werde, dessen Röhricht an das andere Ufer grenzt. Die andere kleine Bucht aber trennte das namenlose Schloß von dem benachbarten Dorfe Fertöszeg. Das herrschaftliche Kastell war an dem östlichen Saum des Dorfes, auf dem Abhang eines abschüssigen Hügels erbaut, und kehrte sich mit seiner Front gleichfalls gegen den See.

In der zweiten Hälfte des Monats August im Jahre Eintausendachthundertundsechs konnte man vom Altan des Kastells allabendlich, wenn die Sonne schon untergegangen war, und der Abendhimmel die Spiegel des Sees mit so wunderbaren Farben übergieß, daß man von dem Maler, der es wagen würde, eine solche lilafarbige, metallschimmernde, von gelblichgrünen Streifen durchzogene Fläche auf die Leinwand zu werfen, behaupten würde, er leide an Farbenblindheit; und doch sehen Jene, die sich dort befinden, an jedem stillen Herbstabend diese Pracht zauberischen Mißgestaltens; an solchen feierlichen Abenden also konnte man

sehen, wie aus der östlichen Bucht des namenlosen Schlosses eine kleine leichte Gondel schlüpfte, einen langen silbernen Streif mitten durch die lilafarbigten, dunkelblauen, smaragdgrünen Flecken des großen stahlfarbigten Spiegels ziehend welcher Lichtstreif auf der Fläche des stehenden Wassers unverwischet verblieb. In diesem Rahne saß ein einzelner Mann.

Das aber konnte man von dem Altan des Kastells schon nicht mehr sehen, daß neben diesem Rahn eine Frauengestalt schwimmt; denn der Rahn verdeckte diese. Gleichwohl verrieth sich dieselbe durch die Jubelrufe, durch das freudvolle Aufjauchzen, das sich das dahinschwimmende Mädchen nicht zu versagen vermochte.

Marie war eine treffliche Schülerin in der Schule der Hydrioten. Schon nach der vierten Lektion wurde sie Freischwimmerin. Sie schwamm herrlich, wie ein Schwan. Ihre Schultern tauchten nie unter Wasser. Sie glitt nur so über die Wellen hin. Zu den abendlichen Schwimmpartien bedurfte sie keines Hutes; ihr langes Haar schwamm ihr frei auf den Wogen nach. — Vorsicht war nur insofern nöthig, als sie sich in der Nähe des Ufers befanden und der Himmel taghell war.

So wie sie tiefer in den See hineindrangen, und das Dämmerlicht nur mehr schwarze Schattenbilder von dem Rahn und dem schwimmenden Kopf auf dem glänzenden Spiegel wahrzunehmen gestattete, verließ die schwimmende Gestalt den begleitenden Rachen. Sie fürchtete sich bereits vor nichts mehr. Die Welle war ihr guter Freund; sie kannten einander. Wenn sie wollte, ruhte sie auf ihr wie auf einem

schwellenden Rissen, wie das Kind in der geschaukelten Wiege. Wenn es ihr so gefiel, faltete sie die Hände über dem Wasser und betete so, während ihre Flügel das Wasser traten. Hier war es ihr dann gestattet, zum Kinde zu werden, aufzujubeln in ungezügelter Lust, anzurufen die aufflatternden Wildgänse, neckischen Scherz zu treiben mit den Schwalben der Nacht, den Fledermäusen, die so leise hinpfeifen über den See, während sie die laufende Wasserspinne verfolgen. Hier durfte sie sogar singen, ihre herrliche Stimme mit dem Aeolsharfenklang frei heraustönen lassen. Daß Jener im Rahne dort deshalb nicht zürnte, ging daraus hervor, daß er selbst die Melodie leise nachsang, mit seiner tiefen, glockengleich dröhnenden Stimme den Gesang des Mädchens begleitend. Hier konnte sie Niemand belauschen. Hier mußten sie Niemandem ausweichen. Hier mußte das Mädchen keinen Schleier vor dem Gesicht tragen.

Manchmal trieben sie sich selbst stundenlang auf dem Wasserspiegel herum; das Mädchen wurde es nicht müde. Dieses gesegnete, schützende Element gab ihren Nerven die Kraft wieder, welche ihnen die stiefmütterliche Erde entzogen hatte. Da war sie so müde; schon nach einer Promenade von hundert Schritten mußte sie rasten, sie war des Gehens entwöhnt; hier aber glitt sie wie eine Najade hin, ihr ganzes Wesen war verändert: sie lebte; — Und wenn ihr Begleiter sie anrief, schwamm sie hin zu ihm, klammerte sich an den Rand des Rahnes und breitete ihr langes Haar auf seine Knie zum Trocknen, während sie zum Ufer zurückkehrten.

Das Licht aus den Fenstern der beiden Kastele schim-

merkte ihnen als Leuchte auf dem Wasserspiegel entgegen; in weiter Ferne längs des Ufers leuchtete das röthliche Licht der Fackeln Jener, die auf nächtlichen Krebsfang ausgegangen waren.

Und wenn sich am östlichen Ufer aus dem stahlblauen Nebel des Horizonts die glühende Scheibe des Mondes erhob und allmählig den Spiegel des ganzen Sees vergoldete, so war's, als wenn sie in schimmerndem, durchsichtigem Gold schwämmen, als wenn Feen dahinruderten, die unten auf dem Grunde des Wassers zwischen Korallengärten ihren Wohnsitz haben und nur während der Nacht, die den Menschen in Schlaf versetzt, herauf an die Oberfläche kommen, um ihre Gesichter an den Strahlen des Mondes zu bleichen.

Armes Mädchen! Und da sagte sie noch, daß sie glücklich sei! Hierin bestand ihr ganzes Glück.

Und selbst dieses hatte sie sich eronnen.

Hätte sie nicht in irgend einem alten Journal das Melusine-Kleid entdeckt, Ludwig wäre nie von selbst darauf gekommen, mit wie wenig man Jenen reich machen könne, der gar nichts besitzt.

Selbst ihr Gemüth härtete sich hierdurch ab. Sie war nicht mehr so zaghaft, sie brach nicht so leicht in Weinen aus; sie wurde gelehriger, achtsamer und ein bißchen Selbstvertrauen begann in ihrem Innern zu erstehen. Sie konnte Etwas, wozu sie der Hilfe keines Andern bedurfte.

Es stand aber geschrieben, daß auch diese ihre einzige Freude nicht von Dauer sein sollte. Auch diese neidet ihr

— vielleicht das Schicksal. — Alles Uebel, das geschieht, schreiben wir dem Schicksal zu.

Eines Abends, als der abnehmende Mond schon ziemlich spät aufging, begleitete der Kahn Ludwig's Marien, die weit voraus geschwommen war, auf ihrer gewöhnlichen Wasserpromenade.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Neusiedler Sees, daß in ihm größere und kleinere Inselchen zerstreut sind, die an ihren Rändern mit Röhricht umgeben, und weiter nach innen mit Ginster und Schilf bedeckt sind, während gegen die Hansag zu das Schilf immer weiter um sich greift, und dort schon die Spiegel kleinerer Teiche zerstreute Inseln im dunkeln Schilfmeer bilden; unter diesen Teichen ist der Königssee der größte, der mit seinem Wasser die übrigen speist und seinen Abfluß in die Rabeza hat; seine Ufer bedecken riesige Fichtenstämme; das Volk nennt diesen Wald mitten im Wasser den alten Fichtenwald.

Auch in der Richtung des namenlosen Schlosses lag ein solches kleines, rundes Inselchen, das die Neugier Mariens außerordentlich reizte.

Wer mag wohl da wohnen? Hat sich nicht etwa auch auf ihr ein Robinson Crusoe angesiedelt? Leben etwa nicht auch dort Wilde? Oder Raimane, oder große Schildkröten und Seeschlangen?

Ludwig hatte sich bemüht, die übermäßig heiße Phantasie des Mädchens abzukühlen; auf jener Insel könne nun einmal kein Mensch leben, da es dort nichts zu essen gebe; Prokobile und andere Wasser-Ungeheuer lasse dieses Klima nicht auf-

kommen, und der größte Haifisch des Neusiedler Sees sei die Scheide, die zum Glück keine Zähne im Rachen habe; gleichwohl verbot er Marien, nach der mit Ginster bedeckten Insel zu schwimmen, da es dort Seegrass giebt, in das sie sich verstricken könnte; Wasserschlängen und Blut-Egel aber werde sie auf jeden Fall finden, und vor diesen hatte das Mädchen eine nicht geringe Scheu. Auch das sei möglich, daß sie einer Fischotter begegne, und diese werde sie erschrecken.

Es nützt aber nun einmal nichts, einem Mädchen zu sagen: „Geh' nicht dorthin!“

Das Verbot reizt sie nur umso mehr.

Marie war nicht die Sklavin Ludwig's; es war ihr gestattet, so weit, als es ihr beliebte in die freie Welt der Bogen hinauszuschweifen; nur dann und wann gab sie ihrem Begleiter durch ein „Haho!“ ein Zeichen von sich.

Währenddessen lag der Mann rücklings im Rahne, und während diesen die Wellen schaukelten, blickte er sinnend in die Tiefe des gestirnten Himmels und lauschte dem räthselhaften Geräusche der Nacht, den weinenden, brummenden, schallenden Stimmen, die sich über dem glatten Wasserspiegel so weit hinziehen, während der Mensch zu errathen sucht, was das wohl sei.

Die Rufe des seltenen Wildes der Moormwelt tönen aus der Hunsag herüber; jene der türkischen Enten, die Niemanden an sich herankommen lassen; dann ist's als wenn Menschen lärmten, zankende Gruppen sich mit einander herumschlagen würden; es sind die Kraniche des Neusiedler

Sees, die dort lärmen; mitten drein läutet der Wiedehopf mit seiner tiefen klingenden Stimme.

Nun kommt der Mond herauf; er ist bereits im Abnehmen. Der abnehmende Mond ist für Mensch, Thier, Pflanze eine ebenso antipathische Erscheinung, wie der Vollmond sympathisch ist. Wer wüßte wohl den Grund hierfür? Hin- und herrathen kann man wohl, aber errathen kann man es nicht.

Da mischt sich plötzlich in die geheimnißvollen Stimmen der Nacht ein greller Schrei.

Das war Mariens Stimme.

Wie wahnsinnig ergriff der Mann die beiden Ruder, und der Kahn durchritt die Fluthen in der Richtung des Aufschreies.

Auf dem ruhigen Seespiegel war der Lichtstreifen sichtbar, welchen die Gestalt des vorausschwimmenden Mädchens gezogen hatte, und der stundenlang dort auf der Wasserfläche flimmert. Am Ende hatte sich der Streif zurückgebogen und begann sich zu einem großen V zu gestalten.

Sichtlich war die Schwimmende mit dem Entsetzen der Verzweiflung bemüht, den Kahn zu erreichen. Als sie zusammentrafen, schrie Marie abermals zwei- dreimal vor Schrecken laut auf, und klammerte sich dann krampfhaft mit einer Hand an die Kante des Rahnes, während sie einen angsterfüllten Blick hinter sich warf.

„Marie!“ rief der Mann aufs Aeußerste erschreckt, während er sie mit einer Hand an dem Gürtel um ihre

Laille erfaßte, sie aus dem Wasser riß und auf seinen Schooß nahm. „Was ist Ihnen widerfahren? Wer verfolgt Sie?“

Das Mädchen zitterte so sehr, ihre Zähne klapperten so stark, daß sie nicht zu antworten vermochte; auch der Athem war ihr ausgegangen, sie rang mit dem Ersticken. Nur ihre großen Augen hatte sie voll Grauen und Abscheu weit aufgerissen.

Ludwig blickte staunend umher und sah nichts.

Doch nach einigen Augenblicken tauchte etwas vor ihm auf.

Was war aber das?

Mensch oder Thier?

Der Kopf, das Gesicht, waren Kopf und Gesicht eines Menschen, vielleicht eines Mannes; die Backen aber bedeckte kurzes rothbraunes Haar und auch der Schädel war statt mit Haaren nur mit einem fischotterrothen Wulst bedeckt; die langen, spitzen Ohren standen steif aufrecht; der Mund war so zusammengekniffen, daß die Lippen nicht zu sehen waren; die Nasenflügel waren verflacht, kaum wahrnehmbar; die Augen aber wie jene der Fische stier und gerundet. Im ganzen Gesicht war keinerlei Gemüthsbewegung ausgedrückt.

Das räthselhafte Ungeheuer war ganz in der Nähe des Rahnes aufgetaucht.

Ludwig erfaßte mit beiden Händen das eine Ruder, um den Kopf des Unthieres zu zerschmettern; der schwere Streich traf aber bloß die Wellen. Das Ungeheuer war plötzlich untergetaucht, und in den bis tief hinab durchsichtigen vom Mondlicht getränkten Wellen war zu sehen, wie es dahin schoß; es schwamm aber nicht nach Menschenart,

sondern schob sich mit absonderlichen Zickzackschnellungen wie ein Wunderthier der Urmwelt weiter und verschwand im Dunkel der Tiefe des Wassers, wo nicht mehr das Auge des Menschen, nur mehr jenes des Fisches zu sehen vermag. Und dann sah es Ludwig nicht wieder auftauchen.

Entsetzen und Wuth hatte alle Nerven Ludwig's erstarren gemacht.

Was war das gewesen? Wer hatte dieses namenlose Ungethüm gegen seinen ängstlich behüteten Schatz ausgesendet?

So wohnen also auch schon am Grunde des Wassers dessen Feinde?

Er dachte an nichts als an Rabalen und heimtückische Nachstellung.

Der Zorn kochte in seinen Adern.

Er hüllte das Mädchen in den weiten Bademantel und machte sich dann an's Rudern.

„Morgen kehre ich zu diesem Röhricht zurück,“ murmelte er vor sich hin. „Ich suche diese Bestie auf und erschieße sie, ob sie nun Mensch oder Thier ist.“

Das junge Mädchen stammelte etwas, was wie eine Einwendung klang.

„Ich erschieße sie!“ schrie der Mann wüthend.

Das junge Mädchen zog sich hierauf zitternd in den Hintergrund des Rahnes zurück und sagte nichts weiter; es suchte sogar ein angstvolles Beben zu unterdrücken, wie ein Kind, das sich schlecht aufgeführt hat.

Als sie an's Ufer gelangt waren, befahl der Mann

mit rauher Stimme dem Mädchen, in die Ankleidehütte zu gehen und sich anzufleiden.

Er wurde ungeduldig darüber, daß das Ankleiden so lange dauerte. Auch zweimal ermahnte er sie, sich zu beeilen.

Dann nahm er sie in seine Arme und schritt eilends mit ihr dem Kasten zu.

Marie zitterte auch jetzt noch.

„Wollen Sie wirklich jenes Thier tödten?“ fragte sie bebend unterwegs.

„Ja!“

„Wenn es aber ein Mensch ist?“

„Dann schon gar!“

„Ich gehe nie wieder schwimmen.“

„Das weiß ich. Wer einmal im Wasser erschrickt, der verlernt das Schwimmen. Sie werden fortan vor dem See zurückschauern.“

„Vor meinem lieben schönen See?“ seufzte Marie noch einen schmerzgefüllten Blick auf den vergoldeten Wasserspiegel, auf das Paradies ihrer feenhaften Träume werfend, auf welchem der sich erhebende Wind rundliche Wellen kräufelte. Von hier war sie nunmehr verbannt.

„Gehen Sie zu Bette,“ sagte Ludwig zu Marie, als er sie in ihr Zimmer geleitet hatte. „Decken Sie sich gut zu. Wenn Sie frieren, werde ich Ihnen Kamillenthee kochen.“

Vor diesem Kamillenthee fürchten sich aber auch alle Kinder so sehr, daß es nicht zu wundern war, wenn Marie sagte, es friere sie nicht im Geringsten und sie werde sich schön niederlegen.

Dann aber schlief sie sehr schlecht. Sie träumte fort und fort von dem sie verfolgenden Wasserungethüm; sie sah dasselbe sich ihr nähern; seine starren Fischeaugen schweiften durch die Finsterniß. Dann sah sie wieder Ludwig vor sich, der ihren Verfolger mit dem Gewehr in der Hand sucht, auf denselben schießt, ihn aber nicht trifft; er entspringt ihm in lustigen Sprüngen.

Oft erwachte sie aus ihrem unruhigen Schlaf. „Ludwig bist Du hier?“ rief sie; doch Niemand antwortete auf ihre Frage. Seit der letzten Geburtstags-Gratulation hatte Ludwig seinen vierstündigen Schlaf nicht mehr auf jenem Kanapée geschlafen, welches das Mädchen für ihn vorbereitet. Und Marie wußte das bereits. Allabendlich legte sie ein Blumenblatt auf die Decke, welche über das Kanapée gebreitet war und das Blatt lag auch am Morgen noch dort. Hätte Jemand dort geruht, so hätte er das Blatt hinabgestreift.

Am andern Tag war Ludwig noch finsterner als gewöhnlich. Während der alltäglichen Spazierfahrt sprach er auch nicht ein Wort, und während des Speisens aß er kaum etwas.

Ein Mann, der in äußerste Wuth gerathen ist und dann Niemand hat, an dem er Rache nehmen, seinen vollen Zorn auslassen könne.

Man konnte sehen, mit welcher Ungeduld er den Abend erwartete, um an den See gehen zu können, auf Ungeheuer zu jagen.

Ein armseliger Gegenstand für einen solchen Zorn, wie der seinige war. Eine Fischotter, oder etwa ein Viber,

dessen Kopf so sehr jenem des Menschen gleicht; irgend ein Wunderthier, eine Mißgeburt des todten Meeres, die sich seit den Tagen Sodomas erhalten hat? Einerlei! Es ist ein lebendiges Thier, aus dem ein Aas werden muß!

Marie aber betete so inbrünstig, daß aus diesem Zorn nichts werden möge.

Und der Himmel erhörte ihr Gebet nur zu sehr. Nachmittags änderte sich plötzlich das Wetter. In den schönen, warmen August-Sonnenschein drängte sich kalter Westwind. Dieser führte zuerst Staubwolken und dann dichten Regen mit sich. Ludwig mußte die Absicht aufgeben, an diesem Abend auf dem See herumzuschiffen. Er mußte zu Hause bleiben; Marie sah ihn den ganzen Abend nicht. Sie konnte nur ihren Kagen klagen; doch auch diese waren schläfrig und hörten nicht auf sie.

Sie aber hatte nicht die geringste Lust, zu Bette zu gehen; sie fürchtete, daß sie wieder Schauerliches träumen werde; der Gußregen fiel prasselnd auf die Fensterscheiben, in der Ferne donnerte es. Sie wagte es nicht, die Kerzen auszulöschen, damit nicht das Leuchten des Blizes durch die Jalousien blinke, wenn es finster ist.

„Ich würde mir nicht trauen, bei solchem Wetter aus dem Hause zu gehen,“ sagte Marie zu ihrer Lieblingskage, die sie in den Schoß genommen hatte; „wie erst auf den öden Hof, oder gar durch den finstern Waldweg! Huh! Wie schauerlich mag's nun dort sein. Am Ende des Dorfes liegt der Friedhof. Wenn es blizt, erheben die Kreuze ihre Häupter aus der Finsterniß!“

Es schlug schon elf Uhr, und sie war noch immer angekleidet.

Da ließ sich ein leises Pochen an der Thüre hören.

Sie freute sich darüber, sie glaubte, Ludwig komme.

„Nur herein! Sie können eintreten!“

Die Thüre öffnete sich jedoch nur zur Hälfte, und die Stimme, die zu sprechen begann, war nicht jene Ludwigs, sondern die des Kammerdieners.

„Vergebung, Madame!“ (So nannte er das Mädchen.)

„Sie sind es, Henry. Und was wollen Sie? Sie können hereinkommen. Ich bin noch auf.“

Der Kammerdiener trat ein. Er war ein grauköpfiger Mann mit achtbarem Gesichte, von hohem, knöchigem Wuchs und übermäßig großen Händen.

„Und was wollen Sie? Hat Sie der Graf geschickt?“

„Keineswegs. Hätte er mich nur geschickt!“

„Was macht er denn?“

„Ich weiß es wahrlich nicht! Ich glaube, er stirbt.“

„Wer? Ludwig?“

„Ja, mein Herr.“

„Um Gotteswillen!“

„Ich komme aus seinem Zimmer. Er liegt gänzlich außer sich auf seinem Bette, sein Gesicht glüht, seine Augen glänzen wie Kohlen. Auch redet er irre. Nie noch habe ich ihn in einem solchen Zustande gesehen.“

„Was sollen wir beginnen? Oh mein Gott!“

„Ich weiß es nicht. Wenn sonst eines von uns erkrankte, mußte der Graf selbst zu helfen; er gab dem Kranken Me-

dizin und kurirte ihn, aber sich selbst kann er, wie ich sehe, nicht kuriren; vor seinem Bette liegen alle ärztlichen Bücher auf einen Haufen geworfen, und die Hausapothek ist von Grund aus umgekehrt, alle Medicinen liegen dort auf dem Boden."

"Giebt es keinen Arzt im Dorfe?"

"Ja doch; den Komitatsarzt."

"So muß dieser gerufen werden."

"Auch ich dachte dies, ich wage es aber nicht."

"Warum wagen Sie es nicht?"

"Weil der Graf auf's Bestimmteste erklärt hat, daß er mich sofort erschießt, wenn ich es versuchen sollte, einen Fremden in sein Zimmer oder in jenes von Madame zu bringen; ganz besonders aber verbot der Graf, je einen Arzt, einen Geistlichen oder eine Frau auch nur beim Schloßthore hereinzulassen. Ich wage nicht, dies zu thun."

"Aber mein Gott! Wenn er plötzlich so krank geworden ist! Wie? Sie sagen, daß er vielleicht sterben kann? — Gütiger Gott! daß Ludwig stirbe? Das lasse ich nicht zu."

"Was wollen also Madame machen?"

"Wenn Sie es nicht wagen, nach dem Arzt zu gehen, so gehe ich selbst!"

"O, Madame, an Derartiges auch nur zu denken?"

"Ich denke an nichts Anderes als daß er sterbenskrank ist. Sein Leben ist mir nothwendig. Das ist das Allererste. Dann erst kommt das Uebrige, was es sonst noch auf der Welt giebt. Ich gehe, und Sie werden mich begleiten."

„Heiliger Vater! Der Graf tödtet mich, wenn ich dies thue.“

„Und wenn Sie es nicht thun, so tödten Sie den Grafen.“

„Das ist wieder wahr.“

„Dann thun ja Sie gar nichts. Ich thue, was geschieht. Ich nehme meinen Schleier vor, ich werde mein Gesicht Niemandem zeigen.“

„Aber in diesem Unwetter! Hören Sie, Madame, wie es draußen donnert? Der Regen strömt nur so nieder; durch den finsternen Wald müssen wir in das Dorf, in Roth und Wasser.“

„Ei, ich fürchte mich weder vor dem Wald noch vor dem Gewitter. Zünden Sie eine Lampe an, und versehen Sie sich mit einem tüchtigen Stock; indessen kleide ich mich um und nehme Rothschuhe. Nun gehen Sie, guter Henry! Und sollte er zürnen, so werde ich da sein und werde ihn begütigen. Möge nur der gute Gott sein Leben erhalten. O, eilen Sie, guter Henry!“

„Er wird mich todt schießen, aber in Gottesnamen! Auf Ihr Geheiß, Madame, thue ich es dennoch. Wenn aber Madame sich in der That entschlossen hat, selbst um den Doktor zu gehen, so werde ich den Wagen anspannen.“

„Wie könnten Sie das thun? Würde er doch das Rollen des Wagens hören und aus demselben entnehmen, was wir gethan haben. Dann würde er aus dem Bette springen, in den Hof laufen, sich eine tödtliche Krankheit holen. Wir müssen zu Fuß, unbemerkt von hier fort.“

Ist's ja doch nicht so weit. Gehen Sie und holen Sie die Lampe."

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür des namenlosen Schlosses und es trat eine verschleierte Frauengestalt heraus, sich mit der einen Hand an den Arm des Kammerdieners klammernd, in der andern die Lampe tragend, während ihr Begleiter sie mit einem großen rothen Regenschirm gegen den niederströmenden Regen zu schützen suchte, und mit einem kasterlangen Stöckchen seine Schritte unterstützte, um nicht auf dem schlüpfrigen Boden auszugleiten. Und dann war der öde Hof nicht mehr fürchterlich, noch der finstere Wald mit seinen knarrenden Bäumen, noch der zuckende Blitz, noch jene Grabkreuze dort am Ende des Dorfes. — Das Mädchen eilte so sehr, daß sein Begleiter kaum Schritt zu halten vermochte; das Mädchen führte ihn.

Viertes Kapitel.

Doctor Tromszky war an diesem Abend gerade von einem visum repertum in einem Kriminalfalle nach Hause gekommen und der Bauernwagen hatte seine Gliedmaßen tüchtig mitgenommen. Auch hatte er sich geschworen, sofort nach dem Nachtmahl zu Bette zu gehen. Auch der Regen ging in Strömen nieder und die Dachtraufe goß ihren Inhalt aus, daß es nur so brauste.

„No jetzt,“ sagte der Doktor zu seiner Haushälterin, die eben die Käsereste vom Tisch räumte, „jetzt soll mich wer

zu einem Kranken holen, und wenn gleich dem Primas selbst eine Fischgräte im Halse stecken geblieben wäre, brächten sie mich nicht aus meinem Neste heraus. Nicht um hundert Dukaten! Nicht einmal, wenn sie einen Glaswagen um mich schicken, nicht einmal dann! Das schwöre ich!"

Und gerade in diesem Augenblick wurde an die Gassenthüre gepocht, und zwar sehr nachdrücklich.

"Hab' ich's doch gesagt, daß es eben jetzt Jemandem einfällt, sich vom Teufel holen zu lassen. Geh' Sie hinaus, Szuzsa, und sage Sie dem da draußen, und wenn's ~~der~~ Gott-Vater selbst ist, daß ich mich schon niedergelegt habe, daß ich Fußschmerzen habe, daß ich mir selbst Kataplasmen aufgelegt habe, daß ich nicht gehen kann."

Frau Szuzsa watschelte auf den Gang mit einer Küchenlampe in der Hand, und nachdem sie Den draußen wiederholt gefragt hatte: „Wer ist da?“ und dieser geantwortet hatte: „Ich bin's!“ gewann sie aus der feinen Frauenstimme der Einlaßbegehrenden die Ueberzeugung, daß es nicht der berühmte Räuber Satan Vaczi sei, öffnete die Thüre und ließ dabei einen Zwischenraum zwischen Thür und Schwelle entstehen, der groß genug war, um hinausreden zu können.

„Der Herr Doktor kann heute nirgends hingehen, gerade jetzt ist er in's Bett gegangen und legt sich Palatschinten auf den Fuß.“

Derselbe Zwischenraum war aber auch groß genug, daß eine zarte Frauenhand hereinlangen und in jene der Haushälterin ein Häuflein Geld drücken konnte.

Bei dem Lampenlicht erkannte Frau Szuzsa, daß es

schöne, glänzende Silberzwanziger seien. — Die da draußen sind aber dann keine Narren. — Und darauf machte sie die Thür vollständig auf.

Und als sie die verschleierte Dame vor sich sah, da wurde sie dann gänzlich zahm. Neugier ist ein mächtiger Trieb.

„O, bitte unterthänigst Belieben Euer Gnaden herein-
zuspazieren.“

„Wenn aber der Herr Doktor schon zu Bett ist?“

„Er muß auf sein, wenn Euer Gnaden mit ihm reden wollen.“

„Ich bitte Sie, melden Sie mich früher.“

Frau Buzza war beleidigt.

„Wenn ich aber sage, belieben hereinzuspazieren!“

„Ich wünsche, daß Sie mich früher melden.“

„Wen soll ich also nennen?“

„Die verschleierte Frau aus dem namenlosen Schloß.“

Frau Buzza setzte die Lampe auf den Küchentisch und ließ die Gäste mitten in der Küche stehen.

„No! Was murmelt Sie denn so lange da draußen?“ fragte der Doktor, als sie in's Zimmer stürzte.

„Ziehen Sie nur schnell Ihren Caputrock an. Die verschleierte Gräfin aus dem namenlosen Schloß ist da!“

„Um: das ist einmal Etwas!“ sagte der Doktor, und er warf sich rasch in die Gala, indem er eilig in den Caputrock mit den glänzenden Stahlknöpfen schlüpfte. „Ist auch der Graf mit ihr?“

„Nein, der Kammerdiener hat sie herbegleitet.“

Dieses Wort, die verschleierte Gräfin, war auf den

Doktor von größerer Wirkung, als alle irdentlichen hundert Dukaten. Endlich einmal kann er die mythologische Erscheinung sehen, ja sogar mit ihr sprechen. Vielleicht wird er in das ganze Geheimniß eingeweiht.

„Führe Sie die Gnädige in das Gastzimmer und bringe Sie eine Kerze dahin.“

Auch er beeilte sich, hinzukommen; nur das Halstuch legte er früher vor dem Spiegel um.

Da stand sie vor ihm die geheimnißvolle Frauengestalt. Das Gesicht verschleiert wie immer, die Gestalt in einen golddurchwirkten, kostbaren orientalischen Schawl gehüllt. Hinter ihr stand der Kammerdiener, den schon jedes Kind im Dorfe kannte.

„Herr Doktor,“ stammelte das Mädchen so leise, daß man kaum entnehmen konnte, ob es die Stimme eines Kindes, einer jungen oder einer alten Frau sei. „Ich bitte Sie, eilen Sie mit mir sofort in's Kasten, der Herr ist schwer krank.“

(Der „Herr“? Ja aber, wessen „Herr“?)

„O, mit tausend Freuden! Das heißt, nicht darüber freue ich mich, daß der gnädige Herr krank zu sein beliebt, sondern daß ich so glücklich sein kann, ihm zu Diensten stehen zu können. Sogleich werde ich fertig sein, ich nehme nur das Allernothwendigste zu mir. Es kann sein, daß ein Aderlaß oder Vomitiva nothwendig sein würden; es kann sein, daß sofort ein Sinapismus angewendet werden muß, oder gar rasch wirkende Stimulantia.“

„O! Beeilen Sie sich doch!“

„In fünf Minuten sind wir mit dem Wagen dort.“

„Wir sind aber nicht zu Wagen gekommen.“

„Sondern?“

„Nur so zu Fuß.“

Erst jetzt bemerkte der Doktor, daß das Kleid der Dame über und über mit Roth bedeckt war. So wie Hamlet (nicht der dramatische sondern der historische) am Hofe des Königs von England die niedere Herkunft der Königin daran erkannte, daß diese ihr langes Kleid aufhob, als sie an eine Pfütze kam, so verrieth sich die vornehme Abstammung des Mädchens dadurch, daß dieses sein Kleid durch Wasser und Roth nach sich schwimmen ließ.

„Aber um Gotteswillen! Bei diesem Wetter zu Fuße aus dem namenlosen Schloß! Während gräfliche Gnaden doch Wagen und Pferde haben! Warum ließen Sie denn nicht anspannen?“

Marie fühlte, daß es sich auf diese Frage nicht antworten lasse. Wenn sie dem Doktor aufrichtig sagt, daß der Patient Jedem mit dem Erschießen droht, der ihm einen Doktor in's Haus bringt, so erschrickt dieser so, daß er gar nicht geht.

„Und haben Sie, Herr Doktor, keinen Wagen?“

„Einen Wagen habe ich schon, der wird aber nur von ‚Forspon‘ gezogen.“

Dieses Wort hatte Marie noch nie gehört.

„Forspon“, sind das keine Pferde?“

„Das heißt, wenn man ihn hat, dann sind's Pferde; wenn man ihn aber nicht hat, dann sind's keine Pferde.“

Der Herr Kammerdiener könnte aber schnell in's Schloß laufen und dann mit dem Wagen zurückkommen."

"Das kann nicht sein."

"Ja, warum denn nicht?"

Marie sagte sich, daß nun etwas geantwortet werden sollte, was von der Wahrheit abweicht. Sie brachte es aber nicht zusammen. Sie mußte nicht, wie man lügen müsse. Die Wahrheit aber konnte sie nicht sagen, daß nämlich der Kammerdiener ein wahrhaft todeswürdiges Verbrechen begehen würde, wenn er sie auch nur einen Augenblick in einem fremden Hause allein lassen würde, und daß er sich hierzu gar nicht herbeilassen würde. Und so antwortete sie wieder mit einer Frage.

"Herr Doktor, könnten Sie denn nicht mit uns zu Fuß gehen?"

Der Herr Doktor verstand sich bereits auf das, worauf Marie sich nicht verstand. Er hatte auch seine Ausrede sofort zur Hand.

"Ich ginge gewiß gern mit, aber wahr und wahrhaftig, ich habe Fußschmerzen; ich habe einen rheumatismus acutus in meiner coxa, und wenn jetzt mein Fuß naß wird, so wird unbedingt eine ischias daraus."

Marie faltete ihre beiden Hände wie zum Gebet, und erhob sie so flehend an ihre Lippen. Die stumme Bitte konnte aber keine Wirkung haben; der Gesichtsausdruck ging wegen des dichten Schleiers verloren. Wenn er wenigstens jene mit Thränen gefüllten Augen, die vor Erregung bebenden Wangen, die schönen Lippen, die sich zum Weinen ver-

ziehen, sehen könnte! Vielleicht läßt sich die Dame doch herbei und entschleiern ihr Gesicht, um ihrer Bitte Nachdruck zu geben!

Diese Dame war aber aus anderem Holze.

Als die stumm zur Bitte gefalteten Hände nichts nützten, griff sie in ihren Busen, zog eine seidene Geldbörse hervor und leerte deren Inhalt auf den Tisch, Gold, Silber, Kupfer untereinander.

„Da sehen Sie,“ sprach sie stolz. „Von solchem Geld habe ich viel. Ich werde Sie reichlich belohnen, wenn Sie meine Bitte erfüllen.“

Der Doktor war vor Staunen außer sich. Da lugelte ja auf dem Tisch so viel Gold durcheinander, wie das ganze Komitat in dieser Zeit der schwarzen Bankozettel nie gesehen hat. Diese Leute sind wahrlich keine Narren.

„Wenn's nur nicht so stark gießen würde.“

„Ich gebe Ihnen meinen Regenschirm.“

„Ich küsse die Hand; ich habe selbst einen.“

„Eilen wir also dann!“

„Wenn mich nur mein Fuß nicht schmerzen würde.“

„Da läßt sich helfen. Henry ist ein starker Mann, er wird Sie auf seine Schultern nehmen und dann zu Wagen aus dem Kastell zurückbringen.“

Hiergegen ließ sich nichts mehr einwenden, umsoweniger als auch Henry mit der größten Bereitwilligkeit seine Schultern als „Forspon“ anbot.

Der Doktor packte allerlei von dem, was zu seinem wissenschaftlichen Rüstzeuge gehörte, in eine große Tasche,

verschloß das Geld in seine Lade, ertheilte der Frau Suzza die Weisung, vor seiner Rückkehr nicht einzuschlafen und niemand Anderen einzulassen, und kletterte sodann auf die breiten Schultern des Herrn Henry. In der einen Hand hielt er den rothen Regenschirm, in der andern die Lampe, und so machte sich die Gesellschaft auf den Weg; voran der Doppelmann, hinterdrein die Frauengestalt, die nun Niemanden mehr hatte, auf den sie sich stützen konnte und den Regenschirm selbst tragen mußte.

Der Nachtwächter, der ihnen auf der Gasse begegnete, erschrak so sehr, daß er im Davonlaufen sogar seine Fellebarde wegwarf; er glaubte, jetzt komme Lucifer in riesiger Gestalt mit einem rothen Hut und mit feuerspeiendem Munde.

Der Doktor hatte einen dreifachen Grund, in Aufregung zu gerathen. Der eine war die sich anbietende schöne Kur, was die hellste Freude für einen passionirten Arzt ist; der zweite war das reichliche Salarium; der dritte war der große Vortheil, der darin bestand, daß er nun direkt hinter den Schleier des Bildes von Saïs treten und der intime Freund der Bewohner des namenlosen Schlosses werden kann. Welche wucherische Klatzschzinsen werden sich aus diesem Kapital schlagen lassen! Auch bisher hatte Doktor Tromszky großen Anwerth im Komitate gefunden, wie wird es aber erst werden, wenn die Nachricht umlaufen wird, er sei Ordinarius im namenlosen Schloß geworden.

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, bis sie zum Kastell gelangt waren.

Dort herrschte tiefe Stille. Außer dem Kranken befand sich nur noch eine lebendige Seele in dem großen Gebäude: Lisette, die Köchin; diese schlief aber um diese Zeit schon so fest, daß man ihrethalben das ganze Haus ihr über dem Kopf hätte wegtragen können. Vor allem Andern brachte Henry die obligaten Mamusse herbei. Alle drei hatten diese dringend nöthig; ihre kothigen Füße hätten sonst gar schöne Spuren auf den Teppichen zurückgelassen.

Marie und Henry führten sodann den Doktor graden Wegs in Ludwig's Schlafzimmer. Vorerst steckte Henry den Kopf mit großer Vorsicht zur Thüre hinein und berichtete dann den Andern flüsternd, daß der Herr auch jetzt im heftigen Fieber liege, und sich unruhig auf seinem Lager herumwerfe.

Darauf sagte dann der Doktor den Muth, einzutreten.

Sein erstes war die Kerze zu schneuzen, deren Docht sich völlig zu einem rothen Pilz angewachsen hatte, so daß sie kaum noch leuchtete. Nun ließ sich auch das Gesicht des Kranken besser besichtigen.

Dieser aber war vollständig entstellt; sein Gesicht brannte in heißer Gluth und in dem Ausdruck seiner stier hinglozenden, blutunterlaufenen Augen phosphorescirten die Schreckgesichter der Fieberphantasie. Die Kleider hatte er nicht abgelegt, wohl aber sie über der Brust auseinandergerissen.

„Hm, hm!“ machte der Doktor, während er sein Aderlaßzeug und die Wundertropfen auf dem Tisch austramte; dann trat er zu dem Kranken und griff nach dessen Puls.

Bei der Berührung der eiskalten Finger erhob sich der

Kranke plötzlich auf seinem Lager und schrie, sichtlich erschreckt, den Doktor an:

„Wer ist das? Wer sind Sie?“

„Ich bin der Doktor, der Komitats-Physicus, Doktor Tromszky. Ich bitte, Herr Graf, zeigen Sie mir die Zunge.“

Dieser zeigte ihm aber nicht die Zunge, sondern die Faust.

„Was suchen Sie hier? Wer hat Sie hierhergerufen?“

„Seien Sie nur ruhig, Herr Graf,“ antwortete der Doktor, der geneigt war, diese Aufregung als eine Erscheinung des hitzigen Fiebers zu betrachten. „Erlauben Sie, daß ich Ihren Puls untersuche. Da haben wir einen kleinen Paroxysmus, der rasch ärztliche Hilfe braucht. Lassen Sie mich doch den Puls sehen! Eins, zwei . . .“

Der Graf riß jedoch seine Hand aus jener des Arztes und rief zornig:

„Ich brauche aber weder Doktor noch Medizin. Mir fehlt gar nichts. Ich will von Ihnen gar nichts wissen; nur das Eine, wer Sie hieher gebracht hat?“

„Bitte!“ entgegnete der Doktor verletzt. „Ich bin gerufen worden. In diesem schrecklichen Wetter! Man hat mir gesagt, daß Herr Graf schwer krank sind.“

„Wer hat das gesagt, Henry?“ fragte der Graf, während er sich auf einem Knie erhob.

Henry wagte sich nicht vom Platz zu rühren.

„Hast Du den Arzt hieher gerufen?“ fuhr der Kranke mit tiefer Stimme fort, und seine Nasenflügel erweiterten sich und schnaubten vor Wuth.

Der Doktor meinte etwas Gutes zu thun, wenn er die Wahrheit sagte.

„Erlauben Sie, Herr Graf! Herr Henry ist nicht allein um mich gekommen, sondern er ist mit der gnädigsten Gräfin zu mir gekommen, und zwar zu Fuß, in diesem Wetter!“

„Was? Marie!“ stammelte der Kranke, und in diesem Augenblick wurde sein Gesicht, als wäre er plötzlich wahnsinnig geworden. Ein gewisses unwillkürliches, epileptisches Zucken schüttelte alle seine Glieder dermaßen, daß er aus dem Bette fiel; doch in demselben Augenblick schnellte er wieder in die Höhe, stürzte sich wie ein zorniger Löwe auf den Kammerdiener, sagte diesen an der Kehle und heulte ihn wie ein aus der Hölle entkommener Dämon an: „Nichtswürdiger! Verräther! Was hast Du zu thun gewagt? Ich erwürge Dich!“

Der Doktor aber brauchte nichts weiter als diese freundliche Zusage, und ehe man sich dessen versehen, hatte er Aderlaßzeug, Elixir und Pflaster im Stich gelassen, war in Säßen zu je vier Stufen — so vollständig hatte er die Ischias in seiner Hüfte vergessen — über die Stiege hinunter und zur offenen Thür hinaus in den strömenden Regen gestürzt; nun bedurfte er weder eines Glaswagens noch eines menschlichen Dromedars; ja nicht einmal an Lampe und Regenschirm dachte er mehr, sondern galoppte, wie der Weg vor ihm lag, durch den allerschönsten Roth hindurch; sogar die Mantuffe hatte er an seinen Füßen mitgenommen.

Und doch hatte er sehr viel dadurch verloren, daß er so handelte, daß er nicht Augenzeuge der Scene sein konnte,

die nun folgte; denn aus dieser hätte er viel entnehmen können.

Als der Graf den Kammerdiener am Halse erfaßte und ihn zwischen seinen Händen so schüttelte wie der Löwe den Büffel, den er mit seinen Pranken zu Boden reißt, trat das Mädchen plötzlich zu ihm hin, und rief mit kräftiger, klingender Stimme:

„Louis!“

Auf dieses Wort ließ er Henry fahren, brach wie durch ein Zauberwort gelähmt, zusammen, stürzte zu den Füßen Mariens auf die Knie, umklammerte sie mit beiden Armen und drückte schluchzend Ruß auf Ruß auf die von Roth und Wasser durchnäßten Kleider des Mädchens, während er mit erstickter Stimme vorwurfsvoll rief:

„Warum haben Sie mir das gethan?“

Das Erscheinen des Doktors hatte aber dem Kranken doch genügt.

Die spontane Reaktion der Natur, die dem übermäßigen Ansturm der Leidenschaft folgte, führte eine Wendung in seinem Leiden herbei.

Er begann sich zu erbrechen; die Galle der in ihm kochenden Wuth konnte sich nicht in seine Adern vertheilen; der weise Mechanismus des Lebens stieß die teuflische Substanz aus; die wohlthätige Krise trat von selbst während des Wuthausbruches ein, und dann begann der Patient plötzlich in Schweiß zu gerathen. Hiermit lehrte er auch allmählig zur Besinnung zurück.

„Nicht wahr, Sie werden wieder gesund werden,“ stam-

melte das Mädchen, das nicht von seiner Seite wich und die Hand auf die Stirn des Kranken gelegt hatte.

„Wenn Sie wollen, daß ich genesen,“ sagte der Mann, „dann thun Sie, um was ich Sie bitte. Gehen Sie auf Ihr Zimmer, legen Sie die nassen Kleider ab und gehen Sie zu Bette. Dann versprechen Sie mir, nie mehr wieder einen solchen entsetzlichen Versuch zu machen. Schlafen Sie sanft.“

„Alles thue ich damit ich Sie nicht erzürne.“

„Das Haus verlassen! Ohne mich ausgehen!“ murmelte der Kranke vor sich hin, und bei diesen Worten überlief seinen Körper abermals der erschütternde Schauer und seine Zähne schlugen klappernd aneinander.

Das Mädchen kehrte in sein Schlafzimmer zurück, legte die nassen Kleider ab und ging zu Bette; insofern gehorchte es aber doch nicht, daß es schön geschlafen hätte; vielmehr erhob es sich alle Stunden aus dem Bette, zog die Japonica an, schlüpfte in die Pantoffelchen, stahl sich hinüber zu Ludwig's Zimmer und flüsterte an der Thür:

„Wie geht es ihm?“

Henry pflegte ihn. Der gute Mann machte sich gar nichts daraus, daß ihm sein Herr die Kehle so zusammengeknürt hatte; er ging trotzdem so zärtlich mit ihm um, wie eine Mutter mit ihrem Kinde.

„Er schläft ruhig!“ tröstete er Marien.

„Nicht wahr, er hat Ihnen nicht sehr wehe gethan?“

„Ich habe es verdient, und es hat nicht geschmerzt.“

Das Mädchen drückte dem alten Diener die Hand,

worauf dieser vor ihr auf die Knie sank, und die schöne Hand küßte: „Ich bin belohnt hierfür.“

Am andern Morgen fehlte Ludwig nicht das Geringste mehr. Er stand auf und trank seine gewöhnlichen sechs Glas Wasser. Hierin bestand sein regelmäßiges Frühstück. Von den Ereignissen der vergangenen Nacht sprach er zu Niemandem auch nur ein Wort wieder.

* * *

Von alledem aber erfuhr der flüchtig gewordene Doktor nie etwas.

Er wagte erst dann zurückzublicken, als die schmale Bucht des Sees zwischen ihm und dem namenlosen Schloß lag. Wie freute er sich, als er sich außerhalb der Schußweite fühlte. Und es sind doch närrische Menschen, jene Leute dort! So etwas ist noch nie einem Doktor passiert!

Als er an dem herrschaftlichen Kastell vorüberkam, sah er, daß in der Vorhalle desselben noch die Lampe brannte. Die Baronesse konnte nie vor Mitternacht zu Bette gehen.

Er dachte bei sich, diesen Fall müsse er sofort der Baronin erzählen. Sie hat eine ganz besondere Vorliebe für Alles, was Klatsch ist. Das aber war schon ein ausserlesen merkwürdiges Abenteuer.

Das nächtliche Erscheinen der verschleierten Dame, der wüthige, meuchlerische Anfall des räthselhaften Grafen, — mit Derlei kann man sich nicht niederlegen, ohne daß man es früher Jemandem erzählt hat.

Mit Roth beschmußt, wie er von der Schwimmtour durch den Waldweg war, ging er in's Kastell hinauf, indem er so auch die äußeren Anzeichen, welche die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung bekräftigten, die bis auf den halben Rücken hinauf gespreizten Rothflecke mit sich nahm. Das wird die Wirkung noch erhöhen.

Im Vorzimmer sagte ihm der Kammerdiener der Baronin, er möge in diesem zu warten belieben, er werde ihn vorher anmelden.

Das ist sonderbar! Sonst pflegt man den Doktor nicht anzumelden; dieser klopft nur an und tritt ein.

Kurz darauf kehrte der Kammerdiener zurück und brachte die Entschuldigung, die Baronin sei nicht mehr zu sprechen, denn sie habe sich bereits niedergelegt.

„Und was weiter? Glauben Sie, Georg, daß ich noch keine Dame im Bette liegen gesehen habe, ich, der ich Doktor bin?“

„Die Baronin hat heftige Migräne.“

„Das ist aber ja dann nur ein Grund mehr, daß sie mit ihrem Doktor spreche. Gehen Sie nur hinein, Georg, und sagen Sie der Baronin, daß ich soeben aus dem namenlosen Schloß komme, daß ich mit dem Herrn und mit der Dame gesprochen habe, daß ich außerordentliche Dinge in Erfahrung gebracht habe. Bei dieser Post wird ihr, das weiß ich gewiß, die Migräne bald vergehen.“

Der Kammerdiener ging nochmals hinein und kam abermals mit der Botschaft zurück, die Baronin lasse ihm recht sehr für seine Freundlichkeit danken, und sie bitte den

Herrn Doktor, ihr morgen das Vergnügen zu machen und zum Gabelfrühstück zu kommen; heute aber könne sie seine interessanten Mittheilungen nicht mehr anhören, denn sie wolle schlafen.

Doktor Tromfszky wurde nicht müde, vor Staunen den Kopf zu schütteln, als er das Kastell verließ. Eine kranke Frau, die weder einen Arzt noch einen Klatsch braucht, war ihm in seiner Praxis nicht vorgekommen.

Es wird gerathen sein, sich das gut zu merken; wie, wenn sich selbst hieraus mit der Zeit irgend eine Klatschgeschichte fabriciren ließe?

Die Bewohner des namenlosen Schlosses aber waren am andern Tag um zehn Uhr Vormittags auf ihrer gewöhnlichen Spazierfahrt zu sehen, der weißköpfige Kammerdiener, der finster blickende Herr und die verschleierte Dame.

Den Doktor Tromfszky aber erwartete schon am andern Morgen, als er aufstand, ein Packet mit seinen medizinischen Siebensachen und ein Briefcouvert, in welchem eine Hundertgulden-Note als Salarium für die nächtliche Visite eingeschlossen war; dazu war jedoch auch nicht ein Buchstabe geschrieben. Hierauf sendete dann auch er die geraubten Trophäen, die beiden Mamusse, zurück. Diese aber waren so mit Roth getränkt, daß aus ihnen nie wieder brauchbare Mamusse wurden.

* * *

Inzwischen vergingen die Tage für die Bewohner des namenlosen Schlosses in der gewohnten Einförmigkeit; der September zog mit seinem herrlichen, warmen Wetter in's

Land; in Ungarn bringt der lange Herbst Ersatz für den kurzen Frühling, als wenn die wirthschaftliche Mutter die im Mai beiseite gelegten Geschenke nun hervorsuchen, und ihre Kinder mit duftenden Veilchen und reifen Erdbeeren überraschen würde.

Am Ufer des Sees wimmelte es von den vielen ausgelassen lustigen Kindern, die sich nackt im Wasser herumtrieben; ihr Geschrei klang zum namenlosen Schloß hinauf. Und Ludwig verstand die tiefe Schwermuth, die sich auf Mariens Antlitz gelagert hatte. Ihre einzige, unschuldige, zauberische Freude war ihr untersagt. Andere vornehme Fräulein haben so vielerlei Freuden, sie hat gar keine. Sie hat keine jungen Herren um sich, die sie unterhalten, indem sie ihr schmeichelnd den Hof machen; sie reizt die laute Lust der Bälle nicht; berühmte Künstler tauchen auf und verschwinden; sie hat sich an ihrem Spiele nie ergötzt; ein Theater hat sie nie gesehen. Sie hat keine Freundin, mit der sie die Gedanken austauschen, die Leute besprechen, sich über die Narren, denen sie durch ihre Schönheit den Kopf verdreht, lustig machen, und deren Neid sie durch die Pracht ihrer Toiletten erregen könnte, was schon der höchste Genuß im Leben ist. Sie hat keine anderen Schmeichler, als ihre Katzen; keine anderen Freundinnen, als ihre Katzen; keine anderen Künstler, als ihre Katzen.

Das war noch ihre einzige Freude gewesen: die Welt der Wellen. Diese war ihr Ball, Theater, Concert, die große Welt. Diese war ihr die Freiheit. Das Land war der

Rerker. — Und jene hatte ihr ihr verhängnißvolles Erschrecken entrißen.

Wieder wurde Vollmond, noch immer war es warm; am Saume des Sees erschlossen sich die tulpenförmigen Blüthen der üppigen Seerose. Ludwig hatte Mitleid mit dem Mädchen, als er sah, wie sie vom Fenster aus den goldig glitzernden Wasserspiegel betrachtete.

„Kommen Sie, Marie! Holen Sie Ihr Schwimmkleid,“ sagte er zu ihr, „versuchen Sie's. Ich werde in Ihrer Nähe sein. Ich werde darauf achten, daß Sie nichts erschrecke. Dann werden wir nicht weit gehen, sondern nur hier in der Bucht bleiben.“

Ach wie erfreute er das Mädchen mit diesen Worten. Sie tanzte und hüpfte vor Freude. Sie nannte ihn ihren lieben Ludwig. Sie lief ihr Melusine-Kleid hervorzufinden und eilte zum See-Ufer so rasch voran, daß Ludwig ihr nur laufend folgen konnte. Je näher sie aber der Ankleidehütte kam, umsomehr mäßigte sie ihre Schritte, und als sie an deren Schwelle stand, sagte sie zu Ludwig:

„Sehen Sie nur, wie mir das Herz plötzlich klopft.“

Und sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihren Busen, damit er es fühle.

„Warum?“

„Weiß ich's?“

Als Ludwig mit dem Rahn hinter den Weiden hervorkam, trat auch die schöne Najade aus ihrer Ankleidehütte. Die geschwäzige Welle trug den Mondschein bis zu ihren Füßen hin.

Marie kniete auf dem hinausragenden Schwungbrett nieder, neigte, auf ihre Hand gestützt, ihr Gesicht zur Welle hinab und küßte diese — diese war ihr Geliebter. Sie gestand es ihm.

Dann ließ sie sich ruhig in's Wasser hinab, wie sie es gewohnt war; doch in dem nächsten Augenblick, als sie in die Fluthen getaucht war, schrie sie entsetzt auf und klammerte sich mit beiden Händen an den Rand des Rahnes.

„Ludwig, heb' mich heraus! Ich kann nicht mehr schwimmen. — Ich fürchte mich!“ Und hiermit hatte ihre einzige Freude ihr Ende.

Das Mädchen verließ tief traurig sein Lieblingsselement und heiße Thränen fielen in die Wellen. Wie auch nicht, wenn der Geliebte ihr untreu wurde? Wie nicht, wenn sie erfuhr, daß sie von dem Geliebten auf immer scheiden müsse! Sie kann nicht mehr schwimmen.

Von diesem Tage an wurde Marie sehr schweigsam.

„Warte nur,“ dachte der Mann bei sich, während er vor Wuth schnaubte. „Bald kommt der Winter, dann friert der See zu; dann lauere ich Dir in dem Röhricht auf, in dem Du wohnst und was immer Du auch feiest, ob Homunculus, Triton oder Wunderthier, dann erlege ich Dich!“

*

*

*

Dann folgten die rauhen Tage, die langen Abende, das nasse Wetter, die Zeit, in der man nichts Anderes thun kann als zu Hause bleiben und sich mit Dante, Shakespeare, Horaz

unterhalten. Mitunter traf auch die eine oder andere wissenschaftliche Flugschrift aus Stuttgart von dem Buchhändler des Grafen ein. Dieser fand seinen größten Genuß in philosophischen oder naturwissenschaftlichen Schriften. Inzwischen ging die Correspondenz zwischen ihm und dem gelehrten Seelenhirten ihren Gang. Der Graf sendete ihm seine Flugschriften und nachdem dieser sie gelesen hatte, schickte er sie zurück.

Eines Tages sendete auch der Pfarrer dem Grafen ein Heftchen, auf welchem mit stolzem Selbstgefühl geschrieben war: „Geschenk des Verfassers.“ Der gelehrte Herr Mercatoris hatte dieses in lateinischer Sprache verfaßte Büchelchen geschrieben.

Dasselbe enthielt die Beschreibung eines seither berühmt gewordenen Naturwunders, das auch heute noch zu den Denkwürdigkeiten des Neusiedler Sees gehört; eines Menschen, der im Wasser lebt, eines Fischmenschen. Ein Waisenknabe, um den kein Mensch sich gekümmert, war in die Sümpfe der Hansag gerathen, und dort unter den wilden Thieren selbst zum wilden Thiere geworden; ein Bewohner des Wassers, unter dem Wasser gehend, wie die Fischotter, ein stummes Wassermild, aus dessen zusammengekniffenem Mund kein menschliches Wort kommt, das die Fische im Schwimmen fängt und sich mit ihnen nährt; das Jahrzehnt, das er im Wasser verlebt hat, hat seine Haut in eine Kruste umgewandelt, die mit dichtem Haare bewachsen ist, das ihn gegen die Kälte des Winters schützt; die ganze Erscheinung ein wunderbarer Fingerzeig dafür, wie sich der Mensch aus einem wilden

Thiere zu dem Ebenbilde Gottes entwickelt hat; diese Erscheinung ist ein paar Schritte nach rückwärts dem wilden Thiere zu, noch unter den Affen. (Wenn Darwin sie hätte sehen können!)

Der Beschreibung war ein Titelbild beigegeben, welches die treue Abbildung des beschriebenen Wunderthieres im Kupferstich enthielt. Das Ungeheuer war nämlich in Menschenhände gerathen. Die neue Eigenthümerin dieser Besitzung, Baronin Katharina Landsknechtsschild, hatte erfahren, daß ein solches Wasserungethüm mehrmals Mädchen, die im Neusiedler See badeten, erschreckt habe, und sie hatte den Fischern den Auftrag gegeben, demselben aufzulauern und es zu fangen, was diesen auch mittels eines kunstvollen Hausenfanges gelang. Das Wunderthier wurde an's Ufer gezogen und in's Kastell gebracht. Dort legte man ihm menschliche Kleider an und gab ihm einen Hajduken zum Hofmeister, der es sprechen und nach Menschenart auf seinen beiden Füßen gehen zu lehren hatte. Man hat es bereits so weit gebracht, daß es Brod ißt (anfänglich hatte es nur rohe Fische und die jungen Triebe des Schilfrohes gegessen); sich nicht mehr die Kleider vom Leibe reißt und, wenn es hungrig ist, schon „Ham-ham“ sagen kann. Auch so viel Folgsamkeit hat man ihm schon beigebracht, daß ihm das Wenden des Bratspießes in der Küche anvertraut werden kann. Die Baronin thut das Möglichste, um dieses armselige Halbthier zu seinem menschlichen Ursprunge zurückzuführen. Niemand darf es schlagen oder stoßen. Es liebt den Zucker sehr und nimmt ihn täglich aus der Hand der Baronin,

wobei ein gewisses fletschendes Grinsen in seinem Gesichte zu sehen ist. Es beginnt bereits die Rangstufe des Affen zu erreichen; dies zeigt sich aber nur, wenn es der Baronin ansichtig wird; auf die andern Menschen knurrt es noch wie die Fischotter. Eine interessante Studie für die Physiologen, wie ein Landthier (=Mensch) sich in ein Wasserthier verwandeln konnte, indem es seinen ganzen Organismus dem für es nicht bestimmten Elemente gemäß umgestaltete; und wie, während die thierische Gewandtheit, der Instinkt, die Muskelkraft sich in ihm zu ungewöhnlicher Bedeutung entwickelten, alle edleren Eigenschaften: Verstand, die Fähigkeit zu sprechen, in ihm zusammenschrumpften und tief unter die Fähigkeiten jener Thiere sanken, die sich an den Menschen gewöhnt haben; kann doch der Hund schon denken und durch seine Stimme verschiedenartige Gemüthsbewegungen ausdrücken. Dieser Wassermensch stand noch tiefer als selbst der Hund. Ein ähnliches, aus der Art geschlagenes menschliches Wild haben die Chroniken auch aus dem vorigen Jahrhundert aufgezeichnet; dasselbe war im Neusiedler See gefangen und im Schlosse zu Kapuvar aufgezogen worden; nach der Beschreibung der Zeitgenossen war es eine entsetzlich massive Gestalt mit rundem Kopf, langen Ohren, breitem Mund, mit ungewöhnlich langen Fingern und Beinen; seine Haut war spröde wie die schuppenbedeckte Fischhaut; nur durch sein Weinen verrieth es, daß es ein Mensch sei.

Die Lectüre jenes Hestchens übte eine zweifache Wirkung auf Ludwig aus. Die eine bestand in dem versöhnenden Bewußtsein, daß Jener, der Marien in Schrecken versetzt

hatte, nicht ein von irgend einem Feinde gedungener Mordmörder, nicht ein gewandter Taucher, sondern eine natürliche Abnormität war, die ohne Selbstbewußtsein handelte. Die andere Wirkung aber äußerte sich in der vormurfsvollen Selbstanklage, daß er jenes Wesen aus dem Hinterhalte niederschießen wollte, welches seine Nachbarin lebend einfangen ließ und nun zu einem Menschen umzuwandeln bemüht war. Um wie viel edler war das Herz dieser Frau als das seine!

Die Nachbarin begann ihn zu interessiren.

Das erhaltene Heft trug er zu Marien hinüber; er begann mit dieser von ihren Erlebnissen während jener Nacht zu sprechen, als sie um den Arzt in's Dorf lief, um diesen zu ihm zu rufen.

„Nicht wahr, Marie, unterwegs erkundigte sich der Doktor bei Ihnen, was wohl die Ursache meiner Erkrankung sein könne?“

„Ja“

„Sie erzählten ihm dann, daß ein unerklärlicher Fall, der Sie mit Entsetzen erfüllt hatte, mich auf's Aeußerste aufgebracht habe.“

„Ja. Ich mußte ihm diesen Fall erzählen.“

„Der Doktor hat dies sicherlich der Herrin des Kastells wieder erzählt; diese ließ dem schreckenerregenden Ungethüm nachstellen und es einfangen. Und nun sehen Sie, hier ist sein Bild. Das Buch handelt von ihm.“

Marie griff gierig darnach und als sie das Buch öffnete und den Kupferstich erblickte, überlief sie abermals ein Schauer.

„Das Ganze ist eine naturgeschichtliche Abnormität,

Marie. Schade, daß wir darüber in Aufregung gerathen sind. Nicht wahr, im künftigen Sommer werden Sie sich nicht mehr vor dem Wasser des Sees fürchten?"

Das Mädchen blickte dem Mann lange in die Augen. Sie machte sich über etwas ihre Gedanken.

Es entstand ein Verdacht in ihr, ob nicht etwa Ludwig selbst das ganze Heftchen sammt dem dazu gehörigen Bild anfertigen ließ, nur um ihre Furcht zu zerstreuen und ihr ihre Freude wieder zu geben.

„Werden Sie mich einmal zur Baronin hinüberführen?" fragte Marie.

„Wozu?" rief der Mann, während er zornig von seinem Sitze aufsprang.

„Damit auch ich diese außerordentliche Erscheinung sehen könne."

„Nein" entgegnete der Mann erregt, und damit ergriff er das Heft, verließ das Mädchen und sendete die Broschüre sofort dem Pfarrer zurück.

„Nein!"

„Warum denn aber: „Nein?"

Vierter Theil.

Satan Laczi.

Erstes Kapitel.

Graf Babel (wie er sich auf seinen Briefen tituliren läßt) hatte den einstigen Wartthurm des namenlosen Schlosses zu einem Observatorium eingerichtet. Hier war sein bedeutend vergrößerndes Fernglas aufgestellt; mit dessen Hilfe durchforscht er des Nachts den gestirnten Himmel und beobachtet er bei Tage das Treiben der Menschen. Er achtete auf Alles, was um ihn her vorging. Er brachte die Höfe, die Vorhallen der Häuser nahe an sich heran und war bei den Streitigkeiten wie bei den Belustigungen der Leute anwesend. Er setzte sich mitten unter sie in die Schenke und zechte dort mit ihnen.

Der Hauptgegenstand der astronomischen Beobachtungen, die er während des Tages anstellte, war das herrschaftliche Kasteil und er unterließ nie, seine Wahrnehmungen pünktlich in sein Protokoll einzutragen. Er war das „Löwenhaupt“

und der Rath der Zehn in einer Person. Die Frage lautete, ob die neue Eigenthümerin, die unverheirathete Baronin „über die Seufzerbrücke gehen sollte?“

Sein Fernrohr sagte ihm, daß diese Frau jung und sehr schön sei. Auch das meldet es ihm, daß sie ein abgeschiedenes Leben führe. Sie verläßt das Dorf nicht und empfängt keinen Besuch.

In der Umgebung des Neusiedler Sees stößt die eine Stadt an die andere, und diese sind von lebenslustigen, an Geselligkeit gewohnten Adelsfamilien bewohnt. In dieser Gegend lag Ungarns Trianon, wo ungarische Dynasten den königlichen Hof zu Gast empfangen, und Celebritäten des Auslandes ein Stück Paris mit Oper und Carroussel auf ungarischem Boden präsentiren; in dieser Gegend befand sich jener Herrensitz, auf welchem der wissenschaftlich gebildetste Magnat von Ungarn die schönen Geister des Landes um sich vereinigte, dessen Bibliothek und Sammlungen weltberühmt waren. Für jeden vornehmeren Edelmann, der in dieser Gegend ansässig war, war es schwer, sich von der heiteren Geselligkeit fern zu halten, die in jenen Adelskreisen herrschte. Selbst Graf Babel war in dem ersten Jahre seiner Ansiedlung von allen Seiten mit gastfreundlichen Einladungen bestürmt worden; er hatte aber für diese so entschieden ablehnend gedankt, daß sie nicht wieder erneuert wurden.

Mit seinem Fernrohr hatte er häufig im Hofe des Kastells der Baronin jene vierspännigen Equipagen, die einst auch vor dem Thore des namenlosen Schlosses gehalten hatten, und deren Eigenthümer, die lustigen Gesellen, die

jungen Herren erkannt, die noch gute Partien waren; er machte aber auch die Wahrnehmung, daß keiner derselben über Nacht blieb. Die Baronin verließ, wenn Besuch kam, ihre inneren Gemächer nicht. Sie meldete sich gewiß krank, bis der Besuch wieder seiner Wege ging.

Während des Winters sah er sie manchmal auf dem Eispiegel der zugefrorenen Bucht Schlittschuh laufen, während einer der Bedienten ihre Gesellschafterin in einem Stuhlschlitten führte. Bei solchen Anlässen bewunderte er ihren amazonenhaften Wuchs, ihre kühne Haltung, und konnte ihr Gesicht, das von der Erregung und der schneidenden Kälte geröthet war, in noch größerer Nähe sehen.

Was ihm am besten gefiel, war, daß die Baronin selbst während des Schlittschuhlaufens nie auch nur einen neugierigen Blick nach den geschlossenen Fenstern des namenlosen Schlosses warf, und doch kam sie manchmal sehr nahe an dasselbe heran.

Eines Tages, als der Graf mit Marien die gewohnte Spazierfahrt machte, kam ihnen die Baronin zu Pferde zufällig im Walde entgegen. Als sie den Wagen Bavel's erblickte, bog sie sogleich vom Wege ab und schlug einen Seitenpfad ein, um nicht mit ihnen zusammenzutreffen. Sie schien ihren Nachbarn auszuweichen; allen insgesammt, die Bewohner des namenlosen Schlosses mit inbegriffen.

Zu Weihnachten arrangirte auch sie, wie Graf Bavel einen Christbaum für die Kinder des Dorfes. Diese eilten von ihr in's namenlose Schloß und erzählten dort Wunderdinge von den Geschenken, die sie im Kasten erhalten hatten.

Allsonntäglich sah sie der Graf zur Kirche gehen, und zwar, wenn der Weg gut war, zu Fuß; beim Herausreten aus der Kirche vertheilte die Baronin Almosen an die Bettler, die sich in zwei Reihen aufgestellt hatten.

Der Graf war hiermit nicht einverstanden. Auch er ließ den Armen durch den Pfarrer reichliche Hilfe zukommen, aber nur den verschämten, jenen, die nicht zu bitten verstanden. Jene, die ihn offen und ohne Scheu anbettelten, jagte er zornig davon.

Hievon bildete nur ein einbeiniger Bettler eine Ausnahme, der das eine seiner Beine bei Marengo gelassen hatte. Dieser hatte regelmäßig unter dem Kreuz am Ende des Dorfes Posto gefaßt; dort humpelte er auf zwei Krücken (ein die Vollkommenheit der Welt illustrierender Dreifuß) Jenen entgegen, die da des Weges kamen. Der Graf hielt, wenn sie vorbei fuhren, stets das Kupferstück zu einem halben Gulden bereit, um es aus dem Fenster des geschlossenen Wagens in den Hut des verstümmelten Kriegers fallen zu lassen.

Eines Tages, als sie wieder in dieser Richtung fuhren, sah er abermals den protegirten Bettler dem Wagen entgegenkommen, jedoch — ohne Krücken. Er hatte einen kleinen Stock in der Hand und war nicht mehr einbeinig, er ging auf zwei Füßen.

Der Graf ließ den Wagen halten, um sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen.

„Sind Sie es, der Invalide?“

„Freilich bin ich's, gnädigster Herr,“ sagte der Bettler.

„Sehen Sie nur, die engelgute Baronin hat mir einen Maschinensfuß machen lassen. Ich könnte sogar tanzen mit ihm.“

Und der arme Krüppel lachte noch dazu, in seiner großen Freude darüber, daß er jetzt einen Maschinensfuß habe. Auch nahm er kein Almosen an.

„Ich bettle jetzt nicht mehr; ich kann Holz schneiden. Möge Gott Jene segnen, die das an mir gethan hat.“

Der Graf war mit sich selbst unzufrieden. Diese Frau versteht also Alles besser als er? Er fühlte, daß sie seine Rivalin sei. Und aus diesem Gefühl entsprang der Drang, sich mit ihr zu messen.

In der Aehnlichkeit war der Gegensatz gegeben.

Auch sie schließt sich, wie es scheint, von der Welt ab; mit jungem Herzen, lebensfrohem Gesichte; und während sie sich aus der Gesellschaft der Gleichgestellten verbannt, sucht sie die Welt der Unglücklichen auf. Genau so wie er. Auf diesem Gebiet müssen sie aneinanderprallen.

Der Zusammenstoß ließ auch nicht lange auf sich warten. Eines Tages bekam der Graf von dem ehrwürdigen Herrn Mercatoris einen schön stylisirten Appell an seine allbekannte Großmuth.

Die Baronin hatte sich das Schicksal jener unzählbaren verlassenen Kinder zu Herzen genommen, deren Väter in den Krieg gezogen sind, der in fernen Ländern geführt wird; viele von ihnen sind in feindliche Gefangenschaft gerathen, noch mehr wurden in unscheinbaren Gräbern eingescharrt; ihre Kinder aber daheim sind indessen ohne Hilfe und Stütze dem Verkommen ausgesetzt. — Um nun das Schicksal dieser

zu mildern, beabsichtigt sie ein Kinder-Asyl zu errichten. Das hierzu erforderliche Gebäude hat sie bereits geschenkt und es auch eingerichtet; gleichzeitig ruft sie aber auch die Theilnahme der Wohlhabenderen an, damit auch diese dazu beitragen, die verlassenen Kinder zu ehrbaren Menschen zu erziehen. Diese bedürfen außer Nahrung und Obdach auch eines Lehrers und Aufsehers, und die Summen, welche hiezu nöthig sind, müssen im Wege der allgemeinen Betheiligung aufgebracht werden.

Der Graf beantwortete diese Aufforderung sofort.

Er sendete dem Pfarrer fünfzig Louisd'or zu diesem Zwecke; in dem Schreiben aber, welches dieses Geschenk begleitete, stellte er die Bedingung, daß jener kleine Knabe, welcher der Sohn der im Komitats Hause gefangen gehaltenen Frau ist, nicht in das Kinder-Asyl aufgenommen werde, sondern auch fernerhin im Hause der Familie verbleibe, welcher er den Knaben anvertraut hatte.

Die ganz natürliche Folge hiervon war, daß die Baronin sich verpflichtet erachtete, für das glänzende Geschenk in einem eigenhändig geschriebenen Brief zu danken.

Dieser Brief war sehr schön geschrieben und was noch absonderlicher, orthographisch tadellos; die Ausdrücke waren vornehm, ungesucht; keine Schwärmerei, keine Sentimentalität, nur Höflichkeit und warmes Gefühl klangen aus ihnen heraus.

Am Schluß des Briefes aber stand geschrieben:

„Sie verzeihen mir wohl, wenn die Bedingung, die Sie an Ihre hochherzige Spende geknüpft haben, mich ein

wenig überrascht hat, Denn diese bedeutet entweder, daß Sie die Grundprincipien meines ganzen Planes nicht theilen, oder daß Sie eine Last, die Sie auf sich genommen an niemand Andern übertragen wollen. Wäre das Letztere das Motiv, so gebe ich mich hiermit vollständig zufrieden; wenn aber das Erstere der Fall wäre, dann wünschte ich Ihre Einwendungen kennen zu lernen, um mich gegen dieselben vertheidigen zu können.“

Das war nun eine Aufforderung, die man nicht unbeantwortet beiseite legen konnte. Der Graf durfte die Baronin nicht darüber in Zweifel lassen, daß er gerade mit den Grundprincipien ihres menschenfreundlichen Institutes nicht einverstanden sei. Und demgemäß lautete auch sein Brief. Der Graf mißbilligt in diesem das Kasernensystem bei der Erziehung der Kinder; er zählt die Nachtheile auf, die mit dem Leben in den Convicten verbunden sind; er findet es vortheilhafter, wenn die verlassenen Waisenfinder im Kreise von Privatfamilien untergebracht werden, mit denen sie in einer Welt aufwachsen, in der sie einst ihren Platz zu finden haben werden.

Hiermit betrat aber der Graf ein Gebiet, auf dem, wie allbekannt, die beiden Heerlager, in welche sich die Philosophen des Erziehungswesens theilen, einander bis an's Ende aller Tage, ohne einander je zu besiegen, ohne ihre Munition und Reserven je zu erschöpfen, bekämpfen können, und auf welchem es keinen Richter giebt, der in ihrem Proceß ein Urtheil zu fällen vermöchte, da schließlich alle Beide je von ihren Standpunkten recht haben.

Aus der Antwort des Grafen wurde denn auch nur eine Polemik. Die Baronin gab ihre eigenen Gesichtspunkte nicht auf. Sie war im Stande theoretische und empirische Daten und anerkannte Autoritäten in ebenso großer Zahl wie ihr Gegner in's Feld zu stellen. An dem einen Tag schickte der Graf der Baronin einen Brief, an dem andern die Baronin dem Grafen, und sie waren eifrig bemüht, einander nichts schuldig zu bleiben. Auch die an die Baronin gerichteten Briefe dictirte der Graf stets Marien in die Feder und er selbst setzte nur den Buchstaben B unter die Schlußzeile. Diese Briefe verlangte er zwar nicht zurück, wie jene, die er an den Geistlichen sendete; auf dem Siegel aber, mit dem er sie schloß, befand sich kein Wappen, keinerlei Zeichen.

Der didaktische Theil des Kampfes zog auch auf praktischem Gebiet seine Folgen nach sich. Die Baronin besuchte alltäglich das Kinder-Asyl, das unter ihrem Patronat entstanden war; und an lauen Frühlingstagen sah sie der Graf häufig noch bis in den Abend hinein mit ihrer Gesellschafterin und ein paar Stubenmädchen in der dem namenlosen Schloß zugekehrten Veranda sitzen, und sie insgesammt emsig an Hemdchen und Kleidchen für die Schützlinge nähen; andererseits ließ der Graf sich tagtäglich den kleinen Waisentnaben bringen und wurde nicht müde, ihn zwischen seine Kniee zu nehmen, und ihn im Hübner, dem Katechismus, dem kleinen Spiegel zu unterrichten, um mit ihm die Schützlinge der Baronin zu schlagen, was eine umso schwerere Arbeit sein mochte, als der Junge einen gar harten Kopf hatte.

Das war nun zwar aufrichtig gestanden, ein gutgemeint-
ter kleiner Trug von beiden Seiten, denn, wenn so ernst
bedachte mütterliche Fürsorge die Waisen umgiebt, wie sie Ka-
tharina an die ihrigen verschwendete, dann wird sich auch das
Condictssystem als sehr zweckmäßig erweisen; wenn aber ein
solcher Präceptor, wie Ludwig, dem verlassenen Kinde Privat-
Lektionen ertheilt, dann ist's leicht, selbst aus einem kleinen
Taugenichts, der in einem Bauernhause untergebracht ist, ein
Genie heranzubilden. — Schließlich fiel aber der Sieg doch
der Frau zu. Das geschah folgendermaßen:

Eines Tages bekam der Graf abermals einen Brief
von der Baronin Katharina. (Mündlich hatten sie einander
noch nicht gesprochen.) In dem Brief stand Folgendes:

„Mein Herr!

Sie wissen wohl, daß der Vater Ihres Schüglings
niemand Anderes als der berühmte Räuber ist, dessen
man nicht habhaft werden kann, nämlich der Laczi Satan.
Die Mutter des Knaben war wegen schweren Verdachtes
eingezogen worden. Diese Frau hatte in unserem Dorfe
natürlich unter ihrem ehrbaren Familiennamen gelebt;
Laczi Satan ist nur ein Diebsname. Nun hat man die
Frau freigelassen, da sich ihr nichts nachweisen ließ. Sie
ist hieher in diesen Ort zurückgekehrt. Hier aber fand sie
dann überall verschlossene Thüren. Wer sollte auch Lust
haben, das Weib eines Räubers in sein Haus zu neh-
men? Eine Frau, die soeben aus dem Gefängniß ent-
lassen worden ist! Der Verdacht des Volkes ist gleich-
bedeutend mit einem Todesurtheil. Endlich kam das arme

Weib zu mir und bat mich, ich möge sie als Magd aufnehmen. Meine ganze Umgebung gerieth über dieses kühne Verlangen in Anfuhr. Mein Hofrichter schreckt mich damit, daß diese Frau, wenn ich sie in mein Haus aufnehme, die Räuber hierher zügele, sie des Nachts einlassen, mich ausrauben lassen werde. Ich aber bin überzeugt, daß die Frau unschuldig und ehrlich ist. Allen meinen Leuten zum Trotz habe ich sie zu mir genommen und von heute an betrachte ich sie als meine vertraute Dienerin. Lasse ich sie zu Grunde gehen, stoße ich sie hinaus, dann wird sie in Wirklichkeit, als was man sie ausgeschrien hat, die Genossin von Räubern, eine Brandlegerin. Bei mir wird sie sich gut betragen. Hiervon bin ich überzeugt. Was nun aber Sie an dieser Geschichte berührt, ist das Folgende: Wenn Sie billigen, was ich gethan habe, dann werden Sie natürlich gestatten, daß das Kind, das Sie in Schutz genommen, hieher zu seiner Mutter komme; wenn aber auch Sie meine That verurtheilen, dann werden Sie den Knaben auch fernerhin unter Ihrem großmüthigen Schutz behalten. Die Entscheidung überlasse ich Ihnen."

Graf Bavel war gezwungen, zu capituliren. Die Idee der Baronin, das von aller Welt verstoßene Weib in ihr Haus zu nehmen, stand so hoch erhaben da, daß man an sie nicht herankommen konnte. Noch an demselben Tag sendete er den Knaben durch die Schmidt in das Kastell der Baronin und hiermit brach auch die Correspondenz zwischen ihnen ab; es gab weiter kein vermittelndes Substrat für dieselbe.

Und doch konnte Ludwig sich nicht verhehlen, daß ihn die Nähe dieser Frau beunruhigte. Wer war sie?

Er hatte sich bemüht, durch seine auswärtigen Verbindungen etwas über sie zu erfahren. Alles in Allem aber erfuhr er nur jenes Gerücht, das wir schon vom Doktor gehört haben. Unglückliche Liebe, die Beschämung darüber, daß sie im Stiche gelassen worden, habe die junge Baronin aus der Welt und in diese Einsamkeit getrieben.

Der Graf vermochte sich nicht mit diesem Motiv völlig zufrieden zu geben. Bei Frauen kommt es gar selten vor, daß sie in so jungen Jahren wegen einer einzigen Täuschung der ganzen Welt den Rücken kehren.

Und für Graf Babel ist das Mißtrauen eine Pflicht. Ahnen wir doch bereits so viel bezüglich seiner, daß er mit jenem räthselhaften Mann in der Straße Mouffetard identisch und Marie niemand Anderer als jenes, damals noch kleine Mädchen sei, welches er gehüllt in das Umhängtuch des gefundenen Kindes, vor seinen Verfolgern gerettet hat, wenngleich wir in die Tiefe ihrer Geheimnisse noch nicht eingedrungen sind.

Er muß über seinen Schützling wachen, in jenem Land, in welchem es keine Polizei und doch Ordnung giebt; so lange seines Amtes walten, bis er gerufen wird.

Wann aber wird man ihn rufen?

Ein Jahr vergeht nach dem andern und jenes verheißene Ufer der neuen Welt, von welcher er träumt, nähert sich ihm nicht nur nicht, es entfernt sich weiter und weiter von ihm.

Als er die schwere Mission übernommen, hatte er bei sich gesagt: „Nach einem Jahre werden wir am Ziel sein. Und dann wird sich schon wer finden, der mich ablöst.“

Die Hoffnung hat ihn aber getäuscht und dann begann er von Jahr zu Jahr besser einzusehen, welch ungeheurer Plan jener gewesen, an welchen er seinen Kopf gesetzt.

Das war noch möglich gewesen, daß er sich in der Blüthe seiner Jugend begrabe, indem er sich in dem unbekanntesten Winkel der Welt abschloß, Bekannte, Freunde von sich fern haltend, Allem entsagend, was das Leben zum Leben macht; daß er aber in dem seidengefütterten Grabe zugleich mit sich auch noch ein junges Mädchen begrabe, dem er sein Alles ist, und das doch nicht daran denken darf, einst auch jenem Mann sein Alles zu werden, das war übermenschlich gewesen.

Mehr und mehr sah er die Weissagung jenes alten Mannes in Erfüllung gehen: „Aus dem Kinde wird eine Jungfrau werden, schön und voll Herzensgüte. Es ist unmöglich, daß sie dann Dich nicht liebe, an dem sie schon jetzt so innig hängt. Was wird dann geschehen?“

„Ich werde mich als den Bewohner eines fremden Planeten betrachten.“

Auch hat er sein Versprechen gehalten so weit es auf ihn ankam; das Mädchen aber hat nichts versprochen. Und wenn sie auch etwa das schwer wiegende Geheimniß ihres Schicksals ahnte, woher hätte sie die Seelenstärke zu Kämpfen nehmen sollen, unter denen selbst die Seele des Mannes dem Wahnsinn zu verfallen droht?

Ludwig zählt einunddreißig Jahre, das vierte Jahr in diesem Hause der freiwilligen Narren. Angstvoll sah er das heranwachsende Mädchen sich vor seinen Augen zur Jungfrau entfalten, gesegnet mit allem Zauber reizender Jungfräulichkeit. Gerne hätte er sie so zurückgehalten, daß sie noch länger Kind bleibe. Er ließ sie mit der Puppe spielen, er behandelte sie wie ein unreifes kleines Mädchen; das konnte aber nicht ewig dauern. Der nächste Frühling brachte allerlei Blumen, unter diesen auch jene, deren Kronblätter die Mädchen einzeln abzupflücken pflegen, während ihr Herz eine dringende Frage an das Blumen-Orakel stellt.

Ludwig beobachtete, tief bekümmert, das Gesicht des Mädchens, das Melancholie mehr und mehr verdüsterte, und auf dem kindliche Naivetät nur mehr als seltener Gast erschien. Schwermüthige Träumerei war dort heimisch geworden.

Und was mochte der Gegenstand ihrer Träumereien sein? Was konnte sie so tief melancholisch machen? Warum schreht sie zusammen, warum schießt ihr das Blut in die Wangen, wenn sie zufällig ihn erblickt?

Zweites Kapitel.

Ludwig hatte die Bewohnerin des benachbarten Kastells zum Gegenstand seines Studiums gemacht. Er hatte Zeit hierzu. Er hatte nichts Dringenderes zu thun. Und da die

unmittelbare Nachfrage, das Gerübe der Nachbarn, die umlaufenden Gerüchte von den Behelfen seines Studiums ausgeschlossen waren, erfuhr er über sie nur das, was ihm sein Fernrohr berichtete, und hieraus schuf er sich dann mit Hülfe der Einbildungskraft ein ergänztes Bild — das wahrscheinlich falsch war.

Die Nachbarin lebt abgeschlossen und ist eine Männerfeindin. Deshalb aber macht sie weder eine Klosterfrau noch eine Amazone aus sich. Und doch sind es gewöhnlich diese beiden Extreme, wohin sich Frauen mit gebrochenem Herzen zu verirren pflegen; die Eine entsagt allen glorreichen Rechten der Weiblichkeit, die Andere aber maßt sich die Rechte der Männlichkeit an. Diese Frau ist Weib geblieben: an ihr sind weder trostlose Traurigkeit, noch Ausbrüche ausgelassener Lustigkeit wahrzunehmen. Sie erweist sich als gute ländliche Hausfrau. Sie ist schon am frühen Morgen auf, vertheilt ihre Leute zur Arbeit, sieht auf Ordnung; häufig reitet sie oder fährt sie in einem leichten Wagen aus, um sich auf ihrer Besitzung umzuthun; sie hat eine schöne Schweizerei eingestellt und besucht ihre Ställe täglich. Wenn es die Zeit zuläßt, sieht sie rasch nach ihrem Ziergarten; dort kann man sie allabendlich sehen, wie sie ihren Gärtnern Befehle erteilt; häufig läßt sie die fertig gemachte Arbeit wieder zerstören und von vorn beginnen, was darauf hindeutet, daß sie für die Sache leidenschaftlich eingenommen ist.

Und sie schien nichts davon zu wissen, daß sie vom Observatorium des namenlosen Schlosses ein aufmerksamer Beobachter fort und fort mit einem so starken Fernglas

betrachtet, daß er sie gleichsam in seiner nächsten Nähe sieht. Das läßt sich daraus vermuthen, daß die Dame häufig selbst zur Gartenarbeit greift und dann manchmal ganz achtlos den Saum ihres Kleides in ihren Gürtel steckt; was zwar noch nichts beweist, da ein paar Füße und Knöchel, wie sie eine Göttin nicht schöner besitzen kann, vor einem lauschenden Mann aufdecken, auch absichtliche Koketterie sein mag; was sie aber dann thut, daß sie nämlich ihre schönen weißen Hände beim Versetzen der Tulpenzwiebel bis an's Gelenk mit Roth beschmückt, so daß diese Händchen einer Venus ganz entsetzlich anzuschauen sind — das ist denn doch schon ein vollgültiger Beweis der Absichtslosigkeit ihres Beginns.

Und was die Hauptsache, sie thut, als wenn ihr der Umstand völlig unbekannt wäre, daß in dem namenlosen Schloß auch eine Dame wohne, die möglicherweise die Gattin des Pächters des Kastells ist. Denn das fordern doch schon die allergewöhnlichste Höflichkeit und die üblichen Gebräuche des socialen Lebens, daß eine Dame, die sich irgendwo niederläßt, den Damen, die in der Nachbarschaft wohnen, Besuche abstattet; wenn nicht in anderer Art, so doch mittels einer Visitenkarte, die beim Portier abgegeben wird. Die Baronin hatte selbst dies unterlassen; was beweist, daß sie entweder von dem Versteck Mariens nichts weiß, oder daß sie genug Feingefühl besitzt, um zu begreifen, daß es dem Betreffenden unangelegen wäre, wenn sie von jenem Umstand Notiz nehmen würde.

Beide Möglichkeiten waren für den Grafen Ludwig beruhigend.

Eine Frau, die nicht neugierig ist!

Inzwischen hatte er auch etwas von ihr gelernt, was für Marie verwerthet werden konnte.

Noch im Verlauf des Winters hatte er Nachricht von jenem jungen Rechtsgelehrten erhalten, den er anläßlich des lästigen Besuches des Vicegespanns kennen gelernt, und der seine besondere Gnade durch die Art gewonnen hatte, in welcher er seinen Prinzipal zum Kastell hinausbrachte. Der junge Mann meldete, daß er die Censur bereits bestanden habe und daß er, wenn er vom Grafen die nöthigen Vollmachten erhalte, bereit sei, in deren Sinn vorzugehen.

Der Graf schrieb ihm, daß eine Erneuerung des Pachtvertrages nicht nöthig sei; da die neue Besitzerin die Kündigungsfrist versäumt habe, sei der alte Vertrag in Geltung geblieben. Es sei daher nur noch die Erwirkung des Indigenats und die Erwerbung eines Grundbesitzes am Neusiedler See nothwendig.

Der junge Fiskal brachte Alles in Ordnung, und der Graf hatte nichts weiter zu thun, als seinerseits einen „absentium ablegatus“ zum Landtag zu ernennen und jene Erdscholle in die Hand zu nehmen, mittels welcher ein Compessor ihm einige Joche Grund in der nächsten Nähe des namenlosen Schlosses in sein Eigenthum übergab.

Ludwig ließ das Grundstück sogleich mit einer hohen Bretterplanke einfassen, bestellte einen Gärtner und ließ es in einen herrlichen Blumengarten umgestalten.

Als sich dann die ersten Frühlingsblumen zu öffnen begannen, die guten altmodischen, lieblichen europäischen

Blumen, die dazumal die prachtvollen, aber duftlosen Günstlinge der japanischen Flora noch nicht aus den Gärten verdrängt hatten, da sagte er an einem schönen sonnenhellen Nachmittag zu Marien: „Gehen wir spazieren.“

Er nahm das verschleierte Mädchen an seinen Arm und führte es, die hereinreichende Bucht umgehend, durch den Park auf dem frisch mit Riez bestreuten Weg zu dem eingeschlossenen Garten. Er öffnete die versperrte Thür desselben.

„Sehen Sie, daß ist Ihr Garten. Nun haben auch Sie ein Stück Erde, das zu Ihnen gehört.“

Dann führte er Marien zwischen den Blumenbeeten umher. Er nannte ihr die Namen der Blumen. Dies hier sind Narcissen, jene dort Tulpen und Hyacinthen; das da sind Anemonen, die da drüben sind eine Gruppe Ranunkeln, denen zunächst stehen Stiefmütterchen und brennende Liebe. Und dies hier ist Frühlings Vergißmeinnicht.

Was für sonderbare Namen die Blumen haben.

Ludwig hatte erwartet, sie werde vor Freude in die Hände klatschen und flugs die herrlichen Blumen abreißen, um sich ein Sträußchen aus ihnen zu binden. Und dann werde sie Lust bekommen, sich mit aufgeschürztem Kleide hinzuknien, um Blumen zu pflanzen und dabei mit den Händen in der feuchten Erde zu wühlen.

Statt dessen aber klammerte sie sich tief traurig an seinen Arm. Ihr Gesicht konnte nicht sagen, woran sie dachte; denn es war verschleiert, sie seufzte jedoch schwer auf.

„Warum seufzen Sie jetzt. Freuen Sie sich denn nicht darüber?“

„Ich freue mich sehr.“

„Warum seufzen Sie aber dann?“

„Darum, weil ich Ihnen hierfür nicht danken kann.“

„Sie haben es aber ja schon gethan.“

„Das war nur die Stimme gewesen. — Sagen Sie, sieht uns hier Jemand?“

„Niemand. Wir sind allein.“

Auf diese Worte riß sich das Mädchen den Schleier vom Haupt und zum erstenmale seit langen Jahren vergoldete Gottes freier Sonnenstrahl ihr feenhaft reines Antlitz. Was dieses Antlitz sagte, was diese Augen durch ihre Thränen hindurch strahlten, das war die Rede, das war der Dank.

Nachdem sie mit diesem verklärten Blick die Seele ihres Beschützers durchleuchtet hatte, wollte sie den dichten Schleier wieder vor das Gesicht nehmen. Ludwig hinderte sie jedoch sanft hieran.

„Lassen Sie Ihr Gesicht unverschleiert. Hier sieht es Niemand. Ich werde die Gärtner täglich für eine Stunde von hier entfernen. Während dieser Zeit können Sie unbesorgt hier weilen. Ich habe die Planke so anfertigen lassen, daß Niemand hereinspioniren kann. Fortan müssen Sie nicht mehr den Himmel durch einen Schleier anblicken.“

Als sie den Garten verließen, pflückte Marie zwei Vergißmeinnicht, von jenen großblumigen *Nyctaginis*, die im Anfang dieses Jahrhunderts die Zierde eines jeden Gartens

waren, heute aber selbst zu „Vergißmein“ geworden sind — und reichte das eine Ludwig hin.

Von diesem Tage an hatte sie eine Freude mehr, den Garten, den freien Anblick des Himmels, die Wärme des Sonnenstrahls, was ihr bisher vorenthalten war; gleichwohl verschwand der kindlich heitere Sinn mehr und mehr aus ihren Zügen.

Zu ihren Farben griff sie gar nicht mehr; sie ließ die Drehorgel nicht mehr spielen und zog selbst das Spielwerk ihrer Uhr niemals auf; diese bekannten Melodien thaten ihr weh; durch ihre Katzen und Hunde ließ sie die gewohnten Späße nicht mehr aufführen.

Ludwig sah bekümmert den melancholischen Ausdruck in ihrem Gesichte und suchte eine Remedur gegen diese Stimmung in seinen pädagogischen Hilfsmitteln. Einem sechzehnjährigen Mädchen kann man schon Weltgeschichte lehren. In diesem Alter findet sie bereits einen anziehenden Ideenkreis in der Beschreibung der Volksgebräuche, in den Aufschlüssen der Alterthumskunde, in den Reisebeschreibungen. Er trug eine ganze Bibliothek für sie zusammen und war ein eifriger Interpret ihrer Bücher.

In kurzer Zeit aber machte er die Erfahrung, daß seine Schülerin nicht mehr so gelehrig wie früher war. Sie achtet nicht viel auf seine wissenschaftlichen Vorträge und macht ihre Aufgaben nicht fertig. Deswegen hat er viel mit ihr zu zanken. — Auch das ist eine Art eifriger Abkühlung. Ein Lehrer, der seine junge Schülerin auszankt,

beweist hierdurch am besten, daß er ein Wesen von einem anderen Planeten ist.

Wenn er Marien etwas dictirt, friggelt sie unterdeß ganz andere Dinge auf's Papier. Wenn das pedantisch mürrische Wesen nichts nützt, dann verlegt sich der Lehrer auf's Bitten; er appellirt an ihren Ehrgeiz; welche Schande werde es sein, wenn sie die Geschichte ihres Vaterlandes nicht kennen werde! Und gerade hierzu hatte das Mädchen die allergeringste Lust; zu diesen ewigen Massenmorden; wie der eine König über den Leichnam des andern den Thron bestieg; wie er das eine Stück seines Landes an das andere mit Menschenblut kittete; wie er mit Feuer seinen Namen in jenes brannte; wie er ihn mit Eisen in den lebendigen Leib der Völker grub.

Der junge Lehrer glaubte, daß seine Schülerin mit besonderer Aufmerksamkeit der Schilderung jener glorreichen Heldenthaten folgte, welche er ihr aus dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig mit vielem Eifer erzählte, während er ihr die denkwürdigen Fußstapfen des Heldenkönigs auf der Landkarte zeigte. Sie aber schrieb etwas auf ein vor ihr liegendes Papier.

„Was schreiben Sie?“

Das Mädchen ließ es ihn lesen.

Auf dem Papiere stand:

„Lieber Ludwig. — Liebe mich!“

Landkarte und Buch entfielen den Händen des Grafen Babel.

Der offene, aufrichtige Blick des Mädchens begegnete

dem seinigen. Sie schämte sich dessen nicht, was sie geschrieben hatte; es verdroß sie nicht, daß es gelesen wurde. Sie fand es so ganz natürlich.

Bitter brach Ludwig in die Worte aus:

„Also liebe ich Dich denn nicht? Liebe ich Dich nicht, wie der Fakir seinen Brahma liebt; wie der fanatische Schwärmer in Persien seinen Hossein liebt; wie der Karthäuser seine Jungfrau Maria liebt? Liebe ich Dich nicht so sehr?“

„Dann liebe mich also nicht so . . . nicht gar so sehr,“ sagte das Mädchen, und hiermit verließ sie das Studierzimmer und ging in ihr eigenes feenhafte Gemach, mit ihren Käsen zu spielen.

Und von da an wollte sie nichts mehr von Ludwig lernen.

Der junge Mann aber legte diese eine Zeile: „Liebe mich!“ zu seinen Reliquien.

Was konnten sie fortan noch mit einander zu reden haben? Was für einen Gegenstand konnte es noch auf der Welt geben, der einen von ihnen Beiden zum Sprechen vermocht hätte, wenn sie während der langen Fahrten in dem holpernden Wagen nebeneinander oder am Speisetisch einander gegenüber saßen?

Der Graf begleitete Marien nicht mehr bei ihren Gartenpromenaden. Fortan gingen auch diese Promenaden unter eigenthümlichen Umständlichkeiten vor sich. Um fünf Uhr Nachmittags überbrachte der Gärtner den Schlüssel des Gartens, aus dem sich Alles entfernt hatte, und reichte ihn

zum Fenster hinein. Dann erschien auf einen Pfiff die Schmidt, die Frau für Alles und die Ausläuferin, und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür. Hierauf öffnete sich die Thür und trat die verschleierte Dame allein heraus. Sodann ging die Schmidt auf dem durch den Park führenden Weg dem Garten zu, ohne auf die Gestalt zurückzublicken, die hinter ihr folgte. Wenn sie die Gartenthür öffnete, hatte sie sich hinter dieser so lange zu verbergen, bis die Dame in den Garten eingetreten war. Dann sperrte sie die Thür hinter dieser ab, brachte den Schlüssel zum Kasteil zurück und reichte ihn zum Fenster hinein. Die allein gebliebene Dame konnte sich indessen mutterseelenallein zwischen ihren Blumenbeeten ergehen, nachdem sie ihr Gesicht entschleiert hatte.

Währenddeß beobachtete sie Ludwig unausgesetzt vom Fenster des Observatoriums. Wenn dann die einsam Wandelnde aus dem Garten zurückkehren wollte, warf sie ihr Taschentuch in die Luft. Auf dieses Zeichen ertönte vom Observatorium ein schriller Pfiff, worauf eine Hand der Schmidt den Schlüssel durch die Jalousien hinausreichte, diese mit ihm zum Garten zurückkehrte, die Thür öffnete und so wie sie bisher gekommen war, zurückkehrte: die Begleiterin voran, die Dame hinterdrein. Diese durfte nicht einmal verschleiert gesehen werden.

Seitdem die neue Herrin in dem benachbarten Kasteil wohnte, brachte Ludwig tagsüber viel mehr Zeit als sonst in seinem Observatorium zu. — Anfänglich waren Argwohn

und Ueberwachung das Motiv; später auch noch Anderes. Es lag ein gewisser magischer Genuß für ihn darin, eine Frau, mit der er bisher geistig verkehrt hatte, mittels seines Glases täglich so nahe an sich heranzubringen, als wenn sie miteinander sprechen würden.

Wenn er aber so begierig ist, sie zu sehen, warum besucht er sie dann nicht? Warum spricht er mit ihr nicht mündlich? Warum betrachtet er sie nur durch das Fernglas; warum spricht er zu ihr nur in geschriebenen Worten? Ihn würde sie sicherlich empfangen.

Und was dann?

Dieses „Was dann?“ war die Fessel an seinen Händen und Füßen, war das Schloß vor seinem Munde. Er durfte mit gar Niemandem Bekanntschaft machen. Dies könnte Folgen haben, und was dann?

Der begrabene Mensch darf seine Gruft nicht verlassen. Daß er sich aber an das dunkle Fenster seiner Gruft hinsetze und von dort Umschau halte in der schönen, verbotenen Welt, das ist ihm gestattet.

Welch stattliche Erscheinung diese Dame ist, wenn sie in ihrem langen weißen Schleppkleid über den grünen Rasen ihres Parkes hinschreitet. Unter dem breiten Rand ihres Strohhutes hervor schlängelt sich ihr goldig schimmerndes, blondes Haar in krausen Locken um ihr Gesicht. Das Vergrößerungsglas verklärt mit dem Glorienschein des Regenbogens das Gesicht und die Umrisse der Gestalt. Nun bleibt sie stehen; sie scheint Jemanden zu suchen. Nun spricht sie. Sie rief Jemanden. Sie rief vielleicht einen

Namen. Die Gestalt steht hier ganz nahe, die Stimme aber ist dort geblieben, in der Entfernung von tausend Schritten. Der, den sie gerufen, kommt nicht zum Vorschein. Nun ruft sie lauter und das lauschende Ohr berührt das Wort: „Lieber Ludwig!“

Er erbebt. Dieses Wort hat nicht das aus der Ferne herangezogene Phantom gesprochen, sondern ein lebendes Wesen, das neben ihm steht: Marie.

Das Mädchen hatte sich schon oft vorgenommen, sich Ludwig nachzusehlen, wenn dieser sich auf den Thurm begibt und herauszubringen, was er dort treibt. Bisher hatte sie es nicht zu thun gewagt; jetzt aber fürchtete sie ihn nicht mehr. Seit sie jenes Wort niedergeschrieben hatte, glaubte sie nun schon Alles wagen zu dürfen. Sie überraschte den Späher; sie hatte sich so verstoßen hereingeschlichen, daß er sie nicht früher wahrnahm, als bis sie an seiner Seite stand und ihm seinen Namen in's Ohr flüsterte: „Lieber Ludwig!“

Der junge Mann sprang mit der Verlegenheit des Erstaunens und der Ueberraschung von seinem Sitze auf, und wußte nicht, was er dem Mädchen sagen sollte. Dieses wartete aber auch gar nicht, daß er spreche, sondern fragte ihn mit hastender Neugier:

„Ach! Was betrachten Sie mit diesem großen Rohr?“

Und ehe Ludwig Zeit gefunden, dem Rohre eine andere Richtung zu geben, hatte sie sich auf den Sitz, den er verlassen hatte, hingekauert und sah nun selbst in das Rohr mit ausgelassenem, muthwilligem, trotzigem Lachen.

Dieses schwand jedoch allmählig; das Lächeln erstarb auf

ihren Wangen, als sie jene Welt sah, welche das Fernrohr ihr zeigte: jene zauberisch reizende Frauengestalt dort inmitten der blumigen Wiese, umgeben von dem olympischen Nimbus der Regenbogenfarben.

Als sie das Auge von der Linse des Fernrohrs zurückzog, zeigte sich in ihrem Gesicht eine gewisse verblüffende Veränderung. Diese verlängerten Züge, diese halb geöffneten Lippen, diese zusammengezogenen Augenbrauen, diese hinter den Lidern sich bergenden Augensterne, das war — Ludwig kannte diesen Gesichtsausdruck ganz gut — das war Eifersucht.

Marie hatte entdeckt, daß es eine bezaubernde, schöne Frau giebt, an deren phänomenalem Liebreiz sich zu weiden ihr Ludwig hier heraufkommt. Der Treulose!

Ludwig wollte etwas sagen, doch Marie legte ihm die Hand auf den Mund und sah dann wieder in das Rohr. Das „gelbäugige Ungeheuer“ wollte noch mehr sehen.

Und dann erheiterte sich wieder allmählig ihr Gesicht, es rundete sich zu freudigem Lächeln; die Mundwinkel verwandelten sich in Grübchen, die mit süßer Bönne gefüllt waren; sie ergriff während des Anschauens mit der Hand, welche sie Ludwig mit abwehrender Bewegung entgegenhielt seine Hand, drückte diese und flüsterte mit einer Stimme, die leise wie ein Dankesseufzer klang:

„So ist doch wahr, was Du mir gesagt hast; Du hast mich nicht betrügen wollen.“

„Was siehst Du?“

„Jenes Wasser-Ungeheuer, das mich erschreckt hat. Ich hatte geglaubt, Du habest Dir nur ein Märchen für mich

ersonnen, um mitsammt Deinem gedruckten Buch mich zu täuschen. Jetzt sehe ich jenes Unthier hier ganz nahe. Die Dame hat es gerufen und es hat sich auf Händen und Füßen vor sie hingewälzt. Nun befiehlt sie ihm, daß es aufrecht gehe. Wie lächerlich sieht der Arme jetzt in seinem rothen Kleide aus. Er will den Hut auf seinem Kopfe nicht leiden und immer wieder auf alle Viere zurückfallen, wie ein Pudel, der tanzen muß. Mein Gott! Wie gut diese Dame ist, daß sie so geduldig mit ihm umgeht. Sie ergreift die Hand des kleinen Ungeheuers, das ihr nur bis zur Achsel reicht und läßt den, den ich für einen Riesen hielt, als er mich im Wasser verfolgte, wie ein Kind neben sich hergehen. Nun setzt sie sich in's Gras vor ihm hin, und man sieht's an ihren Lippen, daß sie ihm das Wort Mama lehren will. Mein Gott! Wie überaus gut muß diese Frau sein!"

Dann erhob sie sich plötzlich vom Fernrohr, fiel Ludwig um den Hals und begann zu schluchzen. Ihre heißen Thränen benetzten das Gesicht des jungen Mannes.

Das war aber nicht das Weinen des Schmerzes.

Als sie mit ihrem Schluchzen fertig war, lächelte sie selbst durch ihre Thränen hindurch.

"Ich danke meinem Gott, daß er mich jetzt hierher geführt hat. Nicht wahr, Ludwig, ich darf auch ein anderes Mal hier heraufkommen, wenn Du es erlaubst. Wenn Du mich rufst, weißt Du, nur dann. Und dann beginnen wir morgen wieder mit dem Schwimmen. Nicht wahr, Du wirst mich im Rahn begleiten?"

Bisher wollte sie vom Schwimmen nicht einmal etwas hören.

Und als ihr Ludwig die Erfüllung ihres Wunsches versprochen hatte, huschte sie heiter trällernd über die Stiege des Thurmes in das Kastell hinab, und den ganzen Abend widerhallte das Haus von ihrem Singen.

Der Graf selbst besah sich noch weiter die Scene im Park des benachbarten Kastells. Wie eine Dame, jung und schön, sich mit der Aufgabe abmüht, in ein plumpeß unflätziges Ungethüm die verloren gegangene menschliche Seele zurückzuzaubern! Die Frau, hinreißend schön wie eine Fee, geduldig wie eine Heilige, und ihr Schützling widerspenstig wie ein Teufel und häßlich wie ein Affe.

Was für einen Grund hat sie denn, dieß zu thun?

Drittes Kapitel.

Thut aber die Baronin Landknechtsschild nicht etwa ganz dasselbe, was Graf Babel thut? Wäre es nicht möglich, daß auch sie mit einem starken Teleskop ausspähe, was in der Umgebung ihres Kastells geschieht?

Denn sie konnte dieß unbemerkt thun. Von Außen kann man, wenn man sich im Lichte befindet, nicht sehen, was in einem dunklen Zimmer vorgeht.

Auch hievon verschaffte sich Graf Babel Gewißheit, und zwar bei einer sehr denkwürdigen Gelegenheit.

Der astronomische Kalender hatte für eine Julinacht eine selten schöne totale Mondfinsterniß signalisirt; diese werde um zehn Uhr Abends ihren Anfang nehmen und gegen Mitternacht ihre volle Höhe erreichen, die wieder beiläufig fünfzig Minuten anhalten werde.

Ludwig hatte auch Marien beredet, die Erscheinung an seiner Seite zu beobachten; in Folge dessen hatten sie ihren Ausflug auf dem See früher als gewöhnlich beendet, damit sie um zehn Uhr schon im Observatorium sein konnten.

Marie war vor Staunen außer sich gerathen, als sie zum erstenmale des Vollmondes durch das Fernglas ansichtig wurde; sie hatte sich diesen nach seinem Porträt im Kalender als ein ehrliches, pausbäckiges, mit Augen, Nase und Mund versehenes Gesicht am Firmament vorgestellt, und nun sah sie plötzlich einen öden, glänzenden Eisteller vor sich, der mit geometrischen Figuren übersät war, als wenn irgend ein Demiurg auf demselben Studien über die Quadratur des Kreises gemacht hätte.

Ludwig erklärte ihr, daß jene großen, glänzenden Ringe ausgebrannte Krater jene dunklen Flecken aber Meere seien. Damals stand die Wissenschaft noch bei der Annahme, daß es im Monde Meere gebe. Marie hätte natürlich das am meisten interessirt, ob es im Monde Menschen gebe. Ludwig versprach ihr hierauf, ihr jene phantastischen Beschreibungen der Reisen anzuschaffen, welche Naturforscher des vergangenen Jahrhunderts auf den Mond gemacht hatten. Das war wenigstens eine interessante und unschuldige Lektüre. „Wie mögen wohl die Mondmenschen aussehen?“

Ludwig ging die Antwort durch den Sinn: „Einen von ihnen siehst Du hier vor Dir.“

Indessen war Marie des Anstaunens der himmlischen Erscheinung müde geworden und als die Stunde verstrichen war, in der sie gewöhnlich zu Bette ging, überkam sie der Schlaf. Vergebens erzählte ihr Ludwig vom imbrischen Meer und den Wundern des Berges Aristarchus; Marie begann einzunicken und dann ertappte sie sich darauf, daß sie bereits träume.

„Ich warte das Ende der Mondfinsterniß nicht ab,“ sagte sie zu Ludwig. „Das ist schön, sehr schön; aber ich bin schläfrig.“

Sie war noch so sehr Kind, daß sie einen süßen Schlaf nicht für die Verfinsterung aller Planeten der Welt hingegeben hätte.

„Dann wird's am besten sein, schlafen zu gehen.“

Ludwig führte sie über die Stiege des Thurmes bis zu ihrem Schlafzimmer, wünschte ihr dort gute Nacht und bat sie, die Thür des Zimmers hinter sich zu schließen. Er selbst lehrte auf seine Sternwarte zurück.

Die Mondscheibe war bereits zur Hälfte verfinstert; der Erdschatten deckte die Kette der Regelberge Arpaches; Ludwig nahm das astronomische Rohr aus dem Teleskop, setzte das tellurische an seine Stelle (da jenes verkehrt zeigt) und richtete das Rohr statt auf den Mond auf das benachbarte Kastell.

Hatte er doch hierzu einen triftigeren Grund, als pure Neugierde. Wenn je, so war jetzt Gelegenheit, zu erfahren,

ob die Eigenthümerin des Kastells ein stark vergrößerndes Glas besitzt? Hat sie ein solches, dann wird sie es sicherlich bei diesem Anlaß benützen.

Beim Mondlicht ließ sich Alles deutlich ausnehmen. Die Baronin saß auf dem Altan des Kastells mit einem Paar Frauengestalten, deren eine die Gesellschafterin, die andere irgend ein Diensthote sein mochte. Auch sie beobachtete die Mondfinsterniß, aber — mit einem Opernglas. Dieses war nun nicht geeignet viel zu verrathen. — Diesbezüglich kann also Ludwig vollkommen beruhigt sein. — Aber trotz dieser seiner Beruhigung beobachtete er das stufenweise Schwinden des intensiven Mondlichtes dennoch mehr auf dem Altan des Kastells als auf der großen Lichtscheibe selbst, und da fand er, daß eine runde weiße Schulter, welche aus den Krausen des Negligéekleides schlüpft, ein viel blendenderer Schneehügel als Aristarchus selbst ist.

Dann erging es der Baronin mit ihrer Gesellschaft, wie es dem Grafen mit der seinen ergangen war. Die beiden Frauen begannen eine nach der andern einzunicken, worauf die Baronin sie zu Bette schickte. Es blieben nur ihrer zwei auf, astronomische Beobachtungen anzustellen, sie und der Graf. Sie beobachtete den Mond; der Graf wieder sie.

Die Baronin war, wie es schien, ausdauernd in dem, was sie sich vorgenommen hatte. Sie wartete die totale Verfinsternung des Mondes ab, bis selbst der letzte Lichtstreifen verschwunden war, und am Himmel nur ein großer

kupferrother Ball von fremdartigem Aussehen, ein glühender Schatten schwebte.

Als nur noch der letzte Lichtstreifen leuchtete, bog sich die Dame, um besser zu sehen, weit über den Altan hinaus und da leuchtete neben dem glänzenden „Aristarchus“ auch noch ein Stück „Sinus iridum“ zwischen den Wolken der Spizenkrausen hervor; nach einigen Augenblicken bedeckte der Erdschatten alle Beide.

Hierauf erhob sich die Dame und zog sich vom Altan in den Saal zurück. Der Astronom bemerkte jedoch, daß sie die Altanthüre offen ließ. Wahrscheinlich hatte sie die Absicht, wenn der Mond wieder zu leuchten beginnt, sich an dem Schauspiel des Verziehens des Schattens weiter zu ergötzen.

Als der Mond sich verfinstert hatte, bedeckte völlige Nacht die Erde; nächtliche Stille herrschte ringsumher; nirgends war Hundegebell oder Hahnschrei zu hören. Der räthselhafte Herr des namenlosen Schlosses zahlte jedem Besitzer eines Hofes ein regelmäßiges Entgelt dafür, daß er über Nacht seinen Hahn in die Steige stecke, und seinen Hund in das Vorhaus sperre. Nun können wir auch schon den Grund dieser Absonderlichkeit errathen, die sich wie ein Einfall närrischer Laune präsentirte. Damals schlief Ludwig noch allnächtlich in dem Zimmer seines Schütlings und er wollte nicht, daß das Bellen eines Hundes oder das Krähen eines Hahnes Marien erwecke und sie dann seine Anwesenheit wahrnehme. Die Ursache hat bereits aufgehört, doch das Entgelt und die Servitut waren gleichwohl geblieben.

Der Astronom wartete dann auf seinem Observatorium bis — der Mond aus dem Dunkel wieder zum Vorschein kommen werde.

Statt dessen kam jedoch ganz etwas Anderes zum Vorschein.

Aus dem Gesträuch des Parkes, der sich hinter dem Kastell hinzog, trat ein Mann hervor: dieser blickte um sich und gab ein Zeichen nach rückwärts, worauf ein zweiter, dann ein dritter und endlich ein vierter hervorkam.

Auch im Dunkel konnte der Graf ausnehmen, daß sie insgesammt eine Art primitiver Parven aus Papier vor dem Gesicht und Beile in den Händen trugen. Ihre Kleidung ließ sich nicht deutlich erkennen.

Das sind Räuber.

Einer der Männer brachte ein eigenthümliches Werkzeug mit, wie es die Kinder in den Städten benützen, wenn sie „heilige drei Könige“ spielen. Es war dies eine Reihe von kurzen, übereinandergelegten Stäben, die mit Schrauben in ihrer Mitte und an ihren Enden aneinander befestigt waren; wenn man die beiden Endstäbe auseinanderzieht, dann geht das Ganze in die Breite, wenn man sie aber aneinanderzieht, dann verlängert es sich wie eine Leiter.

Dieses Geräthe hängte der eine der vier Männer an das Eisengitter des Altans und der leichteste unter ihnen kletterte an jenem hinauf. Die drei Anderen blieben unten und zogen sich in die Vertiefung des Thores zurück, das sich unter dem Altan befand. Diese warteten offenbar darauf, daß ihr Spießgeselle, der sich über den Altan eingeschlichen

hatte, ihnen die von innen geschlossenen Thüren öffne, damit sie das im Schlaf überrumpelte Gesinde unschädlich machen und dann ungestört den geplanten Raub ausführen können.

Der Graf eilte schleunigst vom Observatorium herab.

Vor Allem weckte er Henry aus dem Schlafe.

„Räuber sind in's benachbarte Kastell eingebrochen.“

„Nun diese Hallunken haben ihre Zeit wahrlich gut gewählt: jetzt, da der Mond sich verfinstert; jetzt sieht sie Niemand.“

„Ich aber habe sie doch gesehen, und ich werde sie von dort verschrecken.“

„Wir müßten hier vom Kastell aus Schüsse abfeuern, das würde ihnen Furcht einjagen.“

„Bist Du bei Sinnen? Da würden wir ja Marie so in Schrecken versetzen, daß sie nie wieder wagen würde, allein zu schlafen. Wenn sie glauben würde, daß hier in dieser Gegend Räuber haufen, würde sie sich nicht trauen, länger hier zu bleiben, und Du weißt, daß wir hier festgebunden sind.“

„Dann weiß ich aber nicht, was wir thun sollen? Soll ich in's Dorf und die Einwohner allarmiren?“

„Damit man Dich nachher vor den Stuhlrichter citirt und Du dann als Zeuge anzugeben hast, wer Du bist, was Du bist, wo Du geboren bist, wie Du hieher gekommen bist, und was Du hier zu thun hast?“

„Richtig; mir ist es nicht erlaubt, Lärm zu schlagen.“

„Thue, was ich sage. Du bleibst hier und sagst Ge-

mehr in Arm vor Mariens Thür Posto. Ich gehe in's Rastell hinüber."

"Soll ich Ihre Pistolen holen?"

"Ich brauche sie nicht. Wie oft soll ich Dir denn sagen, daß wir nicht schießen dürfen. Gieb mir meinen Knotenstock."

"Was? Mit einem Stock wollen Sie über die Räuber gehen?"

"Das sind nur Diebe. Sie tragen Larven. Das sind keine wirklichen Räuber. Leute, wie Jene, laufen davon, sobald sie nur Schritte nahen hören. Und dann sind's nur ihrer vier."

"Vier gegen Einen, der obendrein nichts Anderes als einen Knüttel hat."

"Es steckt aber ja auch ein dreischneidiger Dolch in ihm, und der ist im engen Raum eine ausgiebige Waffe. Rede nicht viel, sondern bring' ihn! Bring' auch meinen Ueberrock und stecke in dessen Tasche das Etui mit dem Aderlaßzeug; es könnte da drüben Jemand vor Schrecken ohnmächtig geworden sein und es benöthigen."

"Ei, mein Herr, haben Sie doch kaltes Blut, daß Sie selbst an derlei denken."

"Aber guter Henry, ziemt es denn uns, mit solchen kleinen Räubern viel Aufhebens zu machen, uns, die wir selbst so großen Räubern Trotz bieten? Denke an den Spaß in der Straße blancs manteaux und lache über den jetzigen."

Henry brachte seinem Herrn den Knotenstock, an dessen Ende sich auch eine gewichtige eiserne Zwinge befand und den

Ueberroth; der Graf bemerkte erst, als er schon vor dem Thore war, und irgend ein schwerer Gegenstand ihn in die Seite zu schlagen begann, daß der treue Diener ihm dennoch seine Doppelpistole in die Tasche geschmuggelt hatte.

Er mußte sich sputen.

Er umging daher die Bucht, welche ihn vom Kastell trennte, nicht auf dem Weg, der über die Landzunge lief, sondern sprang gleich dort in den angeketteten Kahn, und war mittels kräftiger Ruderschläge nach einigen Minuten am jenseitigen Ufer angelangt.

Die Nacht hatte einen schauerlichen Anstrich von jenem dunkel glühenden Planeten angenommen, den der Schatten der Erde bedeckt hatte, und dessen Widerschein jetzt, wie ein kupfernes Götzenbild auf dem unruhigen See flimmerte. Sogleich nachdem er an's Ufer gesprungen war, eilte er dem Kastell zu. Sein Herz schlug unruhig. Er hatte eine gewisse Angst vor der Begegnung. Nicht vor der Begegnung mit den Einbrechern, sondern vor der Begegnung mit jener Frau. Eine gewisse Selbstanklage, daß die aufgestellte Schildwache ihren Posten verlassen habe, von dem sie sich nicht hätte wegrühren dürfen.

Das Thor des Kastells pflegte, wie das eines jeden ungarischen Herrenhauses, Tag und Nacht offen zu stehen. Der Graf schritt über den Hof, und als er rasch um die Ecke bog, geschah in der That, was er vorhergesagt hatte.

Einer der Verlarvten, der als Wache an der Thüre des Kastells aufgestellt war, stieß auf zwei Fingern, die er

in den Mund gesteckt hatte, jäh zwei schrille Piffe aus, und lief dann in das Gestrüpp des englischen Gartens.

Babel lief ihm nicht nach, sondern stürzte, den Knüttel über dem Kopf schwingend, gradezu zur offenen Thür hinein. Die im Stiegenhause hängende Lampe brannte; diese zeigte ihm an dem unbekannten Ort den Korridor, in dessen Mitte sich die Flügelthür des Saales öffnete; durch diese trat er rasch ein und konnte noch sehen, wie einer der aufgeschreckten Diebe sich über Hals und Kopf aus dem Saale durch's Fenster flüchtete.

Aus dem Nebenzimmer drang Lampenschimmer, Ludwig stürzte da hinein; er glaubte, daß er dort noch ein Paar werde fassen können; diese hatten es aber noch viel eiliger gehabt; jener, den er noch zum Fenster hinauspringen gesehen hatte, war nur ein Nachzügler gewesen. Sie waren insgesamt davongelaufen.

Das Lampenlicht kam noch um eine Thür weiter her. Die Lampe erleuchtete das Schlafzimmer der Dame; auf einem Tisch dieses Zimmers waren Schmuck und Silberzeug, die aus den Etuis geworfen waren, aufgehäuft. Auf dem Stubenboden aber stand eine Pfanne mit brennenden Kohlen, in welcher allerlei eiserne Marterwerkzeuge glühten. Entsetzliche Missethäter, augenscheinlich hatten sie Jemanden peinigen wollen.

Vor dem Altoven stand ein Lehnstuhl, in diesem saß eine Frauengestalt, deren Hände mit den Schnüren der Fenstervorhänge an die Arme des Stuhles gebunden waren.

Eine überraschende Schönheit. Der anschließende Schlaf-

roth verrieth die herrlichen Formen ihrer Gestalt; er reicht bis an den Hals, wo er mit einem blaßgelben Band zusammengebunden ist, während die gestickte Bordure selbst die Zehenspitzen bedeckt. Das wirre Haar fließt, zur Hälfte geflochten, wie ein goldener Katarakt bis auf den Boden. Wahrscheinlich haben sie die Räuber überrascht, als sie eben ihr Haar für die Nacht frisch flechten lassen wollte. Ihr schönes Antlitz machte die Freude über ihre Befreiung und die Schamröthe noch strahlender, als der ritterliche Befreier plötzlich in ihr Schlafgemach trat, ein Held, der mit nichts als einem Knotenstoß eine Räuberbande zu bekämpfen kam und — siegte.

„Ich bin Graf Bavel!“ beeilte dieser, mit jenem Knüttel in der Faust, sich vorzustellen, damit die Dame nicht auch ihn für einen Räuber halte und zu schreien beginne oder ohnmächtig werde.

„Ich bitte, erlösen Sie mich!“ sprach die Dame mit flüsternder Stimme zu dem Eintretenden, und sie lehnte mit hochgerötheten Wangen und zusammengezogenen Brauen das Gesicht für die Zeit ab, als er sich an der Lösung der Schnüre abmühen werde. In solcher Lage ziemt es selbst dem Erretter nicht, sie zu sehen.

Der Graf machte jedoch die Sache rasch ab, er zog das Messer mit dem silbernen Griff, das zu jener Zeit jeder Kavalier, an dem Stiefelschafte steckend, bei sich trug (an dem einen Schafte Messer und Gabel, an dem andern den Frisirkamm) und schnitt die Schnüre rasch entzwei; als

er die Dame in dieser Weise befreit hatte, suchte er mit seinen Blicken nach dem Glockenzug.

Die Dame verstand seine Absicht,

„Ich bitte,“ sagte sie, „klingeln Sie meine Leute nicht aus dem Schläfe. Die Räuber haben sich bereits aus dem Staube gemacht und haben nichts mit sich genommen. Sie sind zeitig genug mir zu Hilfe gekommen.“

„Hat man Sie nicht mißhandelt, Baronin?“

„Mit Ausnahme dessen, daß sie mich gebunden haben, haben sie mir nichts zu Leide gethan; wohl aber haben sie gedroht, mich zu martern, wenn ich ihnen nicht mein Geld gebe; mit den Schmudsfachen gaben sie sich nicht zufrieden. Ich hätte ihnen auch das Geld gegeben, doch dieses liegt bei meinem Hofrichter. Gerade unterhandelte ich mit ihnen darüber, daß ich ihnen eine Anweisung an den Hofrichter gebe und daß sie dann das Geld bei diesem in aller Güte beheben mögen, als Sie einen Strich durch unser Uebereinkommen machten.“

„Ein schönes Uebereinkommen!“ sagte Vavel erregt, indem er auf die Gluthpfanne deutete.

„Ach, damit wollten sie mir nur Angst einjagen. Plagen Sie sich aber nicht länger mit mir,“ entgegnete die Baronin, die noch immer in der allereinfachsten Toilette vor ihrem Gaste dasaß und sich nicht zu erheben traute, damit nicht ihre nackten Füßchen unter dem Saume ihres Kleides zum Vorschein kamen. Sie war ein wunderbares Geschöpf, nicht der geringste Schrecken war in ihrem Gesichte zu sehen, nicht das leiseste Zittern verrieth, daß ihr die entwichenen

Missethäter Furcht eingeflößt hatten; wohl aber verrieth jede ihrer Bewegungen, daß sie eher ihren Befreier fürchtete.

„Ich bitte Sie, schlagen Sie keinen Lärm, sondern gehen Sie in die Kammer hier nebenan; Sie werden dort eine Dienerin finden, die sie gleichfalls gebunden und der sie auch den Mund verstopft haben; befreien Sie dieselbe.“

Bavel begab sich in die kleine Kammer, die an das Schlafzimmer stieß und sah dort auf einem Bette eine Frau, die gebunden, und deren Mund mit einem Taschentuche verstopft war. Er befreite sie rasch von ihren Banden, gleichwohl rührte sie sich nicht. Wie es schien, war sie ohnmächtig.

Die Dame war indessen mit einer Kerze gefolgt. Nun umhüllte bereits ein weiter geblümter Seidenüberwurf ihre Gestalt, an den Füßen hatte sie türkische Pantoffelchen und ihr Haar war unter eine Haube gezwängt.

„Nun? Ist sie etwa todt?“ fragte sie, während sie mit angstvoll weitgeöffneten Augen auf Ludwig blickte.

„Todt ist sie nicht, . . .“ antwortete Bavel, der das Gesicht der auf dem Bette liegenden Frau aufmerksam betrachtete.

„Was denn?“ drängte die Baronin.

Bavel erinnerte sich nun schon an das Gesicht dieser Frau. Er hatte sie mit jenem Kinde, das er in Schutz genommen, öfter und auch seit jener Zeit gesehen, seit welcher sich der Knabe im Hause der Baronin befand. Sie ist das Weib Satan Laczi's.

„Daran, daß sie gestorben wäre, ist gar nicht zu denken; sie ist nur ohnmächtig oder sie stellt sich so.“

Hierauf fühlte er der Frau den Puls und hob mit der Fingerspitze ihre Augenlider in die Höhe.

„Sie ist in Wirklichkeit ohnmächtig.“

Die Baronin war auch schon mit dem Flacon mit Riechsalz zur Hand, das sie aus der Tasche ihres Ueberwurfes gezogen und der Ohnmächtigen unter die Nase hielt, jedoch ohne allen Erfolg.

„Ein Bauernweib hat eine starke Natur,“ murmelte Babel. „Wird eine Bäuerin einmal ohnmächtig, dann kommt sie von derlei Parfums nicht zu sich. Sie braucht dann einen Aderlaß.“

„Aber mein Gott! Was sollen wir also beginnen? Den Arzt kann ich jetzt nicht rufen lassen; auch möchte ich nicht, daß er Alles erfahre.“

„Ich verstehe mich auf das Aderlassen,“ bemerkte Babel.

„Ach, Sie, mein Herr?“

„Ich habe einst Medizin studirt.“

„Womit wollen Sie ihr aber zur Ader lassen?“

„Ich habe meine chirurgischen Instrumente bei mir.“

„So haben Sie sogar daran gedacht, daß Sie hier Jemanden ohnmächtig finden könnten!“

„Ich würde nur einer Dienerin benöthigen, welche den Arm der Ohnmächtigen hält, während ich die Operation ausführe.“

„Ich will nicht, daß wir Jemanden aufwecken. Könnte ich es nicht thun?“

„O, Sie wollen mir assistiren? Fürchten Sie sich nicht vor dem Anblick des Blutes?“

„Gewiß fürchte ich mich davor. Aber doch lange nicht so sehr, wie vor dem, daß eine meiner Dienerinnen Sie in dieser Stunde hier sehe.“

„Diese hier wird mich aber doch auch sehen, wenn sie zu sich kommt.“

„O! Dieser bin ich sicher. Diese wird schweigen.“

„So machen wir denn einen Versuch.“

Das Ende des Versuches bestand aber doch nur darin, daß die ohnmächtige Magd auf den gewandt ausgeführten Aderlaß zu sich kam, dann aber das Gesicht der assistirenden Dame todtenbleich wurde; ihre Augen verdrehten sich, daß die Sterne unter den Lidern verschwanden, ihre Lippen färbten sich blau; zum Glücke hatte sie eine empfindlichere Natur; kaltes Wasser in's Gesicht gespritzt und das Riechsalz brachten sie rasch in's Leben zurück. Während dieser wenigen Augenblicke hatte ihr Kopf an der Achsel des jungen Mannes, ihre Gestalt in seinen Armen geruht.

„Kümmern Sie sich nicht weiter um mich!“, flüsterte sie, als sie die Augen aufschlug und sich in den Armen Babel's sah, „sondern sehen Sie nach jener Frau.“ Hiermit erhob sie sich rasch von ihren Knien.

Jene Magd aber schüttelte nach dem Aderlaß ein Fieberfroß, daß ihre Zähne klappernd aneinander schlugen; oder war dieß etwa die Wirkung des Erschreckens?

Sie braucht nichts weiter, als ruhig liegen zu bleiben und sich gut zuzudecken. Ist's nichts weiter als ein Fieber, so wird dieses schon von selbst vergehen. Ist's aber Entsetzen, so giebt es hiergegen keine Medizin.

Auf alle Fragen antwortete sie nur das Eine: „O, mein Gott!“

Die Baronin und der Graf kehrten in das Zimmer mit dem Alkoven zurück.

Nun war es an der Zeit, die Gebrechen, an welchen seine Vorstellung gelitten hatte, mittels einiger obligater Phrasen wettzumachen.

„Wie bedauere ich, Baronin, daß sich dieser unangenehme Vorfall bei Ihnen ereignet hat, hier in unserer lieben ruhigen Gegend, wo ein so ehrliches Volk wohnt, daß man seine Geldbörse draußen im Hof liegen lassen kann, ohne daß sie gestohlen würde. So daß ich gar nicht begreifen kann, woher diese Räuber hier am Neusiedler See aufgetaucht sein mögen?“

Die Baronin fiel ihm lachend in's Wort:

„Mich hat das ganze Räuber-Abenteuer mehr unterhalten, als erschreckt. Hatte ich mich doch mein lebenlang danach gesehnt, jene berühmten ungarischen Räuber von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, von welchen die Wiener so viele Wunderdinge zu erzählen wissen. Nun habe ich wenigstens mein Ziel erreicht. Das war ein wirkliches Abenteuer, wie es in Romanen zu lesen ist.“

„Der Roman hätte aber ein sehr trauriges Ende nehmen können.“

„Ja, wenn mir der Himmel nicht einen tüchtigen, muthvollen Retter schickte.“

„Den hat in der That der Himmel gesendet, denn wenn heute Nacht nicht zufälligerweise Mondfinsterniß gewesen, ich diese nicht mit meinem Fernrohr beobachtet und ich während der Pause, welche die Ekliipse verursachte, mich nicht zufällig auch in der Gegend umgesehen, dann hätte ich nicht wahrgenommen, daß verlarvte Gestalten bei Ihnen durch die Altanthür eingebrochen wären.“

„Ach, Sie haben das durch ein Fernrohr gesehen? da werde ich künftig besser auf mich Acht geben.“

Graf Babel begriff die Aeußerung, er gab ihr jedoch eine andere Deutung. Nun kam sie ihm gelegen, um seine eigene Schuld auf die Räuber zu schieben.

„Sie werden gewiß wohl daran thun, Baronin, wenn Sie künftig die Altanthür nicht über Nacht offen lassen, und eine Nachtwache im Hofe des Kastells aufstellen, und zudem ihre Leute bewaffnen und sie in der Nähe schlafen lassen.“

„O, nein, nein! Künftig werde ich auch Geld im Hause halten, um, wenn die Herren Räuber kommen, sie zufriedenstellen zu können.“

Als Graf Babel sah, daß die Baronin ihre große Seelenstärke dadurch darthun wollte, daß sie eine ernste Gefahr von der scherzhaften Seite nahm, wollte auch er nicht zurückbleiben und fuhr in demselben Tone fort:

„Dann bitte ich aber nur, den Tag der Vorstellung mir zum Voraus bekannt zu geben, damit ich, wenn die

Reihe an's „Schlagwort“ kommt, rechtzeitig in die Scene eintrete.“

Die Baronin lachte und bat ihn, während sie ihm die Hand hinreichte, mit einem bezaubernden Blick um Verzeihung.

„Sehen Sie, wie närrisch ich bin. Statt, daß ich Ihre edle, ritterliche Kühnheit bewundere und Ihnen für diese, die, ich weiß wahrlich nicht wer nachahmen würde, danken würde, thue ich, als wenn ich mir aus der ganzen Gefahr, aus der Sie mich befreit haben, nicht das Geringste machen würde. Nehmen Sie mein thörichtes Treiben nicht ernst. Ich habe nun einmal die unglückliche Gewohnheit, Alles in's Lächerliche zu ziehen. Nun bitte ich Sie aber allen Ernstes noch um eine edle That; es handelt sich zwar um einen gar seltsamen Wunsch; ich werde Ihnen aber auch seinen Grund angeben.“

Und bei diesen Worten nahm sie dem Grafen den Knotenstoß, mit dessen Ergeifen er kundgab, daß er sich zum Gehen bereit mache, aus der Hand und belegte denselben gleichsam als Unterpfand seines Verbleibens mit Beslag.

Graf Babel hatte an alles Andere, nur nicht an das gedacht, was die Baronin von ihm verlangte.

„Sprechen Sie Niemandem von dem, was in dieser Stunde sich hier ereignet hat.“

„Das verspreche ich von Herzen gern, Baronin.“

„Ich will nicht, daß die Behörde eine Untersuchung wegen des Raubversuchs einleite.“

(Nun, Graf Bavel hatte auch nicht im Geringsten das Bedürfnis nach einer Untersuchung, bei welcher man auf die Fragen antworten muß: Wer bist Du? Was bist Du? Wo bist Du geboren? Wie kamst Du hierher? Was hast Du hier zu thun?)

Der Graf nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er mit dem Schweigen bereits begonnen habe.

„Ihnen kann ich den Grund meines Wunsches entdecken. Diese Frau, die Sie soeben in's Leben rufen halfen, ist dieselbe Person, von der ich Ihnen geschrieben habe: das Weib des berühmten Räubers Ladislaus Satan, oder wie der Volksmund seinen Namen verzerrt hat: des Satan Laczi. Wenn nun kund würde, daß mich diese Nacht Räuber heimgesucht haben, so würde alle Welt sofort sagen: „diese hat das Weib Satan Laczi's hincitirt; ihr Mann ist es gewesen. Sie steckte mit ihnen unter einer Decke, sie hat sie eingelassen!“ Und dann würde man die arme Frau alsbald wieder einsperren.“

„Und glauben Sie, daß sie unschuldig an diesem Attentat ist?“

„Ich kann Ihnen mit aller Bestimmtheit sagen, daß sie es ist. Auch werde ich sie nicht entlassen, sondern auch fernerhin bei mir behalten; hier neben meinem Schlafzimmer wird sie schlafen, und ich werde ihr die Schlüssel meiner Schränke anvertrauen.“

Und um diesen ihren Versicherungen Nachdruck zu verleihen, stieß sie mit dem eisenbeschlagenen Stod Bavel's bei jeder derselben auf die Parquetten.

„Baronin halten sie also für eine ehrliche Frau?“

„Ich gebe meine Seele zum Pfande, daß sie es ist! Sie hat eine schlimme Vergangenheit, doch diese hat sie bereits bereut; auch hat sie Fehler, diese muß sie sich aber abgewöhnen. Ich will, daß sie eine ehrliche Frau werde und wen ich einmal in meinen Schutz genommen habe, den laß ich nicht elendiglich zu Grunde gehen.“

Graf Babel bot bei diesen Worten unwillkürlich seine Hand der Baronin hin, welche sie mit einem Händedruck ergriff.

„Sehen Sie, auch mein anderer Schützling hat mich, als ich ihn auf seinen zwei Füßen gehen lehrte, hübsch in den Arm gebissen und bei alledem habe ich ihn dennoch nach Menschenart gehen gelehrt.“

Die Baronin streifte den Ärmel ihres Schlafrockes in die Höhe und zeigte dem Grafen einen marmorglatten Arm, der sicherlich einer von denen war, welche die Venus von Milo verloren hatte, und auf dessen samtener Oberfläche waren die frischen Spuren eines Bisses zu sehen.

„Ich bitte Sie daher recht sehr, sprechen Sie Niemandem von unserer heutigen Begegnung, wie auch ich es nicht thun werde. Und nun gebe ich Ihnen endlich Ihre Waffe zurück. Zu Hause ist seither sicherlich Jemand in Angst um Sie.“

„Ja, mein Kammerdiener.“

„Nun bitte ich nur noch um das Eine: Schließen Sie, wenn Sie gehen, das Thor hinter sich und werfen Sie den Schlüssel auf den Altan. Ich werde ihn dort finden

und mich dann in Sicherheit fühlen. Glauben Sie mir, daß ich sehr gut weiß, womit ich heute Ihre Schuldnerin geworden bin, und es mag eine Zeit kommen, in welcher ich meine Schuld abtragen werde. Gott mit Ihnen."

Und mit unnachahmlicher Grazie reichte sie dem Grafen die Hand.

Graf Babel empfahl sich. Beim Weggehen sah er noch einmal aufmerksam nach, ob sich nicht etwa einer der Räuber in irgend einem Winkel versteckt habe. Unten angelangt, sperrte er das Thor, und dann sah er die Baronin noch einmal, wie sie auf ihn wartete, um den hinaufgeschleuderten Schlüssel aufzulesen. Hierauf kehrte sie schnell in den Saal zurück.

Babel aber eilte nach Hause.

Dort fand er Henry vor Mariens Zimmerthür, das Gewehr mit gespanntem Hahn im Arm.

"Ist nichts zu Hause vorgefallen?" fragte er ihn. "Ist Marie nicht wach geworden?"

"Nein. Aber während Sie fort waren, rief sie etwas im Traume. Ich habe es deutlich durch die Thür hindurch vernommen. Ludwig! — gieb Acht! — Sie heißt!"

Von wem sie wohl träumen mochte?

Von dem Räuber-Abenteuer aber erzählte Niemand etwas weiter.

* * *

Ludwig konnte sich nicht leugnen, daß diese Frau große Eroberungen in seinem bisherigen Ideentreise gemacht habe.

In der Astronomie hat sie die Stelle des Mondes, in der klassischen Literatur jene des Ideals und in der Metaphysik jene des absolut Guten eingenommen. Er entdeckte sie im Mysticismus, in der Lehre vom Hellsehen und vom Zusammenempfinden, und seine ganze philosophische Gelehrsamkeit hatte nicht so viel Macht, um ihm vorzudemonstrieren, daß sie zu den nicht existirenden Wesen gehöre.

So viel vermochte er über sich, daß er sie nicht wieder sah. Von diesem Tage an richtete er sein Fernglas nie wieder nach dem benachbarten Kastell. Es genügte ihm, wenn er mit demselben die Alltagsleiden und Freuden der armen kleinen Leute beobachten konnte. Daß aber, daß seine Gedanken nicht dort bei ihr weilen, vermochte er nicht zuwege zu bringen. Und die in der Ferne weilenden Gedanken verrathen sich auf dem Gesicht, in den Augen, und es giebt Leute, die im Gesicht, in den Augen zu lesen wissen.

„Haben Sie irgend einen Kummer, Ludwig?“ fragte Marie eines Tages, als sie lange schweigend nebeneinander gegessen hatten.

Ludwig zuckte zusammen.

„Ja. Schlechte Nachrichten aus dem Auslande.“

Nur, daß man mit einer solchen Antwort Jene nicht zu täuschen vermag, die — lesen können, in den Gesichtszügen, in den Augen.

Eines Nachmittags hatte sich Marie wieder geräuschlos in das Observatorium geschlichen und überraschte dort Ludwig am Fernrohr.

„Lassen Sie mich doch sehen! Ist das schön, was da zu sehen ist?“

„Sehr schön! entgegnete Ludwig,“ und er trat Marien seinen Platz ab.

Marie blickte in das Glas und sah vor sich einen mit Unkraut bewachsenen Bauernhof, in dem ein altes Mütterchen an der Schwelle des Hauses auf einem umgestürzten Badtrog saß und ihre Enkelin Strümpfe stricken lehrte.

„Ach! Sie sehen sich also nicht die schöne Nachbarin an?“

„Ich sehe sie nicht an.“

„Und warum nicht?“

„Weil weder Sie noch ich nothwendig haben, daß ich wisse, was sie treibt.“

Das Mädchen blickte ihn aus den klugen Augen groß an, so daß Ludwig in Verlegenheit gerieth. Seine Antwort sah gar sehr jenen banalen Antworten ähnlich, welche pedantische Erzieher ihren Zöglingen geben, von denen sie glauben, daß sie nicht Alles zu wissen brauchen.

Marie aber war kein Kind mehr.

Sie richtete das Fernrohr nach dem Kastell und probirte so lange, bis sie gefunden hatte, was sie suchte.

„Wie traurig sie ist,“ sagte sie zu Ludwig.

Ludwig nahm keine Notiz hiervon.

„Weshalb mag sie wohl so traurig sein?“

Ludwig gab keine Meinung hierüber ab.

Darauf beantwortete das Mädchen selbst seine Frage.

„Sicherlich liebt sie jetzt Niemand!“

Und dann konnte sie sich von dem Fernrohr nicht trennen.

„Jetzt scheint es gerade so, als wenn sie mir direct in's Auge sehen würde. Nun faltet sie die Hände, als wenn sie für etwas beten würde.“

Ludwig sagte mit pädagogischer Nüchternheit zu Marien:

„Wenn Sie so lange mit gespannter Aufmerksamkeit durch das Glas schauen, werden Sie damit Ihr Gesicht ganz entstellen.“

„Nicht wahr?“ entgegnete Marie. „Und wenn ich dann einen schiefen Mund hätte, und mit dem einen Auge blinzeln würde, da würden dann die Leute sagen: „Da geht das häßliche Mariechen!“ und ich brauchte nicht mehr einen Schleier vor dem Gesicht zu tragen.“

Und dann verzog sie mit aller Anstrengung ihr Gesicht, so wie sie es gesagt hatte; sie verzerrte den Mund, zwinkerte mit dem einen Auge, so daß sich Ludwig endlich auf's Bitten verlegte.

„Ach! thun Sie doch das nicht, Marie.“

„Aber ist es denn Ihnen nicht einerlei, ob ich schön oder häßlich bin?“ Dann setzte sie, um die Grausamkeit, die in diesen Worten lag, zu mildern, versöhnend hinzu: „Und wenn ich selbst häßlich wäre, würden Sie mich nicht auch dann lieben — wie der Fakir seinen Brahma liebt?“

Ludwig führte seine Correspondenz mit dem gelehrten Herrn Mercatoris fort. Seine Briefe dictirte er, wie stets Marien; seine eigene Handschrift bekam Niemand in dieser

Gegend zu Gesicht. Demgemäß wäre es ihm unmöglich gewesen, bezüglich der Baronin auch nur die geringste Anspielung oder Erkundigung an den Pfarrer zu richten, ohne daß Marie dies gewußt hätte. Die Anfrage stellte er aber doch einmal an den Pfarrer, wie sich wohl jene gewisse Frau aufführe, welche die Mutter des Kindes ist, das er einst angenommen hatte, und die sich gegenwärtig im Hause der Baronin aufhält.

Hierauf erhielt er die Antwort, daß die Satanin wenige Tage nach der Mondfinsterniß ohne denkbaren Grund aus dem Kasteil verschwunden sei. Die Baronin sei dadurch sehr peinlich berührt gewesen; sie habe aber nicht gestattet, daß man der Verschwundenen nachspürte; sie habe erklärt, daß die Frau nichts aus dem Kasteil entwendet und sie keinerlei Grund habe, dieselbe verfolgen zu lassen.

Dieser Vorfall brachte den Grafen auf den Gedanken, daß die Bäuerin denn doch in irgend einer Beziehung zu jenem nächtlichen Einbruch gestanden habe. Vielleicht, daß das Bewußtsein der Mitschuld sie gedrängt hatte, das Kasteil zu verlassen. Es konnte aber auch noch einen schlimmern Grund geben. Möglich, daß sie sich heimlich zu den Räubern begeben hat, um diesen Kunde von allen inneren Verhältnissen des Kasteils zu bringen und mit ihnen einen neuen, für jeden Gewalttatt vorbereiteten Einbruch zu verabreden.

Aus diesem Thema entspann sich sodann zwischen dem Grafen und dem geistlichen Herrn eine lange akademische Diskussion über die Theorie der gebührlch oder ungebührlch angewendeten Wohlthätigkeit.

In der Praxis aber hatte jenes Ereigniß die Folge daß Ludwig fortan nachtsüber häufiger in seinem Observatorium als in seinem Schlafzimmer schlief, und daß der Nachtwächter nicht sorgfältiger als er die Thore des benachbarten Hauses bewachte. In seinem Schlafzimmer aber war allnächtlich eine ganze Batterie von Gewehren und Pistolen aufgestellt.

An einem späten Abend erlitt sein Rekognoscirungsdienst eine erzwungene Unterbrechung; der Feind aller Astronomen ein Gußregen benahm ihm die Aussicht; er mußte früher als gewöhnlich in sein Schlafzimmer zurückkehren.

Er machte seine nächtlichen Gänge regelmäßig ohne Licht. Das Leuchten einer Lampe im Observatorium würde seine Anwesenheit verrathen haben, dieses würde Jedermann, wie einen Leuchthurm, aus weiter Ferne gesehen haben. Er kannte den Weg auch schon im Finstern ganz gut; die Thür seines Zimmers war die letzte am nördlichen Ende des Korridors, er fand leicht dahin. Dort traf er dann auch im Finstern den Platz, an welchem die Döberein'sche Zündmaschine stand: an dem Platinschwamm derselben entzündete er den Wachsstock und begab sich sodann zur Ruhe.

Eines Abends jedoch sah er, als er zur Thür seines Zimmers kam, zu seiner Ueberraschung ein Licht durch das Schlüßelloch desselben dringen. — Es war Jemand in seinem Schlafzimmer.

Er trat rasch ein. Auf dem Tische brannte eine Kerze und mit dem Rücken gegen diesen Tisch stand ein ihm gänzlich

fremder Mann in einer in dieser Gegend nicht gebräuchlichen Volkstracht vor ihm.

Dieser Mann versperrte ihm gänzlich den Weg zu seinen in Ordnung aufgestellten Schußwaffen.

„Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie?“ schrie der Graf ihn an.

„Ich bin der Satan Laczi,“ antwortete der Fremde mit dumpfer Stimme.

Auf dieses Wort sprang der Graf sofort auf den Mann los und packte ihn an den Armen.

Diese Arme waren wie die Schenkel des Geiers, nichts als Sehnen und Knochen. Der Graf war ein Mann in voller Jugendkraft; wäre aber das Zimmer mit so starken, muskelkräftigen Leuten wie er vollgefüllt gewesen und hätten sich diese insgesammt von allen Seiten auf Satan Laczi geworfen, so hätte er sie doch Alle abgeschüttelt. Deftiger als einmal hat er schon ein solches Kunststück gemacht. Diesmal aber rührte er nicht einmal seine Arme zur Gegenwehr; er ließ seinen Angreifer sie halten und pressen und sagte still und ruhig:

„Der Herr Graf sieht, daß ich keine Waffe bei mir habe, und doch hätte es da hinter meinem Rücken deren genug gegeben, wenn ich eine gewollt hätte. Ich bin nicht gekommen, hier etwas Böses anzurichten.“

Der Graf blickte ihn staunend an und ließ seine Arme los.

„Warum sind Sie also hierher gekommen?“

„Erstens schon deshalb, um dem Herrn Grafen zu sagen,

daß nicht ich es gewesen bin, der des Nachts in das Kastell der Baronin eingebrochen ist und sie ausrauben wollte, und daß es auch nicht meine Kameraden waren. Und doch weiß ich, daß die Leute sagen: Der Satan Laczi hat das gethan. So bin ich also nur gekommen, zu sagen, daß nicht ich das gethan habe. Ich habe schon in Kirchen eingebrochen, das gestehe ich; das Haus aber, in dem man meinem armen Balg zu essen und zu trinken und eine Lagerstätte giebt, ist mir mehr als eine Kirche. Und doch heißt es, der Satan Laczi hat diese Niederträchtigkeit begangen, während es doch nur Einen Satan Laczi giebt, und den kennen alle Leute. Für diesen kann sich kein anderes Menschenkind ausgeben; denn Einen solchen giebt es nur einmal auf der Welt. Der Herr Graf hat meine Personbeschreibung auf der Statariumstafel lesen können; der Herr Graf kann sagen, ob's nicht so ist."

Hiermit lehrte sich der nächtliche Besucher gegen das Kerzenlicht, um sein Gesicht zu zeigen.

Dieses war charakteristisch häßlich. Das Urbild der Häßlichkeit.

"Giebt es also noch einen Menschen, der in meine Beschreibung hineinpassen würde, Herr Graf?" fragte er in prahlerischem Tone. "Wer hat noch eine solche Hasenscharte? Wer trägt noch ein solches Brandmal auf seiner Wange? Und hauptsächlich: Wer auf dieser Welt hat noch sechs Finger an der rechten Hand wie ich? Wer meine Hand sieht, kann schon wissen, daß ich der Satan Laczi bin." (Er hatte in der That einen doppelten Daumen.)

In diesem häßlichen Gesichte lag aber ein gewisser tieftrauriger Ausdruck, der den Eindruck seines abstoßenden Aeußeren milderte.

„Wer konnten aber dann jene nächtlichen Einbrecher sein?“ fragte ihn der Graf.

Satan Luczi verzog sein Gesicht zu einer verachtungsvollen Grimasse.

„Wer denn? Bernahajders! Nichtsnutzige, armselige Bernahajders!“

Und er spuckte vor sich hin, nachdem er ihnen diesen Titel gegeben.

Ludwig hatte freilich dieses Wort noch nie gehört.

„Aber lassen wir das unnütze Geschwäg, Herr Graf,“ fuhr der seltsame nächtliche Gast fort. „Ich bin nicht ein Narr, um hierherzukommen, und Ehre und Achtung zu suchen; obwohl mich das eine verdrießt, wenn die Leute sagen, daß der Satan Luczi es war, den mitsammt drei Anderen ein einzelner Mann mit einem Knüttel zum Hause hinausgejagt hat. Bernahajders war die ganze lumpige Sippschaft! — Aber deshalb bin ich gekommen, weil der Herr Graf meinen armen kleinen Balg da unten im Niedgras aufgeklaut hat, ihn in Schutz genommen, ihn gefüttert hat und sich sogar dazu hergegeben hat, ihn in eigener werther Person zu unterrichten, damit einst nicht so ein Hundemensch wie sein Vater oder ein Wasser-Ungeheuer wie der Hanczi Istok aus ihm werde. Dafür bin ich Ihr Schuldner und diese meine Schuld will ich abzahlen. — Womit kann aber ein Räuber zahlen? — Mit seiner Räuberwissenschaft! Ich wollte dem

Herrn Grafen zeigen, daß derjenige, der ein wirklicher Räuber ist, schon in dieses Kastell hereinkommen kann und sogar wann er will. — Wenn ich weggegangen sein werde und der Herr Graf sich umschauen wird, dann werden Sie schon sehen, daß das Schloß an der Thüre, das Eisengitter am Fenster dem Räuber kein Hinderniß ist. — Wie ich hereingekommen bin, kann auch ein anderer hereinkommen. — Es heißt, daß der Herr Graf in diesem Kastell irgend einen großen Schatz hütet. — Ich weiß nicht und frage auch nicht, worin derselbe besteht? — Würde ich ihn auf meinem Wege finden, so würde ich ihn zurückbringen. Würde ihn ein Anderer rauben, so würde ich ihn zurückrauben. Es kann aber Andere geben, die ihn um jeden Preis erlangen wollen. Und sieht der Herr Graf, so leicht als ich mich unbemerkt hierher in Ihr Schlafzimmer stehlen konnte, ebenso leicht kann ein Anderer sich an dem jenseitigen Ende des Ganges, 'hast du's nicht gesehen,' einschleichen und, während der Herr Graf da droben auf dem Thurme die Sterne untersucht, mit dem so ängstlich gehüteten Schatz längst über Stock und Stein sein."

Ludwig stöhnte auf im namenlosen Schrecken. Seine Kniee brachen unter ihm zusammen. Sein Haar sträubte sich. Fieberfrost erschütterte seinen ganzen Körper.

"Marie!" schrie er sich selbst vergessend.

Hiemit raffte er hastig die brennende Kerze vom Tisch auf und stürzte voll Entsetzen nach dem Schlafzimmer des Mädchens. Satan Laczi ließ er allein in seinem Zimmer.

Seit er nicht mehr des Nachts seinen Platz auf jenem

Kanapee in ihrem Zimmer einnahm, hatte er Marien aufgetragen, vor dem Niederlegen die Thüre ihres Zimmers mit dem Schlüssel zu sperren.

Jetzt stand die Thüre offen.

Betäubt von Angst stürzte Ludwig zu dem Alkoven. Er zog den Vorhang zur Seite . . . das Mädchen schlief ruhig dort; das Gesicht auf den Arm geneigt, zu Füßen die Lieblingskiste, vor dem Bette die beiden Möpfe, dicht aneinander gedrückt. Jene Nische in der Mauer aber, in welcher sich das Stahlkästchen befand, stand angelweit offen und auf dem Kästchen war eine Art seltsamen Spielzeuges niedergelegt: eine spannhoch menschliche Figur, die eine Radmaschine treibt, ähnlich jener, mit welcher die Sträflinge in den Strafhäusern die Wolle bearbeiten, die zur Anfertigung des ordinärsten Tuches bestimmt ist.

Ludwig blieb das Herz im Leibe stehen. — Da hätte man ja während seiner Abwesenheit Alles, das Mädchen mit sammt dem Stahlkästchen davontragen können.

Er nahm das sonderbare Gebilde, das nur aus geknetetem schwarzem Brod verfertigt war, in die Hand und lehrte in sein Zimmer zurück.

Satan Laczi sagte, auf das Spielzeug in der Hand des Grafen deutend:

„Das habe ich als Andenken für jene kleinen Strümpfe gebracht, die irgend Jemand in diesem Hause für meinen armen Jungen gestrickt hat. Im Kerker lernen wir solche Figuren machen, wenn wir uns sehr langweilen. Es ist Arrestanten-Arbeit.“

„Wie konnten Sie aber zur geschlossenen Thüre hinein, da der Schlüssel von Innen steckte?“

Satan Laczi zeigte hierauf dem Grafen das Diebswerkzeug, mittels dessen solche im Schloß steckende Schlüssel sich von Außen leicht umdrehen lassen.

„Das ist der allerschlechteste Schutz gegen den Einbruch, den Schlüssel im Schloß stecken zu lassen; damit weiß schon jeder Pfuscher fertig zu werden. Einzig jene Thüren sind unausschließbar, deren Schlösser man nur von Innen schließen kann und die auswärts kein Schlüsselloch haben.“

„Davon habe ich keinen Begriff.“

„Ich kenne einen Tausendkünstler hier irgendwo in der Nähe, der derlei zuwege bringen kann, dem werde ich schon erklären, wie er es zu machen hat, er selbst ist Tischler, Schlosser und Uhrmacher in Einer Person.“

Der Graf schüttelte staunend den Kopf. Der Räuber solle dem Schlosser erklären, wie das Schloß zu sein hat, daß Niemand öffnen kann?

„Soll ich also diesen Tausendkünstler herschicken?“ fragte Satan Laczi.

„Vorausgesetzt, daß dieser Mensch gescheit und nicht geschwätzig ist.“

„Der aber ist ein Narr, der in einemfort schwätzt. Deshalb aber braucht man sich nicht vor ihm zu scheuen; er hat nur eine Narrheit und von dieser schwätzt er. Er versteht Alles, was man ihm erklärt und macht es auch, wie es ihm angegeben wird; über das aber, wovon man ihm spricht, redet er selbst nie. Für ihn giebt es nur das Eine,

wie man den Napoleon schlagen müsse. Er macht in eile fort Kriegspläne, verfertigt Höllemaschinen, und erklärt, wie man eine Schlacht gewinnen müßte. Darüber ist er zum Narren geworden. Den kann man niedertrinken oder mit glühenden Zangen zwicken, so wird man von ihm doch immer nur seine schrecklichen Pläne zur Vernichtung Napoleon's herauskriegen. Der wird im Hause des Herrn Grafen die unaufsperzbaren Thüren machen, allen anderen Leuten aber nur von Höllemaschinen und Festungswerken erzählen."

"Es ist gut. Schicken Sie ihn zu mir."

"Aber — ich muß noch etwas sagen, Herr Graf — wenn der Herr Graf auch noch so starke Schlösser zur Verwahrung seines Schatzes machen läßt, so vertheidigt sich doch einzig und allein der wirklich gegen die Räuber, der des Nachts selbst in dem Zimmer schläft, in dem sein Schatz sich befindet. Ein muthiger Mann ist mehr werth als hundert Schlösser. Ich sage das nicht umsonst, daß der Herr Graf auf seinen Schatz schauen solle. Ich, ich weiß mehr, als ich sage. Nicht der Satan Laczi ist der größte Räuber auf dieser Welt. Hüten Sie sich!"

"Ich danke."

"Glaubt also der Herr Graf, daß nicht ich und nicht meine Kameraden es waren, die im Nachbarkastell eingebrochen sind?"

"Ich glaube es."

"Dann habe ich hier mein Geschäft beendigt."

"Noch nicht," entgegnete der Graf, während er zu einem Schrank schritt, aus diesem eine in Stroh geflochtene Flasche

und ein kleines Glas nahm, und dieses voll schenkte. „Noch fehlt der Willkomm-Trunk. Wer als Gast in mein Haus kommt, verläßt dasselbe nicht ohne diesen.“

„Richtig! Zwar war ich ein seltsamer Gast. Ich bin hereingekommen, ohne anzuklopfen. Ich habe aber auch heute ein Meisterstück gemacht. Der Herr Graf wird's schon sehen. Ich trinke Ihnen nicht zu, weil man auf meine Stimme im Himmel nicht viel giebt.“

Babel setzte sich an dem Tische nieder.

„Noch ein Wort. Nun will ich Ihnen einen Rath geben. Ich nehme in Ihrer Seele gutartige Regungen wahr. Ihr Herz ist nicht verdorben. Verlassen Sie diesen Weg, der nur“

„Der — ich weiß es — zum Galgen und zur Hölle führt.“

„Greifen Sie zu irgend einem Handwerk, ich bin gerne bereit, Ihnen bei der ersten Einrichtung an die Hand zu gehen. Ich werde Ihnen Geld borgen; Sie werden mir es zurückzahlen, wenn Ihr Geschäft gut geht. Betreten Sie den Weg der ehrlichen Arbeit. Diese ist eine gar schöne Sache.“

„Ich danke für den guten Rath, Herr Graf. Es ist aber schon zu spät. Das hätte ich mir auch selbst zu sagen gewußt, und ich hätte gerne gearbeitet und ich hätte auch das Zeug dazu gehabt. Wenn mich aber Niemand wegen meines häßlichen Gesichtes um sich leiden wollte! Seit meiner Kindheit war ich immer der Gegenstand der Verspottung und Beschimpfung gewesen. Mein Vater war ein Edelmann.

So weit ich denke, ist er immer im Kerker gefessen. Ein paarmale haben sie mich zu ihm hineingebracht. Dann rühmte er mir immer zu meinem Trost, wie gut es sei, ein Edelmann zu sein; wenn ein solcher stehle, so dürfe man ihm keine Stockstreiche aufzählen, und wenn er Jemanden umbringe, so werde er nicht aufgehängt, sondern geköpft; ich solle daher nie vergessen, daß ich Edelmann bin, und wenn's mir irgendwie schlimm ergehen würde, solle ich mich nur darauf berufen. Diese Lehre war, was er mir als sein Testament hinterließ. — Als er noch lebte, war ich schon verwaist. Mit diesem Gesicht konnte ich nichts Anderes als Schweinhirt werden, aber selbst hierzu fanden sie mich zu schlecht. Wenn irgend einem sein Schwein verwarf, so brachte er mir auf, ich hätte ihm seine Sau mit meinem schielenden Blick verdorben. So jagten sie mich auch von dort fort. Zuletzt hatte mich der Tharoser Graf in seinem Hof aufgenommen; der gab mir ein närrisches Amt. Er hatte zwei gezähmte Bären. Die mußte ich durch's Dorf spazieren führen. Die Vorderfüße der Bären waren an ihrem Halse aufgebunden, so daß sie auf den beiden Hinterfüßen gehen mußten, und ich mußte in der Mitte zwischen ihnen, sie an den Vorderfüßen haltend, gehen, als wenn ich zwei Fräulein auf die Promenade führen würde. Wenn wir dann so miteinander im Dorfe spazieren gingen, da schrien uns dann die Leute nach: da gehen die drei Bären des Tharoser Grafen! So entwöhnte ich mich von der Arbeit und gewöhnte mich daran, von aller Welt verhöhnt und verspottet zu werden. Damals hatte ich noch nicht stehlen gelernt. Die Bären

wurden unter meiner Hand dick und fett; ich erhielt für sie täglich zwei Laib Brot. Da sah ich eines Tages in einer armseligen Hütte am Ende des Dorfes eine arme Kleinhäuslerin, die sammt ihrer Tochter fast Hungers starb. Von da an begannen die Bären abzumagern. Das eine Brod stahl ich für die armen Hungernden und das that diesen sehr wohl. Der Schaffner kam aber hinter meine Dieberei und da wurde ich aus meinem Dienst und die Kleinhäuslerin aus ihrer Hütte gejagt. Die alte Frau erfror unterwegs, denn es war zur Winterszeit. Das Mädchen ist mir auf dem Halse geblieben. Wir waren unserer zwei. Wir banden uns aneinander. Die unglückliche Frau wollte dann Niemand in Dienst nehmen, weil sie mein Weib war. Ein Franciskaner, der auf's Sammeln ausgegangen war, hatte uns im Wald zusammengegeben. Der Wald wurde unsere Heimat. Der Wald giebt aber schlechte Rathschläge. Es ist gerade so, als wenn jene hohlen, alten Bäume zu dem Menschenkind sprechen würden, das sich unter sie verirrt. Selbst jetzt höre ich, was sie sagen. Ich gewöhnte mich daran, dem Andern das Seine wegzunehmen. Auch konnte ich gar nicht mehr arbeiten. Ich konnte nicht im Zimmer schlafen, Menschen grüßen, vor den Herren den Hut ziehen. Als jener Balg auf die Welt gekommen war, sagte ich der Frau: Geh' mit ihm aus dem Wald, zieh' Dich in irgend ein Dorf, schau zur Arbeit; laß nicht zu, daß ein Räuber aus ihm werde. Aber immer haben die Nachbarn ausgeschnüffelt, daß sie das Weib des Satan Laczi ist, und dann hatte sie kein Bleibens mehr, und ist sie immer wieder mir in den Wald nachge-

kommen. Und dort muß ich auch mein Ende nehmen, wo ich angefangen habe: im Walde. Ich bin schon zu nichts mehr zu brauchen. Ich könnte nicht einmal eine Furche mehr pflügen. Dort muß ich enden, bei dem allerletzten Baum, dem Baum, an den man die Menschen hängt, dem Galgen. Denn während des Statariums hängen sie auch den Sohn des Edelmanns. Und wie ich mich in irgend einem Komitate einniste, so bricht in demselben sofort das Statarium aus. Und mir gefällt das, daß sie so hinter mir drein sind. Es ist mir, als wenn man mein Herz figeln würde, wenn das Gewehr so von allen Seiten um mich her knallt. Ich sage aber nicht, daß ich zu einer Sache nicht doch noch Freude hätte, zu irgend einer großen Balgerei, wo der Mensch mitten in einen Haufen hineinspringen und um sich schlagen kann, so lange er einen Menschen erblickt. Ich wäre gern Soldat geworden; die Werbung hat mich aber nie angenommen; sie haben mich immer davongejagt, sie haben gesagt, sie wollen nicht mit mir das Regiment verschänden. — Und doch wäre ich am liebsten Soldat gewesen. — Nun aber, was nicht sein kann, das kann nicht sein. — Ich lehre in meinen Wald zurück. — Ich danke für den guten Rath und für den guten Alamazia.“ (Branntwein war damals noch etwas Neues unter dem Volke in Ungarn, die Volkssprache nannte ihn Alamazia.)

Hiermit hob der Räuber seinen Hut vom Boden auf und schritt mit wuchtigen Tritten dem Ausgang zu.

In der Thüre blieb er noch einmal stehen.

„Herr Graf! Ich weiß gar gut, daß es zwischen Räubern

und ehrlichen Leuten keine Verträge giebt. Es steht Ihnen nicht nur frei, Herr Graf, Sie haben sogar die Pflicht, mich, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist, niederzuschießen, sobald Sie mich auf's Korn nehmen können und das können Sie, sowie ich zum Kastell hinaustrete."

"Ich schieße nicht auf den, dem ich an meinem Tische zu trinken angeboten habe."

"Nun, schau, schau! Das habe ich nicht gewußt. Ich bin ein Räuber; ich weiß nicht, was unter waderen Leuten Brauch ist. Ich meinte, es werde so sein. Ich bin argwöhnisch. So will ich Ihnen also sagen, daß bei allen Ihren Gewehren das Zündloch der Pfannen mit Wachs verstopft ist; lassen Sie dieselben reinigen, Sie können mit ihnen nicht schießen."

Der Graf eilte zu seinem Gewehrschrank und überzeugte sich, daß seine sämtlichen Schußwaffen in der That unbrauchbar gemacht worden waren. Der Räuber war überaus vorsichtig gewesen und hatte sich gegen jeden Ueberfall sicher gestellt.

Als Babel sich umblickte, war der Räuber bereits verschwunden.

Er eilte mit dem Lichte nach, er durchsuchte jeden Winkel im Kastell und konnte nicht darauf kommen, wohin sein wunderbarer Gast gelangt sei. Die einzige Eingangsthür in das Kastell war verschlossen, und die eiserne Querstange war vorgelegt; auch waren sämtliche Fenster und Jalousien ganz geschlossen. Erst nach langem Suchen gerieth er auf ein verrätherisches Anzeichen, auf kothige Fuß-

spuren auf einem Fensterbrett. Hier war der Räuber eingedrungen, nachdem er die Riegel an den Jalousien und dem Fenster von Außen aufgeschraubt hatte. Zwei von den Stangen des Gitters, welches das Fenster verwahrte, waren auseinandergebogen und es grenzte an das Märchenhafte, daß ein kräftig gebauter Mann sich durch die enge Oeffnung hindurchzwängen gekonnt.

Satan Laczi hatte heute in der That ein Meisterstück vollbracht; er hatte dem Grafen praktisch bewiesen, daß der richtige Räuber von wo immer in sein Kastell eindringen kann. Jene von neulich waren keine wirklichen Räuber, sondern nur „Bernahajders“ gewesen.

Graf Bavel gab sich nicht früher zufrieden, bis er nicht den Sinn dieses seltsamen Wortes herausgebracht hatte.

Im Pariz-Papai fand er allerdings keinen Aufschluß hierüber. Er entsann sich jedoch, daß vor ein paar Jahren (im Jahre 1804) ein geniales ungarisches Werk (in lateinischer Sprache) „Hungaria in parabolis“ erschienen sei und daß dieses Aufklärung über solche außerordentliche Ausdrücke gebe. Auch er besaß dieses Buch wie jedes andere im Lande erschienene Werk. Er suchte es hervor und fand in demselben den Bernahajder.

Es hatte im Arader Komitat einen entarteten Ritterorden gegeben, dessen Mitglieder sich Georgsritter nannten, sich aber statt der Ehre Gottes und der Bekämpfung der Ungläubigen die Plünderung der Besitzer der Gegend zur Aufgabe gestellt hatten, und weil in ihren Ordens-Insignien ein Ueberwurf aus Bärenfell das charakteristische

Abzeichen war, nannte sie die schwäbische Bevölkerung, die von ihnen am meisten zu leiden hatte, „Bärenhäuter“, was der ungarische Volksmund zu dem „Pernahajder“ verdrehte. Dieses Wort bedeutet also einen nichtsnutigen Patron, der den „Räuber“ um seine Ehre bringt.

Mit dieser Lösung stellte sich alsbald ein neues Räthsel dem Grafen Babel entgegen.

Was für Leute waren aber dann jene Einbrecher gewesen?

Und noch wichtiger als diese Frage war die andere was für einen Grund Satan Laczi haben konnte, sich in das namenlose Schloß einzuschleichen, ein kühnes Wagniß zu vollbringen, nur um dem Grafen zu sagen, daß nicht er und nicht seine Kameraden, sondern daß es ganz andere Leute gewesen sind, welche neulich den Einbruch vollbrachten.

Vergebens zerbrach er sich hierüber den Kopf. Bis ihm nicht irgend Jemand die Motive der unverständlichen Geschichte auseinanderlegt, ist alles Rathen vergeblich.

* * *

Der Graf fand eine Lücke in der Erzählung des Räubers. In welchem Zusammenhange steht das Verschwinden des Weibes Satan Laczi's aus dem Kastell der Baronin mit seinem räthselhaften Erscheinen im namenlosen Schlosse?

Möglich, daß sich einst auch die Ausfüllung dieser Lücke findet.

* * *

Jetzt drehte sich Alles nur um die Frage, ob er die Baronin von dieser Entdeckung verständigen solle oder nicht? Interessirt diese doch sie am allernächsten.

Aber wie? Einen eigenhändigen Brief schreibt er nie. Marien aber kann er nicht diktiren, was sich diese Nacht im namenlosen Schlosse zugetragen hat.

(Ende des ersten Bandes.)

Im Verlage von **Otto Sanke** sind ferner folgende Werke
von **Maurus Jókai** erschienen:

Die schöne Michael.

R o m a n

von

Maurus Jókai.

3 Bde. 8. geh. 10 Mark.

Die Komödianten des Lebens.

R o m a n

von

Maurus Jókai.

5 Theile in 3 Bdn. geh. 10 Mark.

Die nur einmal lieben.

R o m a n

von

Maurus Jókai.

3 Bde. Gr. 8. geh. 12 Mark.

Das namenlose Schloß.

Roman

von

Maurus Jokai.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1879.

Verlag von Otto Sanke.



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Vierter Theil (Schluß).	
4. Kapitel	1
Fünfter Theil: Ange Barthelmy.	
1. Kapitel	15
2. "	30
3. "	39
4. "	73
5. "	78
6. "	89
Sechster Theil: Der Tod im Hause.	
1. Kapitel	108
2. "	118
Siebenter Theil: Neues Leben im Hause.	
1. Kapitel	130
2. "	141
3. "	157
4. "	161
5. "	172
6. "	178
7. "	183

Viertes Kapitel.

Am Nachmittage des andern Tages trat Henry beim Grafen ein, um zu melden, daß ein närrischer Mensch hier sei, der um jeden Preis mit dem Grafen sprechen wolle. Er sage, daß er eine solche Kanone erfunden habe, mit der man unbedingt fünfhundert Menschen über den Haufen schießen könne. Er habe ihn nicht in Ruhe gelassen; sondern fort und fort verlangt, Henry solle nur melden, Meister Mathias sei hier.

„Ja, ich habe ihn hieher bestellt,“ antwortete der Graf. „Bringen Sie ihn zu mir herauf.“

Henry schüttelte gewaltig den Kopf, der nicht zu fassen vermochte, was ein so gescheidter Mann, wie sein Herr, und ein so verrückter Mensch, wie der Besucher, miteinander zu thun haben könnten.

Er brachte den Mann.

Es war eine originelle Erscheinung. Er trug ein Kleidungsstück, wie es unter sämtlichen Völkern auf der ganzen Erdenrunde Niemand trägt. Sein Rock war nach Belieben in eine Jacke oder in einen Mantel zu verwandeln. Wenn

er wollte, hatte das Kleid Ärmel, und wenn er anders wollte, hatte es keine. Selbst seine Beschuhung war seine eigene Erfindung, und kein Schuster hätte solches zuwege gebracht. Seinen Vollbart hatte er wild wachsen lassen; dagegen war sein Schnurrbart abrasirt und auch das Kopfs haar bis an die Haut abgeschnitten. Jede Linie des mageren Gesichts war beweglich, und stets drückte dieses eine Stimmung aus, die nichts mit dem zu thun hatte, von dem er sprach; es war zornig, scherzhaft, staunend, ohne daß irgend ein Grund hierzu vorhanden gewesen wäre. Dann hatte er einen kurzen Bleistift bei sich; diesen steckte er inmitten seiner Rede in den Mund und illustrierte mit ihm blitzschnell was er gesagt hatte, indem er mit ihm in seine Handfläche zeichnete.

„Sie sind gerade recht gekommen, Meister Mathias,“ sagte der Graf.

„Gewiß, gewiß! Wäre ich nur nicht zur Schlacht von Marengo zu spät gekommen!“ seufzte der merkwürdige Mann, worüber Henry leise zu lächeln begann.

„Daran läßt sich nichts mehr ändern, Meister Mathias! die ist nun einmal verloren,“ beruhigte ihn der Graf. „Bei mir aber gäbe es eine Arbeit, die rasch fertig gemacht werden sollte, und die ich gerne Ihnen anvertrauen möchte. Kommen Sie mit mir, ich werde sie Ihnen erklären.“

Meister Mathias war insofern rechtzeitig gekommen, als sich Marie gerade aufgemacht hatte, um in den Garten zu gehen, wo sie eine Stunde zu verbringen pflegte; während dieser Zeit konnte Ludwig den Tausendkünstler in das Zimmer

des Mädchens hinüberführen und ihm dort erklären, was er hier ausgeführt haben wolle.

Meister Matyas horchte aufmerksam auf die Rede des Grafen und maß während derselben mit dem hervorgeholten Zollstab die nöthigen Längen und Breiten aus, und nachdem er alles wohl begriffen, sagte er mit dem Ausdruck feierlichen Staunens im Gesicht:

„Ja! Warum ist aber die Schlacht von Marengo verloren gegangen? Darum, weil der General Gvozdanovicz nicht so viel Talent hatte, um, als die Reiterei Napoleon's jene große Attaque auf seine Batterie machte, in jener langen Allee drei Mann auf jeden Baum klettern zu lassen, von denen zwei die Gewehre geladen und der Dritte fort und fort gefeuert hätte. Die französischen Reiter hätten ihnen nicht nachklettern können, und Alle wären dort auf dem Platz geblieben. Der General hätte commandiren sollen: Halbes Bataillon, halb links, Baum hinauf, Marsch!“

Das aber konnte Henry nicht mehr aushalten, ohne sich gegen die Mauer zu lehnen und seiner Lachlust ein Bißchen Luft zu machen.

„Das ist richtig, Meister Matyas,“ sagte der Graf sanft. „Ich möchte aber doch gerne wissen, ob Sie im Stande sind, das, was ich von Ihnen verlange, vollständig herzustellen.“

Meister Matyas machte ein trauriges Gesicht, und doch war das, was er sagte, keineswegs traurig.

„Wenn ich sogar das zuwege bringen kann, belieben zu wissen, daß ich diesen . . . Napoleon, wenn er noch einmal

über uns kommt, so fest binde, daß er sich mit sammt seiner Armee nicht rühren und nicht muſſen kann! Ich habe eine tragbare Schanze erfunden, aus Eisenblech; die trägt jeder Mann mit sich; wenn der Feind kommt, stellt er sie vor sich nieder; in derselben befindet sich eine Spalte, die gerade nur so groß ist, daß er sein Gewehr durchstecken kann; ihm kann keine Kugel schaden, er aber kann den ganzen Feind zusammenschießen. Das wird wie eine Festung sein, die man hin und her tragen kann. Dann heißt es für den ganzen Napoleon: Halt wer da! Bei Fuß!"

Henry plagten beinahe beide Baden vor Anstrengung, sein Gelächter zu unterdrücken, der Graf blickte ihn zornig an.

"Ich bin überzeugt, daß es so sein wird," entgegnete der Graf zustimmend. "Bei meinem Strategem besteht aber die Hauptsache doch darin, daß es in keiner Weise von Außen geöffnet werden könne."

Meister Mathias bemühte sich, sehr grimmig drein zu schauen.

"O Du mein Herr und Gott! Wer hat denn also die magnetischen Kugeln erfunden? War's nicht ich gewesen? Daß man die Kugeln statt aus Blei aus magnetischem Eisen machen müsse! Mit diesen trifft jeder Schuß seinen Mann! Und damit ist's noch nicht aus! Wir müssen Windbüchsen-Regimenter aufstellen. Die Windbüchse knallt nicht. Dann greifen wir diese . . . Franzosen des Nachts an, damit Napoleon, wenn er wach wird, sieht, daß seine ganze

Armee umgebracht worden ist, ohne daß er auch nur einen Laut hörte."

Henry begann zu staunen; das Nachen verging ihm.

"Ich gebe mich mit Ihren Ansichten zufrieden, Meister Mathas," erwiderte der Graf. "Verstehen Sie mich aber nur recht, dieses mein Kunstwerk muß so gemacht sein, daß derjenige, der sich innerhalb des abgeschlossenen Raumes befindet, genug Licht und Luft erhalte, und doch selbst unzugänglich und unsichtbar sei."

Auf dem Gesicht des Meisters Mathas wurde der Ausdruck des Zweifels sichtbar. Und doch beruhte im Gegentheil das, was er nun sagte, auf ganz positiver Unterlage.

"Und wissen denn Euer Gnaden, wozu die Gummi-Elastikum-Stiefel sind? Wenn unsere Soldaten die französischen Schanzen stürmen, dann binden sie sich große Stücke Gummi-Elastikum an die Sohlen. Wenn sie dann an den Graben kommen, springen sie rasch in den Graben hinein; das Gummi-Elastikum schnellst sie dann ebenso hoch in die Höhe und so kommen sie in einem Satz auf die Schanze des Feindes."

Henry stopfte sich das Taschentuch in den Mund, daß sein Gesicht in Folge der erstickten Heiterkeit roth und blau wurde.

"Das Alles glaube ich," sagte der Graf im Tone der Zustimmung. "Möchten Sie mir aber nicht eine kleine Zeichnung zur vorläufigen Ansicht anfertigen?"

"Oh!" Meister Mathas trug sein Skizzenbüchlein in der Tasche, in dem er die ihm übertragene Arbeit mit sachkundiger

Hand entwarf; vor Allem aber mußte der Graf (wenn schon die Reihe an Bleistift und Papier kam) die Bekanntschaft jener seltsamen Kanone machen, welche fünfhundert Mann auf einmal vom Schlachtfelde wegsegt.

„Denn das ist so: Zwei Kanonenrohre sind aneinander geschweißt in einem Winkel von zehn Graden, so daß sie eine gemeinsame Pulverkammer haben, ihre Mündungen aber auseinandergehen. In diese werden zwei Kugeln gethan, die mittels einer langen Kette miteinander verbunden sind. Wenn dann die Kanone abgefeuert wird, fliegen die Kugeln auseinander, strecken so die Kette aus, und diese mäht dann allen Feinden, die sie erwischt, die Köpfe ab. Feuer! Bumm, Kopf ab!“

Das aber vermochte Henry schon nicht mehr zu ertragen, er mußte zum Zimmer hinauslaufen. Das war selbst ihm zu viel.

Ludwig jedoch war mit Meister Mathias vollständig zufrieden. Er hatte einen Menschen gefunden, der sein Geschäft vollkommen versteht, immer aber über die Geschäfte der kommandirenden Generale spricht und das, was rings um ihn vorgeht, weder hört noch sieht, und es nicht der Mühe werth findet, davon Notiz zu nehmen, oder darüber zu reden; einen solchen Menschen hatte er gebraucht.

Meister Mathias arbeitete durch zwei Wochen im namenlosen Schloß; während dieser Zeit lernte Henry, der mit ihm sein Zimmer theilte, soviel von der Strategie, daß ihm vor lauter Lachen die Weichen schmerzten; das aber, daß Meister Mathias irgend Jemandem im Dorfe erzählt hätte, was er

im namenlosen Schloß arbeitet, das hat sich nicht ereignet. In seiner Gesellschaft konnte man nur Napoleon siegreiche Schlachten liefern.

„Herr Graf,“ sagte Henry, als die Arbeit zu Ende ging. „Wenn ich den Meister Matyas mit seinen glorreichen Kriegen gegen Napoleon anhöre, so werde ich selbst noch so ein Narr, wie er ist.“

Ludwig Babel antwortete hierauf:

„Du bist es schon lange, mein Lieber! — Sammt meiner!“

Das geplante Meisterwerk gelang aber vollständig.

Meister Matyas stellte dasselbe vorerst in der Werkstätte, die in einem ebenerdigen Zimmer des Kastells improvisirt war, zusammen und präsentirte es dem Grafen erst, als es fertig war. Babel war mit demselben zufrieden.

Eine wichtigere Frage als diese war jedoch, wie Marie mit demselben zufrieden sein werde?

Wie das Mädchen mit dem Gedanken zu versöhnen sein werde, allnächtlich so eingeschlossen zu werden, wie die Schätze des „grünen Gewölbes“ in Dresden, da ihr der wirkliche Grund doch nicht bekannt gegeben werden konnte.

Ludwig machte sich einen Plan zurecht.

Nicht lange darauf kam das Geburtstagsfest, schon der sechzehnte Jahrestag.

Die Schönheit des Mädchens hatte sich in voller Pracht jungfräulichen Liebreizes entfaltet; die kindliche Naivetät hatte bei ihr gefühlreiche Träumerei abgelöst. Ihr ganzes Wesen hatte bereits die Sonnenwende der Jungfräulichkeit

passirt, wo die überempfindsame Züchtigkeit an die Stelle sorglosen Muthwillens tritt. Die strahlenden Augen bewölkte trübe Schwermuth, und die Lippen mußten auch schon Kummer auszudrücken.

Ludwig war auch an diesem Tag, wie er es zu thun pflegte, gratuliren gekommen. Das Mädchen aber trug ihm keinen Wunsch vor; an diesem Tage, mit welchem das Privilegium des Duzens und der Erfüllung kindlicher Wünsche verbunden war. Nur das Duzen war geblieben.

Während des Speisens und nach Tisch brachten sie längere Zeit mit einander zu. Ludwig hielt Marien absichtlich im Lesezimmer zurück. Meister Mathas hatte indeß Gelegenheit, sein fertiges Meisterstück in Mariens Schlafzimmer aufzustellen.

Dieses Kunstwerk war ein seltsamer Rollvorhang aus schmalen Stahlstäben, die derart aneinandergefügt waren, daß Licht und Luft zwischen ihnen durchdringen konnten. Dieser jalousteenartige Vorhang füllte vollständig den Raum zwischen den zwei Marmorsäulen aus, welche das Gewölbe der Nische trugen, in welcher sich die Lagerstätte des Mädchens befand. Wenn man eine Schnur anzog, rollte der Metallvorhang nieder; sobald dessen unterer Saum die Diele berührte, drückten zwei Federn ihn von beiden Seiten dergestalt nieder, daß man ihn von außen weder öffnen noch erbrechen konnte. Wenn man dann wieder auf einen am Boden angebrachten Knopf drückte, rollte der Vorhang von selbst in die Höhe.

Nur, daß dies das Mädchen erschrecken wird. Sie wird

fragen: Stellt man denn meinem Leben nach, während ich schlafe?

Man muß daher vorsichtig zu Werke gehen, um sie damit zu befreunden.

„Hast Du denn in diesem Jahre keinen Wunsch, liebe Marie?“ fragte sie Ludwig nach dem Geburtstagsdiner, bei welchem die von der Köchin gar prachtvoll angefertigte Torte unberührt geblieben war. Und doch stand auf derselben sogar Mariens Name aus Zuckerblumen geformt. Sie wollte auch nicht eine derselben zerbrechen. Die Torte wird schon unter die fernen Günstlinge Mariens, unter die kleinen Mädchen aus dem Dorfe, vertheilt werden, die an diesem Tage vor das Thor kommen, dort einen Rundtanz aufführen, singen und Blumen in den Hof werfen.

Das Mädchen antwortete schwermüthig:

„Ich hätte wol einen, lieber Ludwig! ich habe etwas verloren; Du aber kannst mir es nicht zurückgeben.“

„Und was ist das, was Du verloren hast, Marie? Sag's, ich bitte Dich!“

„Meinen Schlaf.“

„Deinen Schlaf.“

„Ja, diesen; meinen guten alten Schlaf. Und statt seiner kannst Du mir keinen neuen weder aus Wien noch aus Paris bringen lassen. Früher war ich eine so gute Schläferin, daß ich im Bette mein Gebet kaum zu Ende beten konnte, und wenn ich mich mit dem Amen nicht beeilte, befand ich mich, als an dieses die Reihe kam, schon in einer andern Welt. Und wenn ich manchmal des Nachts wach

wurde und hörte, wie die Uhr zum Schlagen ausholte, dann bat ich sie, sie möge ja nicht eine vorgerückte Stunde schlagen; der Morgen möge noch recht fern sein. An der Finsterniß hatte ich meine große Freude und es kam mir nicht in den Sinn, daß in der Finsterniß etwas sein könne, vor dem man sich fürchten müsse. Ich hatte stets bei offener Thür geschlafen. — Seitdem ich aber bei geschlossener Thüre schlafe, bin ich manchmal noch um Mitternacht wach. Irgend ein unerklärliches Grauen ergreift mich, daß mir die Augen offen hält, wenn ich so ganz allein bin, Stille um mich her entsteht, und selbst meine Thierchen schlafen. Mir ist's, als wenn in der großen Stille sich Jemand hinter meinem Rücken schleichend nahen, mir über die Achsel blicken würde. Ich bilde mir ein, daß in jedem Winkel, hinter jedem Möbel Gespenster oder Menschen sich versteckt haben die nun dort hocken, und ich wage es nicht, hinzugehen, um nachzuschauen. Und wenn ich mich niederlege und das Licht auslösche, dann ist's mir, als wäre ich in einer Gruft, in der tiefen Stille lebendig begraben. Wenn ich aber irgend einen Ton höre, dann beginnt mein Herz rasch zu schlagen; ich rathe hin und her, was das gewesen sein könne. Wenn der Wind an meinem Fenster rüttelt, so glaube ich, man wolle bei mir einbrechen; es seien jene bösen Menschen, die mich einst verfolgt haben und ich möchte vor ihnen davonlaufen. Dann ziehe ich die Decke über den Kopf, um nichts zu sehen und nichts zu hören; und wenn ich so einschlafe, habe ich so böse Träume, daß ich froh bin, wenn ich wieder erwache. Dann aber rechte ich mit der Uhr, warum sie nicht

mehr schlägt. Ich möchte, der Morgen solle schon kommen. Und bis es Tag wird, gehen tausenderlei Gedanken kunterbunt durch mein Gehirn. Und mancher thut so weh, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich fühle etwas, das endlos und sinnverwirrend ist."

Ludwig nahm sanft Mariens Hand in die seine.

"Wenn ich Dir aber doch Deinen verlorenen Schlaf zurückgeben könnte? Wenn ich wie vorher wieder dort wäre, auf jener Ottomane, die Du zurecht gerichtet hast?"

Das Mädchen blickte ihm in die Augen, voll, bis in die Seele hinein. Wußte sie vielleicht schon etwas? Oder war nur jene wunderbare Divinationskraft, die den Frauen gegeben ist, auf daß sie in die Geheimnisse der Seele dringen können, bei ihr schon in ihrem sechszehnten Jahre so entwickelt, daß sie ahnte, was sie nicht wußte?

Mit mildem Ernst entgegnete sie:

"Nein lieber Ludwig, das ist unmöglich."

"Und wenn ich etwas ersonnen hätte, das es möglich macht?"

Das Gesicht des Mädchens erbleichte. An was dachte sie jetzt?

Ludwig ließ sie nicht im Zweifel.

"Komme in Dein Zimmer hinüber und besichtige es."

Marie legte ihre kleine Porzellanhand auf den Arm des Mannes und ging mit diesem auf ihr Zimmer.

Ludwig führte sie in die Nische, er selbst blieb außerhalb derselben.

"Ziehe jene Schnur oberhalb Deines Bettes an."

In demselben Augenblick, als Marie dies that, rollte der hinter der Mauer versteckte Vorhang herab und schloß sie ein.

Das Mädchen rief überrascht dem Außenstehenden zu:

„So bin ich jetzt eingeschlossen?“

„Ja. Und Niemand kann von Außen den Metallvorhang beseitigen. Wenn Du aber mit Deinem Fuß auf den Messingknopf drückst, den Du am Fuße der Säule blinken sehen kannst, dann bist Du wieder frei.“

Im nächsten Augenblick rollte die Schöpfung des Tausendkünstlers wieder in die Höhe.

Das Mädchen war tief erstaunt.

„Dann leistet die Wundermaschinerie noch ein zweites Kunststück,“ erklärte Ludwig. „Dieselbe Schnur, die, wenn angezogen, den Vorhang herabläßt, giebt in meinem Arbeitszimmer ein Zeichen mit einer Glocke; dann nehme ich meine Bücher und Schriften, übersiedele in dieses Zimmer und setze hier meine Arbeiten fort, was Dich nicht stören wird. In jenen Alkoven dringt durch den Vorhang nur so viel Licht, daß es nicht finster um Dich sei. Du wirfst Dich dann nicht mehr fürchten, und Deinen Schlaf wieder finden.“

Diesmal küßte sie ihn nicht mehr für das Geburtstagsangebinde. Sie reichte ihm jedoch beide Hände hin, und drückte mit diesen jene des jungen Mannes so warm, so fest, daß dies mehr als alle Worte, als alle Küsse sagte.

„Wie viel mußt Du wohl grübeln und denken, bis Du dies ausgedacht hast!“ flüsterte sie in innigem Tone.

„Nicht wahr, Du bist damit zufrieden?“

„Sehr! So wird es ganz gut sein!“

„Armes Kind!“ Man hat ihr die bittere Medizin ein klein wenig verzuckert und sie sagt darauf, so sei es recht.

Abends konnte sie es kaum erwarten, einen Versuch mit der Wundermaschine zu machen. Sie griff nicht nach ihren Karten, um mit sich allein zu spielen; schon um zehn Uhr ging sie zu Bette. — In demselben Augenblick, als der Metallvorhang in dieses einschnappte, waren Ludwig's dumpfe Schritte auf dem Korridor zu hören. Er kam bereitwilligst, in der einen Hand trug er den zweiarmigen Leuchter, in der anderen das Pistolenfutteral und das Tintenzeug, unter dem Arm Bücher und Papier und quer im Munde die Schreibfeder, und hiemit ließ er sich auf dem gewohnten Kanapée nieder, und setzte an dem weißen Tischchen seine Arbeit fort.

Das Mädchen wäre kein Mädchen gewesen, wenn es nicht durch den Metallvorhang hindurch lange Zeit seinen wunderbaren Beschützer betrachtet hätte. Diesen prächtigen Studientopf, der auf die Handfläche gestützt, sich über das stumme Buch beugt, während sich auch nicht ein Zug in ihm bewegt. Als wenn die Wölbungen dieser Stirne, die vorspringenden Winkel der Augenbrauen, die Nase von klassischem Schnitte, die Lippen und das Kinn eines Achilles, als wenn dies Alles aus Bronze gegossen wäre. Ein wahrer Held, ein Held, der mit den mächtigsten Dämonen der Erde, mit den menschlichen Leidenschaften kämpft — und siegt.

Und das Mädchen hatte von diesem Tage an wieder gefunden, was sie verloren: ihren alten guten Schlaf. Nun verfolgte sie weder Gespensterfurcht noch Herzklopfen mehr. Auch jenes Gefühl der Endlosigkeit lehrte nicht wieder.

Der gute alte Schlaf war aber einst auch zeitlich gekommen, er hatte nicht auf sich warten lassen. Marie versuchte am nächsten Tag, ob Ludwig es hören werde, wenn sie etwa um eine halbe Stunde früher das Zeichen giebt.

Er hörte es. Er kam auch um halb zehn Uhr. Und dann trieb das Mädchen (so sind die verwöhnten Kinder!) den Versuch bis zum Mißbrauch. Sie gab das Zeichen um neun Uhr, um halb neun Uhr, endlich sogar um acht Uhr. Sie ging mit den Vögeln zur Ruhe, nur um ihn um so früher in ihrem Zimmer zu wissen. Er aber kam stets in demselben Augenblick, in welchem das Zeichen ihn rief.

Das Mädchen dachte dann bei sich:

„Er liebt mich. Er liebt mich sehr; wie der Fakir seinen Brahma, wie der Perser seinen Hossein, wie der Karthäuser seine allerseeligste Jungfrau — so liebt er mich.“

Fünfter Theil.

Ange Barthelmy.

Erstes Kapitel.

Marie war somit gegen jede romantische Gewaltthat ausgiebig geschützt. Bezüglich ihrer konnte Ludwig Bavel vollständig beruhigt sein. Der Rath Satan Laczi's hatte sich glänzend bewährt. Was sollte aber mit der Baronin Landsknecht'schild geschehen? Für sie bestand die Gefahr noch immer.

Ludwig Bavel hatte sich, als ein aus dem Ausland eingewanderter Neu-Ungar, von dem Räuberleben in Ungarn ein ganzes System erdacht, seit man in dem Kastell eingebrochen, insbesondere aber, seit der merkwürdige Räuber jenen seltsamen Besuch des Nachts im namenlosen Schloß abgestattet hatte. Nach dessen Rede war Ludwig geneigt, zu glauben, daß es in Ungarn zweierlei Räuber giebt, romantische mit demokratischen Neigungen, wie es die Highwaymänner und Raubritter, wie es die Drone's in England

waren. Zu den Ersteren zählte Satan Laczi, unter den Letzteren stellte er sich die „Bärenhäuter“ vor; was ein arger Irrthum von seiner Seite war. Herumstreichende Betbaren, Roßdiebe, „szegény legények“, die sogenannten armen Burschen, die sich auf der Puszta herumtreiben, hat es zwischen der Donau und der Theiß stets gegeben, wie es ähnliche Feinde der Gesellschaft in London Paris, Wien, Berlin giebt, die zu nehmen lieben, was dem Andern gehört, und stets auf feindlichem Fuße mit den Behörden leben; nur daß die Räuber in diesen Städten in den Verstecken der Häuserlabyrinth, jene in Ungarn aber in den Wäldern haufen, und daß der patriarchalische Apparat, den man Administration nennt, bisher noch immer ausgereicht hat, um diese unschädlich zu machen; die letzten Räuber, welche die Panduren erst im letzt verflossenen Jahre selbst bis nach Slavonien gejagt haben, waren, wie wir glauben, wahrscheinlich nicht die allerletzten; sie sind aber in diesem Jahrhundert nur mehr eine seltene Specialität, wie die Bären. Demjenigen, der an derlei sein Vergnügen findet, kann man in Ungarn noch ab und zu mit einem Exemplare dienen; das Räuberleben in Ungarn ist aber kein Roman mehr, es ist nur ein Genrebild; zur historischen Bedeutung, wie in Italien und Griechenland hatte dasselbe es nie gebracht. — Was aber die ritterlichen Bärenhäuter betrifft so wurde sogar deren Burg schon längst noch im siebzehnten Jahrhundert vom Grunde aus zerstört; mit ihnen können wir nicht mehr aufwarten.

Graf Babel war gleichwohl geneigt, das wörtlich zu

nehmen, was er in den Büchern gelesen, und er zerbrach sich ernstlich den Kopf darüber, wie er seine merkwürdige Entdeckung seiner Nachbarin zu wissen geben könne, nachdem die Gefahr unmittelbar auch sie bedrohe.

Eigenhändig konnte er ihr nicht schreiben. Eine seiner Vorsichtsmaßregeln bestand darin, Niemandem seine Handschrift auszufolgen. Auch diese kann zum Verräther werden. Bisher hatte er seine Briefe regelmäßig Marien diktirt. In diesem Falle war die bisher befolgte Art des Correspondenz unmöglich. Marie darf nichts von dem nächtlichen Besuch des Räubers im namenlosen Schlosse, noch weniger aber von dem Besuche Ludwig's im benachbarten Kastell wissen.

Was sollte er also thun, um die Baronin vor der Gefahr zu bewahren, die über ihrem Haupte schwebt? Soll er selbst hingehen, um ihr mündlich zu erzählen, was er in Erfahrung gebracht?

Das gütige Geschick half selbst Ludwig Babel auf's Schönste aus der Klemme. Eines Abends lodte ihn Trompetengeschmetter an's Fenster; als er hinausblidte, sah er eine starke Abtheilung Kavallerie auf der Landstraße heranzumarschiren. Es waren Dragoner, wie dieß ihre glänzenden Helme anzeigten; daß es nicht Kürassiere waren, war aus dem leichten Schlag ihrer Pferde zu ersehen.

Als die Truppe zum Dorfe gelangt war, begann die Regimentsmusik einen herrlichen Mazurmarsch zu spielen, und unter dessen Klängen hielten die Reiter ihren feierlichen Einzug.

Ludwig konnte durch sein Fernrohr sehen, wie die Soldaten Haus um Haus bei den Bauern einquartiert wurden. Abends klang das Hämmern auf den kleinen Signaltafeln bereits aus dem Orte herüber, und um neun Uhr verkündigten die Klänge der Retraite in alle vier Weltgegenden hinaus, daß die Tapferen ihr Haupt zur verdienten Ruhe legen.

An diesem Abend konnte er auch das sehen, daß die Fenster auch in jenem Flügel des Nachbarkastells beleuchtet waren, der bisher regelmäßig finster geblieben war. Dort hat sich wahrscheinlich der Regiments-Kommandant selbst einquartiert, wie sich's auch gebührt; der Wachtposten mit dem Karabiner unter dem Thore machte zudem diese Voraussetzung als unzweifelhaft richtig erscheinen.

Nun konnte Graf Bavel schon vollkommen beruhigt darüber sein, daß die Räuber nicht in das Kastell der Baronin einbrechen werden; sie sind gescheit genug, um sich nicht dort herumzutreiben, wo Kavallerie sich einquartiert hat.

Und hiermit war gleichzeitig auch eine andere Gefahr geschwunden.

Diese Gefahr bestand allem Anschein nach darin, daß zuguterlekt die Baronin Katharina in das namenlose Schloß einbricht, und dem Herren des Schlosses das raubt, was dann Satan Laczi nicht so leicht wieder zurückstehlen könnte: sein Herz.

Auch diese Gefahr war durch die Einquartierung des schönen Dragoner-Regiments beseitigt. Ludwig kümmerte sich fortan nicht weiter um das Kastell. Er war überzeugt, daß

es dort genug stattliche Reiterzmänner giebt, welche die Herrin angenehm unterhalten, so daß sie nicht weiter auf seine langweiligen Philosopheme wartet.

Abends konnte er die außerlesensten Musikstücke hören, welche die vor dem Altan aufgestellte Musikkapelle executirte, und manchmal auch die Tanzmusik, welche bis spät in die Nacht hinein aus den geöffneten Fenstern des Kastells drang. Man unterhielt sich dort vortrefflich. Man that recht.

Was ging Alles dies ihn an?

In dieser Hinsicht ging es ihn aber doch an; die Soldaten marschirten täglich zu ihren Uebungen auf demselben Weg, auf welchem er seine regelmäßigen Spazierfahrten machte; um nun nicht mit ihnen zusammenzutreffen, verlegte er die Ausfahrtszeit auf die Mittagsstunde, in welcher die Soldaten ihr Mal einnahmen.

Auch begegneten sie einander niemals wieder.

Daß Militair-Einquartierung auch in sein Haus gelegt werde, hatte er nicht zu befürchten; auf das Thor des namenlosen Schlosses war ein großer zweiköpfiger Adler gemalt, auf dessen Brustschild das ungarische Adelswappen prangte; die Schnäbel der beiden Köpfe aber waren dazu verwendet worden, ein breites Band auseinanderzuziehen, welches die Inschrift trug: „*Salvia guardia*“. Nun erfuhr der Graf, wozu die Dekoration gut sei. Sie bedeutete, daß sich hier ein adliger Besitz befinde, der mit derlei Privilegien ausgestattet ist: es darf daselbst Wein geschänkt

werden, es dürfen allda Juden wohnen, und es darf da kein Soldat einquartiert werden.

Einige Tage nach dem Einrücken der Truppen machte der Regiments-Kommandeur einen Besuch im namenlosen Schloß, wie es sich für einen Cavalier ziemt, der die Gebräuche der guten Gesellschaft kennt. Dort erhielt er vom Kammerdiener die Versicherung, daß der Graf nicht zu Hause sei.

Hierauf übergab der Offizier seine Visitenkarte, welche Henry dem Grafen hinaustrug, der, wie bekannt, immer zu Hause war.

Ludwig las auf der Karte:

„Comte Leon Barthelmy, k. k. Kavallerie-Oberst.“

Er sann darüber nach, wo er diesen Namen je gehört oder etwas über ihn gelesen habe? Es fiel ihm aber durchaus nicht ein.

Er beruhigte sich damit, daß sie einander nichts angehen, und daß der Versuch, eine Visite im namenlosen Schloß zu machen, nichts Anderes als das übliche Anpochen, das die Höflichkeit mit sich bringt, gewesen sein konnte. Der Cavalier, der in diese Gegend gekommen, macht eben der Reihe nach seine Besuche bei den Herrschaften, die ringsum wohnen.

Es schickt sich jedoch den Besuch zurückzugeben. — Auch hierfür fand Babel die geeignetste Art. Von seinem Observatorium aus erkundschafte er die Zeit, zu welcher der Oberst das Kastell verließ, um sich auf die Reitschule zu begeben; in dieser Zeit machte er sich auf, den Gegenbesuch

abzustatten; er fand den Obersten nicht zu Hause und ließ seine Karte beim Portier zurück.

Er glaubte, daß sie hiermit ausgeglichen seien.

Am andern Tag jedoch ritt der Oberst abermals zum namenlosen Schloß hinüber, und erneuerte den mißglückten Besuch; dieser gelang aber auch diesmal nicht. Henry erklärte, daß sein Herr arbeite; daß er sich eingeschlossen habe, und daß man in einem solchen Falle nicht zu ihm gelangen könne. Leon Barthelmy gab wieder seine Karte ab, nahm sich aber gleichzeitig vor, daß er den ganzen Tag hindurch zu Hause bleiben und auf den Gegenbesuch warten werde; diesen nicht binnen vierundzwanzig Stunden abzustatten, wäre zwischen Nachbarn und auf der Durchreise Befindlichen eine arge Grobheit gewesen.

Biß er aber vom namenlosen Schloß zum Kastell zurückgeritten war, fand er bereits beim Portier die Karte Babel's als Erwiderung auf die seine. Er staunte nicht wenig darüber, wie ihm dieser zuvorgekommen sein konnte. Man erklärte ihm jedoch, daß der Graf mittels eines Rahns aus dem namenlosen Schloß herübergekommen und auch so wieder zurückgekehrt sei, und daß dieser Weg viermal kürzer sei, als wenn man die Bucht umreitet.

Der Oberst wollte aber auch dies nicht begreifen. Er wollte beweisen, welch ein hartnäckiger, verstockter Verehrer des Bewohners des namenlosen Schlosses er sei, und er machte am nächsten Tag um acht Uhr Abends seine Aufwartung. Diesmal erhielt er von Henry die Antwort, daß der Herr zu Bett gegangen sei.

„Ist er etwa krank?“

„Nein, dieß ist seine gewöhnliche Stunde.“

„Wie kann man sich denn aber um acht Uhr Abends niederlegen?“

Und wieder ließ er seine Visitenkarte zurück.

Diesen Besuch gab dann Babel dem Obersten am andern Tag um drei Uhr Morgens zurück.

Um diese Zeit schlief natürlich noch Alles im Kastell. Nur die Schildwache rief den Besucher an: „Halt, wer da?“ Und als sie vernommen hatte, daß derjenige, der sich da nähert, „gut Freund“ ist, hindert sie ihn nicht daran, den Portier aus dem Schlaf aufzustören. Dieser steckte seinen struppigen Kopf, befiedert, wie dieser es vom Bette war, zur Thüre hinaus und fragte erstaunt den Grafen, was er befehle.

„Ist der Herr Oberst zu Hause?“ fragte der Graf.

„Zu dienen. Er ist aber im Bette.“

„Ist er etwa krank?“

„Nein; aber um diese Zeit pflegt er noch zu schlafen.“

„Wie kann man denn aber um drei Uhr Morgens noch im Bette sein?“

Hiermit bog der Graf die Ecke seiner Visitenkarte sorgsam ein und übergab diese dem Portier.

Das hat aber der Oberst endlich doch verstanden, oder hatte ihn vielleicht die Herrin des Kastells darüber aufgeklärt, daß der Bewohner des benachbarten Kastells ein gar eigenthümlicher Sonderling, ein Mensch sei, der nur für sich lebt und keine Bekanntschaften machen will; von diesem Tag ließ

jeder neue Gast des Dorfes das namenlose Schloß in Ruhe.

Die Herren k. k. Offiziere waren jedoch sehr angenehme Gesellschafter. Als solche waren sie von längster Zeit her bekannt. Insbesondere befanden sich zu jener Zeit unter den Kavallerie-Offizieren viele aus Frankreich emigrierte Kavaliere, deren feine, elegante Manieren auf ihre ganze Umgebung zurückwirkten. Auch Vicomte Leon Barthelmy gehörte zu diesen. Er war ein tapferer Soldat und dabei ein lustiger Kamerad und ein freigebiger Herr. Er erhielt die Regimentskapelle aus seinem eigenen Säckel; er belohnte seine Soldaten für tapfere Thaten mit klingenden Thalern, und er hat schon öfter als einmal den einen oder andern armen Oberlieutenant, der in's Gedränge gerathen war, aus den Krallen der Manichäer befreit.

Und den Damen gegenüber trat er nicht minder wie auf dem Schlachtfeld als Eroberer auf. Seit den drei Jahren, während denen er in der k. k. Armee diente, war er in gar vielen großen und kleinen Städten gelegen und überall hatte er thränenvolle Augen zurückgelassen.

Das mußte ihm selbst der Feind zugestehen, daß er unwiderrstehlich war; hierunter sind nicht die Franzosen, obwohl er auch diesen wiederholt Beweise seiner Bravour gegeben, sondern das „Civil“ verstanden. Denn dieses hat von Bornherein einen gewissen Widerwillen gegen den Wettkampf, bei welchem regelmäßig das „zweifarbige Tuch“

Sieger bleibt. (So nennen wir Civilisten unter uns die Herren mit den Aufschlägen.)

Es gehörte zur Moral der Mädchen aus der Bürgerklasse, den Umgang mit Offizieren zu perhorresciren, was seine sehr berechtigte Erklärung darin fand, daß zur Heirath eines Offiziers eine Caution erforderlich, und daß diese selbst für den allergeringsten Unterlieutenant auf fünftausend Gulden, drei Silberzwanziger auf einen Gulden gerechnet, festgestellt war, die dann höher und höher stieg. Wo man also die Caution nicht überflüssig hatte, war auch die Cautel nicht überflüssig. Die Gesellschaft der Offiziere empfahl sich nur für die Reichen.

Das mußte übrigens Jedermann von dem Obersten Barthelmy, daß dieser eine Frau habe, aber weder mit ihr lebe, noch von ihr getrennt sei. Dies war kein Geheimniß. Zartfühlende Herzen riskirten nicht, sich einer ernstern Gefahr auszusetzen, da sie im Voraus davon unterrichtet waren, daß die kanonischen Gesetze der Kirche sich jedem innigeren Verhältnisse entgegenstellen.

Insbefondere braucht uns um eine so kluge Frau, wie die Baronin Katharina Landsknechtsschild, nicht bange zu sein. Sie ist sehr vorsichtig und besitzt sehr feste Grundsätze. Das mußte selbst Oberst Barthelmy nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Kastell vor seinen Freunden erklären, daß die Baronesse feste Grundsätze habe. Ueber eine gewisse Grenze hinaus gestattete sie keine Annäherung.

Hierüber entspann sich dann eine gewaltige akademische Disputation zwischen den Sachverständigen. Warum hat

die schöne Baronin so feste Grundsätze? Die eine Partei behauptete, der Grund hiervon sei ihre einstige unglückliche Liebe. Die Baronin habe sich einmal in einem Manne getäuscht, und seither schenke sie keinem von Allen ihr Herz. Die andere Partei verfocht das Gegentheil. Nicht die Baronin sei betrogen worden, sondern sie betrüge die Welt, sie habe irgend ein geheimes, glückliches Liebesverhältniß und hierin läge ihre Widerstandskraft. Die Stimmen waren gleichmäßig getheilt, und der Präsident enthielt sich, die Frage mittels des votum minervae zu entscheiden.

Der gemüthlichen Unterhaltung ging aber die Baronin nicht aus dem Wege.

Auch dies ist erklärlich.

Die Grundbesitzer aus der Umgebung empfing sie nicht, weil derlei Besuche bald einen bestimmten Zweck bekommen. Eine Folge derselben wird darin bestehen, daß man sich um ihre Hand bewirbt; sie muß einen Korb geben, dies wird übel genommen, und hieraus entsteht allerlei Gerede. Da ist es besser, sie fern zu halten. Zudem sind sie langweilige Leute. Der Landwirth spricht von seinen Pferden und Windhunden; der Gelehrte eröffnet sprachwissenschaftliche Debatten; exaltirte Geister verstimmen durch ihre patriotischen Klagelieder; die Erzähler lustiger Anekdoten machen die weiblichen Zuhörer erröthen, und nach Tisch schlagen sie sich insgesammt auf die Seite, um zu trinken und zu rauchen; die Zigeuner lassen sie nur das aufspielen, was ihr Herz begehrt, und haben sie sich einmal an dem Spieltisch eingenistet, dann nehmen die vier Damen aus

Kartenpapier sie so vollauf in Anspruch, daß sie sich um alle übrigen schönen Damen der Welt nicht kümmern.

Die Söhne des Mars dagegen stehen gänzlich im Dienste der Damen. Mancher von ihnen hat auch eine junge Frau, die er von Stadt zu Stadt mit sich führt; diese ergänzen dann die Quadrille, die Mazurka, die Redowaczka (damals der modernste Tanz) und tagtäglich ist das Tanzkränzchen fertig; und Baronin Katharina ist eine leidenschaftliche Walzertänzerin.

An dem einen Tag wird ein Gesellschaftsspiel arrangirt, bei dem sich viele scherzhafte Quiproquos ergeben; ein anderes Mal wird ein Rozebue'sches Stück auf einer improvisirten Bühne gespielt, und in diesem tritt auch die Baronin auf, die für ihr wahrhaft künstlerisches Spiel verdienten Applaus erntet. In der Gesellschaft gibt es gewandte Jongleure, Tausendkünstler, die Produktionen à la Bosko und Philadelphia geben, und das Publikum mit den Wunderbildern der Zauberlaterne in Entzücken versetzen.

Sie haben auch noch ein anderes besonderes Verdienst, jenes, daß sie diskret sind und ihre Damen nicht kompromittiren.

Ein anderes Mal wieder arrangirte die Baronin Jagden auf Fasane und Hirsche auf ihrer Besitzung, und ließ sich als gewandte Amazone sowohl im Sattel wie mit dem Gewehre in der Hand bewundern.

Dann improvisirten wieder die Offiziere Wettrennen mit Hindernissen und Kirchturmrennen; einmal arrangirten sie sogar ein Carroussel in der herrschaftlichen Reitschule.

Ludwig Babel sah sich oft diese Unterhaltungen aus seinem Observatorium an. Einst hatte auch er seine Freude daran gefunden. Er war ein passionirter Reiter bei Wettrennen gewesen. Gräben und Hecken zu nehmen, verstand er wie kein Zweiter. Wäre er nur dort, unter ihnen, er würde ihnen schon zeigen, wie der richtige Herrenreiter beschaffen ist. Und erst, was für ein Jäger war er nicht gewesen! Den ganzen Tag auf den Bergen der Gemse nachsteigen; mit dem tödtlichen Schuß im Rohr den heranstürmenden, gefährlichen Eber bis auf zehn Schritte an sich herankommen lassen; das Hochwild durch Wälder und Moräste jagen und mit dem Horn das Signal zum Halali geben; in diesen stolzen Vergnügungen war er aufgewachsen. Auch die Tanzmusik klingt manchmal den ganzen Tag verführerisch in seinem Kopfe nach, und in allen seinen Gedanken tönt jene Melodie wieder, die aus den Fenstern des Kastells zu ihm herübergeglitten war. Auch er hatte einst heiter zu sein, Scherz zu treiben, an den weißen Schultern schöner Frauen, die unter heiterem Lachen erbeben, sich zu ergötzen geliebt. Und alles dies kann er nur aus der Ferne hören und sehen, seitdem er sich selbst zu seinem eigenen Kerkermeister gemacht hat.

Das ganze Dorf war eitel Lustbarkeit geworden, seitdem die Dragoner hieher gerathen sind.

Die Gemeinen unterhalten sich ebenso wie die Herren Offiziere; wenn diese mit der Dame, so jene mit den jungen Bauernweibern. Allerdings ist die Unterhaltung anders geartet, sie ist derber, unmittelbarer. Babel sieht sich auch

dies häufig an, insbesondere an Sonntagen. An diesen versammeln sich die Dragoner, die Bauernbursche und auch die Mädchen im großen Wirthshause. Anfänglich wird gemüthlich getrunken und getanzt, zuguterlezt kommt es zu einer Schlägerei. Ohne diese gäbe es gar keine vollkommene Unterhaltung. Manchmal findet eine förmliche Schlacht im Wirthshause und in dessen Hofe statt; Soldaten und Bauern besetzen abwechselnd die streitigen Positionen, bis endlich die Patrouille, die Panduren und die Kleinrichter zur Mediation auf dem Kriegsschauplatz erscheinen und die Kämpfenden von einander trennen.

Babel hatte sich einen Umstand aufnotirt, jenen: daß, während regelmäßig zwei, drei Dragoner, deren Köpfe jämmerlich zugerichtet sind, was bei dem metallenen Helm unbegreiflich, nach der Unterhaltung aus dem Wirthshause weggetragen wurden, die Bauernburschen, wenngleich mit arg zerfetzten Gesichtern, so doch auf eigenen Füßen nach Hause gehen.

Am nächsten Tage lebten dann Dragoner und Bauernburschen wieder in guter Freundschaft miteinander, mit Ausnahme des unfreundlichen Korporals und Kleinrichters, die den Helden des gestrigen Abends die verdiente Belohnung nicht vorenthalten.

Graf Babel war ein Freigeist, der seiner Zeit weit vorangeschritten war. Auch das war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß, während die Belohnung bezüglich der Dragoner darin bestand, daß der Korporal von dem Sattelzeug des Helden, der sich besonders hervorgethan, den Steig-

bügelriemen ablöste, und mit diesem dem in wagrechte Lage gebrachten Kriegsmann auf dessen Reversseite solche Fünf- und zwanzig aufzählte, daß der derart Ausgezeichnete jede Abzahlung mit einem Schmerzensschrei quittirte — andererseits die vor Gericht gestellten Bauernburschen durch den Kleinrichter nur in den vor dem Hause des Richters aufgestellten Boock gespannt wurden.

Der Graf säumte nicht, seine Bemerkung dem gelehrten Herrn Mercatoris mitzutheilen, wobei er den fortgeschrittenen Zeitgeist in Ungarn verherrlichte, der die Prügelstrafe bereits abgeschafft habe, im Gegensatz zu der barbarischen Einführung, welche beim Militär noch immer im Schwange sei.

Seiner Ehrwürden Herr Mercatoris klärte ihn sodann auf, daß jene Helden — lauter adelige Burschen seien. Diese seien die berühmtesten Raufbolde, und sie würden für ihre tapferen Thaten nur deshalb nicht mit dem Stocke belohnt, weil ihr Adelsbrief sie davor bewahre.

Der Bauernbursche hat so viel Logik, daß er nicht dorthin sich unterhalten geht, wo Soldaten sind; denn er weiß im Voraus, daß, wenn der Soldat ihn schlägt, er ohnehin schon seine Schläge hat; wenn er aber den Soldaten schlägt, er morgen seine Prügel erhält.

Marie war während dieser Zeit sehr beunruhigt. Daß viele Trompetengeschmetter regte sie sehr auf; sie fürchtete sich vor diesem Klang. Wenn sie bisher sogar dagegen geschütt war, daß nicht das Gebell der Hunde, das Krähen

der Hähne sie in ihrem Schläfe stören, hörte sie nun halbe Nächte hindurch die Töne der Bombardons, Clarinettes und Piccolos, und zerbrach sich den Kopf darüber, was wohl die Menschen zu dieser Zeit treiben mögen, daß sie noch in später Nacht Musik machen.

Und erst, wenn die Reihe an die Exekutionen kam! Das Wehgeschrei machte sie zittern und beben.

„Wer mißhandelt denn jene Leute?“

Man durfte ihr nicht die Wahrheit sagen. Man machte sie glauben, daß dies nur Signalarufe seien, wie sie bei Kriegsübungen gebräuchlich sind.

Marie hatte indessen doch auch irgend eine Freude während dieser Zeit. Ludwig war öfter um sie, und war sein Gesicht auch noch so streng und ernst, so fand sie in demselben doch nicht mehr jene Melancholie, die sich vor dem tief in die Seele dringenden Blick der Frauen nicht verbergen läßt.

Baronin Katinka begann für den Grafen Bavel zum vollständig gleichgiltigen Begriffe zu werden.

Zweites Kapitel.

Endlich an einem Spätherbsttage erfuhr Graf Bavel im Wege brieflicher Mittheilung von Seite des ehrwürdigen Herrn Mercatoris, daß das Dragoner-Regiment nächster Tage um ein Häuschen weiter ziehen werde. In der Gegend von Dedenburg finde eine Truppen-Concentrirung statt, und

aus diesem Anlaß ziehe auch die Truppe Barthelmy's weiter. Von Seite des Offizierkorps würden großartige Vorbereitungen zur Abschiedsfeier getroffen. Es würde auch eine Regatta mit farbigen Lampions und ein prachtvolles Feuerwerk am Ufer des Neusiedler See's stattfinden.

„Irgendwie werden wir wohl auch noch darüber hinauskommen!“ dachte Ludwig bei sich, obschon er auch beunruhigt war. Marie litt an wahrhafter Feuerscheu. So oft ein Schadenfeuer im Dorfe ausbrach, bebte sie, als wenn sie der heftigste Fieberfrost schütteln würde, und wenn während der Weinlese-Lustbarkeiten Raketen von den Rufter Bergen aufstiegen, wagte sie nicht, ihr Zimmer zu verlassen, und doch waren jene so weit entfernt, daß sie ihr Prasseln und Knallen nicht vernehmen konnte. Sie fürchtete sich vor Allem, was himmelwärts flog, selbst vor den Papierdrachen, welche die Kinder an Schnüren steigen lassen.

Auch wagte Marie an diesem Abend nicht, zeitig zur Ruhe zu gehen, als sie erfahren hatte, daß ein Feuerwerk stattfinden werde, sondern sie blieb auf, und bat Ludwig, ihr mit recht lauter Stimme etwas vorzulesen, damit sie das Prasseln und Krachen der Raketen und Feuerräder nicht höre und bei jedem heftigeren Schlag barg sie ihr Gesicht in Ludwig's Schoß und hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu. Was konnte sie dafür, wenn sie sich so sehr fürchtete?

Für sie war das ein Gegenstand des Entsetzens, woran Jene in dem andern Kastell dort drüben sich so gut unterhielten.

Und sie unterhielten sich in Wirklichkeit vortrefflich.

Das Programm der Feier war abwechslungsreich und interessant. Leon Barthelmy war in der allerbesten Laune. Er ließ sich zu Jedem erdenklichen Spaß herbei. Auf ein Wort der Baronin gab er die Schwänke Galimafré's zum Besten, die eben so große Eroberungen wie die „Adler“ in Europa gemacht hatten, und er wußte das Bravourstück des berühmten Robèche nachzumachen, indem er aus einem Hut achtzehn verschiedene Hutformen knetete, und unter diesen ebenso viel verschiedene Charaktere darstellte.

(Es waren dies zwei berühmte Künstler, im Beginn des Jahrhunderts; das ganze Genre, das sie repräsentirten, ist bereits verschwunden.)

Zum Schlusse der Unterhaltung war die interessanteste Ueberraschung vorbehalten, welche auf dem Programm mit dem Titel verzeichnet war:

„Der Insurgent.“

Man verstand unter diesem Namen das Aufgebot der Edelleute.

(Damals hatten schon ein paar Insurrektionen in Ungarn stattgehabt; die eine im letzten Jahre des verfloffenen Jahrhunderts, die andere um einige Jahre später. In dem Jahre, in welchem die Geschichte spielt, war wieder die Rede davon, das nationale Heer aufzustellen, und die Militärs sympathisirten nicht mit demselben.)

Hierauf sollte sofort das prachtvolle Feuerwerk beginnen, gleichzeitig mit dem die lustigen Gäste sich von der gastfreundlichen Frau vom Hause zu verabschieden gedachten, da

sie schon am frühesten Morgen im Sattel sitzen mußten, um weiter zu ziehen, wo dann die soldatische Losung gilt: „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!“

Jedermann erwartete, daß der das Fest arrangirende Oberst unter dem Titel, „der Insurgent“, irgend einen unerhörten Spaß produciren werde; die Wirklichkeit übertraf jedoch alle Erwartungen. Der Baronin selbst mußte sie die größte Ueberraschung bereiten.

Die Gestalt, welche Barthelmy auf die zu diesem Zwecke errichtete Bühne führte, war Niemand Anderer als das kleine, milde Ungethüm, der zwerghafte Gnom der Baronin, als Insurgent gekleidet, mit einem hölzernen Säbel, einer hölzernen Flinte, einem Kaspag mit Kranichfedern, mit der Feldflasche an der Seite und dem Tornister aus Tuch-Eden auf dem Rücken; ein großer, aufgeringelter Schnurrbart, der bis hinter seine Ohren reichte, war ihm unter die Nase ge-
klebt, und damit die Karikatur vollständig sei, hatte er auch noch ein Pfeifchen am kurzen Rohre in den Mund gesteckt.

„Hier, meine Herrschaften, steht der Insurgent vor Ihnen!“

Die ganze Gesellschaft brach in allgemeines Gelächter aus.

Der Wirbelwind der guten Laune riß sogar die Baronin mit sich; ihr Auflachen, als sie ihren Schützling in eine so wunderliche Karikatur umgestaltet erblickte, war ein ausgelassenes Kreischen. Nach einem Augenblick jedoch unterbrückte sie rasch ihr Gelächter. Das Fernrohr war ihr ein-

gefallen! Wie, wenn man von dem namenlosen Schloß aus auch dieses sieht?

„Armer Junge!“ (Mit diesem Worte des Bedauerns wollte sie ihr grausames Auflachen gut machen.)

Nur auf dem Gesichte des kleinen Ungethüms bewegte sich nicht ein Zug. Er spielte nur das, was man ihm einge-
gelernt hatte, wie der abgerichtete Orang-Utang seine
Stückchen macht. Auch nannten ihn die heiteren Herren
den „vaterländischen Utang“.

„No, was macht der Insurgent, wenn er gut aufgelegt
ist?“ rief ihn Leon Barthelmy an, während er seine Reit-
peitsche durch die Luft pfeifen ließ. Zur selben Zeit ertönte
hinter den Coulissen ein Dudelsack und hub die Melodie
eines bekannten Volksliedes an.

Bei diesen Klängen griff das kleine untersezte Ungeheuer
mit der einen Hand an seinen Hut, mit der andern aber
schlug er abwechselnd an die Röhren seiner Stiefel, während
er die Beine nacheinander wie zum Tanze erhob, was aus-
zudrücken hatte, daß er tanze. Die das sahen, schworen
darauf, daß sie Seltsameres Zeit ihres Lebens nicht gesehen
hätten.

Katharina verdeckte gegen das Fenster zu ihr Gesicht
mit dem Fächer, damit sie nicht ein gewisser Jemand durch
das Fenster sehen könne.

„Armer kleiner Bursche!“

Der kleine Gnome hatte es so gelernt, daß der Insurgent,
wenn er sich ausgetanzt hat, einen tüchtigen Schluck aus

seiner Feldflasche macht. Auch hiermit erntete er allgemeinen Beifall.

„Sehen Sie, gnädigste Baronin,“ sagte Leon Barthelmy, „ich habe, wie ich es mir in den Kopf gesetzt, einen ganzen Menschen aus dem Kerl gemacht. O, ich bin ein berühmter Abrichter! Ein Pferd dressire ich binnen einer Woche, einen Hund binnen zehn Tagen vollständig. Jetzt hat er schon tanzen und Wein trinken gelernt. Er kann aber auch noch mehr. Bitte Acht zu geben, meine Herren und Damen!“

Hierauf ließ er wieder die Peitsche ein paar Mal schwirren, und schrie dann mit seiner eigenthümlich schneidenden Stimme dem Burschen zu:

„Und jetzt zeige, was der Insurgent macht, wenn er zornig wird?“

Der Dudelsack begann eine andere Melodie aufzuspielen, der Angerufene aber brummte etwas vor sich hin, und schob den Schnurrbart durch eine grimassenhafte Verzerrung des Mundes hin und her. Dann nahm er aus dem Tabaksbeutel Feuerstein, Zündschwamm und Stahl und schlug ganz regelrecht Feuer; den brennenden Schwamm steckte er in die Pfeife, und drückte ihn mit dem Deckel nieder.

Ungeheurer Applaus belohnte ihn für dieses Kunststück.

„Sehen Sie, gnädigste Baronin, er ist zu einem vollständigen Menschen dressirt, er kann sogar schon Feuer schlagen und die Pfeife anbrennen,“ sagte Barthelmy.

Und in diesem Augenblick geriethen die Gesichtszüge des Ungethüms in Bewegung.

Der Gnom hatte wahrgenommen, daß den Menschen das gefalle, was er nun treibt. Und auch ihm gefiel es. Diese Freude brachte seine bisher starren Gesichtszüge aus ihrer Lage.

Er begann zu grunzen.

Und dies war etwas Entsetzliches. Seine beiden Mundwinkel dehnten sich bis zu den Ohren aus und diese richteten sich noch höher auf; seine Nase ringelte sich in Falten, das eine Auge drückte er zwischen dem geschlossenen Augenlid und der aufgedunsenen Wange vollständig zusammen, das andere ließ er weit offen stehen, und währenddeß preßte er die Pfeife zwischen die fortwährend fletschenden Zahnreihen und sog nicht, sondern blies aus der Pfeife den Rauch, so daß diese wie ein Vulkan die Funken in die Höhe sprühte, und je zahlreicher die Funken auf sein Gesicht niederfielen, um so toller wurde seine Lust.

Eine fragenhafte Erscheinung, die dieser zu vergleichen gewesen wäre, war wahrlich noch nirgends, nicht einmal für Geld gezeigt worden.

Die ganze Gesellschaft jauchzte und klatschte vor Entzücken. Dieses lachende Ungethüm versetzte sogar Leon Barthelmy selbst in Erstaunen.

„Warum ist jetzt nicht ein Hogarth unter uns, um diese Figur zu verewigen!“

„Entsetzlich! Ich kann ihn nicht anblicken!“ klagte die schöne Baronin. „Ich bitte Sie, entfernen Sie ihn, Herr Oberst!“

„Also: Habt Acht!“ rief Leon Barthelmy dem kleinen

Gnomen zu. „Wie macht es der Insurgent, wenn er den Feind sieht?“ — Bei diesen Worten schwang er die Reitpeitsche, daß sie knallte und gleichzeitig begann der Dudelsack überlaut zu kreischen.

Der sonderbare Kobold war mit einem Satz von der Bühne verschwunden. Holzsäbel und Holzgewehr klapperten nur so hinter ihm her.

Die ganze Gesellschaft klatschte dem Abrichter Beifall. Derartiges war selbst in Wien noch nie producirt worden.

„Nun ist aber noch die Kritik ausständig,“ sagte Katharina, als sie zu Wort kommen konnte.

„Wie?“ fragte der Oberst erstaunt. „Wollen etwa Baronin sich der Aufgabe unterziehen, in der Rolle dieser zehnten Muse aufzutreten?“

„Sie haben mir mit dieser Geschichte eine schwere Sorge aufgebürdet.“

„Wieso?“

„Dadurch, daß Sie diesen unentwickelten Wilden Feuer anmachen lehrten, haben Sie in ihm den schlimmsten Trieb erweckt, die Feuersucht. Seine Lust, mit dem Feuer zu spielen, wird zu vollständiger Pyromanie entarten, und er wird dann hier Häuser und Fruchtschober in Brand stecken.“

„Wissen Sie was, Baronin? Damit dieses kleine Ungethüm keinen Schaden anrichten könne, so schenken Sie es mir. Ich werde den Burschen überall bei mir behalten und werde ihm ein guter, sorgsam bedachter Vater sein.“

„Ich gebe ihn aber nicht her, denn ich selbst brauche ihn; ich werde ihm jedoch das Feuerzeug abnehmen und

ihn unausgesetzt überwachen lassen. Er ist mein Stolz. Gehen Sie, Sie spaßhafter Herr! Sie haben mein ganzes Erziehungssystem ruinirt. Während ich meinen Schützling gelehrt habe, bei den Orgelklängen des Melodion niederzuknien und die Hände zu falten, haben Sie ihn nach dem Dudelsack tanzen gelehrt. Selbst an das Weintrinken haben Sie ihn gewöhnt. Das ist unchristlich."

Die Gesellschaft lachte über diesen harmlosen Zorn.

Nun folgte das Feuerwerk.

Als die Feuerräder und die römischen Fackeln im Dunkel der Nacht die Pracht der Hölle zu versinnlichen begannen, vermochte Niemand mehr das kleine Ungeheuer im Zaume zu halten. Er stürzte sich mitten in den Feuerregen, und wollte die niederfallenden blauen und rothen Sterne mit den Händen auffangen. Die Funken brannten Löcher in alle seine Kleider und auch er selbst wäre verbrannt, hätte man nicht ein Schaff Wasser über ihn ausgegossen. Er war jedoch nicht zu bändigen. Er schlug und biß um sich, wenn man ihn nicht mitten in's Feuer rennen ließ. Er heulte in thierischen Tönen, als die Raketen zischend in die Höhe schossen, und als sie ihre regenbogenfarbigen Sterne austreuten, reckte er die Zunge nach ihnen heraus, als wolle er sie kosten.

Endlich trieb er sein Unwesen so lange, bis Barthelmy ihn bei dem einen seiner langen Ohren packte und mit der Reitpeitsche tüchtig seinen Rücken gerbte; der Abrichter muß sich auch hierzu herbeilassen. Hierauf warf das Ungeheuer sich zu Boden und trottete auf allen Vieren zur Seite. Er

glaubte, daß es dem Menschen, wenn er geschlagen worden, nicht länger zieme, auf seinen zwei Füßen aufrecht zu gehen.

Plötzlich nahm eine Rakete eine schräge Richtung; sie fiel in den See.

Das menschliche Bild freischte bei diesem Anblick laut auf, und sprang vom Ufer der Rakete nach. Der Bursche meinte, dies sei nun sein Feuer, weil es in seinen See gefallen war, und er machte sich auf, es zu erjagen.

Und dann ist er auch niemals wieder gekommen.

Als er sich in seinem alten Elemente fühlte, vergaß er jene andere Welt, in welcher man Brot essen, im Bette schlafen, auf den beiden Füßen aufrecht gehen, auf die unverständlichen Laute unbekannter Thiere aufmerken, eine fremde Haut tragen und gehorham sein muß, und er setzte sich wieder in Besitz seines verlorenen Reiches, wo er allein König unter den Fischen und Fischottern war.

Die Baronin ließ ihn dann nach allen Richtungen suchen; er wußte sich aber so gut zu verkriechen, daß er nie wieder zum Vorschein kam.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen, als noch die Sterne am Himmel glänzten, bliesen die Trompeten zum Abmarsch; die Dragoner nahmen Abschied von Fertöszeg. Einst waren jene Klänge auch Ludwig wohl bekannt gewesen. Auch jetzt, wenn er allmorgentlich auf das Schmettern der Trompeten erwacht

war, war es ihm gewesen, als müßte er hinunter in den Stall, sein Pferd satteln lassen und dann den Säbel umhängen, die Front abreiten und das stolze Kommandowort erschallen lassen. Doch das ist längst vorüber! Das gute Schlachtroß ist nun an die Wagenstange gewöhnt, und die kostbaren Klingen von Toledo werden nur dann aus der Scheide gezogen, wenn sie eingefettet werden, damit der Rost sie nicht fresse.

Von einer Last wurde das Herz Ludwig's durch den Abzug der Truppe erleichtert. Das lärmende Treiben im Orte wird nun sein Ende haben; dieser wird wieder ein so stilles Asyl werden, wie er es bisher gewesen.

Am Morgen, zur gewohnten Stunde, kam die Schmidt mit ihrem Pack und legte in den vom Fenster herabgelassenen Korb, was sie mitgebracht hatte: Küchenerfordernisse, Zeitungen, Briefe; der Korb wurde aufgezo-gen, und die Schmidt verschwand durch die jenseitige Thür des geschlossenen Hofes.

Graf Bavel erkannte schon auf dem Umschlag eines jeden Briefes an der Schrift, wer denselben geschickt habe. Er stand mit sehr wenig Menschen in Verbindung. Diese seine Damenhandschrift aber kannte er vor allen anderen gut. Dieser Brief kam von der Baronin Katharina.

So besinnt sie sich noch auf uns?

Aber mehr noch überraschte Ludwig der Inhalt des Briefes:

„Herr Graf!

Ich bitte recht sehr, empfangen Sie mich heute, ehe Sie ausfahren, in Ihrer Wohnung; ich habe sehr Wichtiges

mit Ihnen zu reden. Antworten Sie, wann ich kommen solle."

Der Brief versetzte Babel in nicht geringes Erstaunen. Was soll dies bedeuten?

Die Baronin will mit ihm sprechen. Warum thut sie dies nicht in ihrer eigenen Wohnung? Wenn sie wünschen würde, daß der Graf sie in ihrem Kasteil besuchen möge, so würde dieser sich auf's Bereitwilligste beeilen, ihrem Wunsche zu entsprechen. — Warum will sie, daß er sie empfangt? Warum will sie in seine Wohnung gelangen welche noch nie ein weiblicher Besuch betreten hat? Und dann, was kann die Baronin so Wichtiges mit ihm zu reden haben?

Er vermochte es nicht zu errathen.

Dann: „Antworten Sie!“ Das ist leicht verlangt, aber schwer erfüllt. Eigenhändig kann er nicht schreiben. Bezüglich seiner ist der Ruf verbreitet, daß er am Schreibkrampf leidet; sobald er die Feder erfaßt, beginnen seine Finger zu zucken. Marien aber kann er nicht einen Brief diktiren, in welchem er der Baronin ein Rendezvous giebt. Henry ist ein sehr tüchtiger, geschickter Mensch; er hat es aber nicht so weit gebracht, schreiben zu können.

Da griff der Graf zu dem Auskunftsmittel, auf die Rückseite einer Visitenkarte mit römischen Ziffern die Zahl elf zu setzen. Entziffert die Baronin aus diesem XI, daß sie um elf Uhr erwartet wird, so wird sie kommen, wenn nicht, so bleibt sie zu Hause.

Als die festgestellte Stunde herankam, begann die Neu-

gier ihn zu beunruhigen. Er vermochte nicht im Hause zu bleiben; er eilte in den Park hinaus und schritt dort auf dem abgefallenen, gelben Laub auf und nieder. Henry hatte er aufgetragen, im Stalle bei den Pferden zu bleiben, und wenn am Thore geläutet werde, sich nicht darum zu kümmern; er werde schon selbst öffnen.

Und dann schritt er die lange Allee ab wie einer, der Spießruthen läuft.

Unruhig lauschte er auf Wagengerassel den Damm entlang, und als es gegen elf Uhr ging, nahm er jede zweite Minute seine Uhr hervor.

Kein Rasseln eines Wagens war zu hören gewesen, am Thore aber läutete Jemand.

„Wer mag dieß wohl sein?“ sagte er bei sich, und eilte, die Thüre zu öffnen.

Die Baronin stand vor ihm.

Er erkannte sie an ihrer Gestalt, denn ihr Gesicht war dicht verschleiert. Sie trug ein blaues Seidenkleid mit weiten Ärmeln, wie Marien's Lieblingstracht.

„Ich bin's, Herr Graf!“ flüsterte sie, ängstlich um sich blickend.

„Wie sind Sie hieher gekommen, Baronin? Ich habe keinen Wagen gehört.“

„Ich bin mit meiner Gondel über die Bucht gefahren; ich bin ganz allein gekommen. Niemand darf von meiner Hieherkunft wissen. — Sieht uns hier nicht etwa Jemand?“

„Niemand!“

Die Fenster Mariens und die Küchenfenster gingen nach der andern Seite.

„Gehen wir nicht in's Haus,“ sagte die Baronin, „Während wir hier im Park promeniren, kann ich Ihnen erzählen, weshalb ich gekommen bin.“

Dies überraschte Ludwig. Er war der Meinung gewesen, daß eine gewisse gefährliche Neugier die Baronin antreibe, gerade in die intimen Geheimnisse des namenlosen Schlosses einzudringen. Daß sie sich auch mit einer Promenade im Park zufrieden gab, beruhigte ihn.

„Wundern Sie sich über meinen Besuch ebensowenig, wie ich mich über den Ihrigen gewundert habe. Auch dieser war gegen jede Etikette gewesen. Die Größe der Gefahr entschuldigte ihn. Damals haben Sie mich durch kühnes Erscheinen aus großer Bedrängniß befreit; nun trage ich meine Schuld durch Aehnliches ab.“

„Mir drohte irgend ein Uebel?“

„Ihnen und noch Jemandem. Gehen wir tiefer in den Park, damit Niemand höre, was ich sage.“

Als sie an eine von Tannen umsäumte Stelle gekommen waren, blieb die Dame stehen und begann:

„Wissen Sie etwas über den Obersten Leon Barthelmy?“

„Ich habe seine Visitenkarten erhalten,“ antwortete Ludwig ganz gleichgültig.

„Nun, Sie müssen auch noch mehr über ihn wissen,“ sagte Katharina mit der Ungeduld des Untersuchungsrichters. „War doch sein Fall in allen Zeitungen beschrieben. Eine cause célèbre ist aus demselben geworden. Unter dem

Direktorium hatte er als Major in der französischen Armee gedient. Unter dem Kaiserreich wurde er beseitigt. Dies und noch ein anderes Ereigniß zwangen ihn, den französischen Dienst zu verlassen, und bei uns als Offizier einzutreten, wo er bald Oberst wurde. Dieses andere Ereigniß war aber darin bestanden, daß Jemand seine junge schöne Gemahlin aus dem Bade von Dieppe entführt hatte, und es nicht herauszubringen war, wer der Entführer gewesen. Leon Barthelmy verfolgt nun diese Flüchtlinge durch die ganze Welt."

"Nun entsinne ich mich bereits, dies irgendwo gelesen zu haben. Darum war mir der Name so bekannt erschienen."

"So?" antwortete die Baronin mit einer gar eigenthümlichen Betonung, und sie schlug den Schleier zurück, um mit dem vollen Zauber ihres schönen Gesichtes auf Graf Babel zu wirken. Dann ergriff sie rasch seine Hand und flüsterte ihm in's Ohr:

"Sind nicht Sie derjenige, der die Gattin Leon Barthelmy's entführte?"

"Ich?" fragte Ludwig erstaunt, und er begann zu lachen.

"Ja, ja! mit der Sie hier verborgen leben, gerade seit jener Zeit, als die schöne Frau vor den Augen der Welt verschwunden ist, und deren Gesicht Niemand sehen darf."

Ludwig lachte nicht länger. Er entgegnete sehr ernst:

"Gnädige Baronin, wäre ich derjenige, der die Gattin Leon Barthelmy's vor vier Jahren entführte und sich seither verbannt aus der Welt mit ihr verbirgt, dann hätte ich

mich über die Gelegenheit freuen müssen, jenem einzigen Menschen, wegen dessen ich der ganzen Welt entsagen muß, endlich einmal in's Auge sehen, und mich um den Preis eines guten Degenstiches oder einer albernen Kugel aus meiner Verbannung erlösen zu können. — Das aber werden Sie vielleicht wissen, daß ich mit Herrn Barthelmy nie zusammentreffen wollte.“

„Und doch glaubt die ganze Welt, daß Sie der Entführer Ange Barthelmy's sind.“

„Auch Sie?“

„Ich? Vielleicht — nicht! Dagegen glaubt es Oberst Barthelmy umsomehr. Dies war der Grund, warum er Sie drei Tage hintereinander aufgesucht hat.“

„Und wenn er mich gefunden hätte?“

„Dann würde er Sie ersucht haben, ihn in Ihre Familie einzuführen.“

„Dann würde er erfahren haben, daß ich keine Familie habe.“

„Sie hätten dem nicht ausweichen können, Antwort auf seine Frage zu geben, wer jene Dame ist, mit der Sie auszufahren pflegen.“

„Diese Antwort wäre sehr kurz gewesen.“

„Ich weiß, was die Männer einander gegenüber unter dem Wort: „kurze Antwort“ verstehen. Die Folgen derselben sind gewöhnlich sehr schwerwiegend.“

„Und glauben Baronin nicht, daß ich solche schwerwiegende Folgen zu tragen im Stande wäre?“

„Was Ritterlichkeit und Muth betrifft, werde ich nie-

mand Anderem den Vorrang vor Ihnen zugestehen. Zu einem regelrechten Rencontre gehört jedoch auch noch mehr als männlicher Muth; jener andere Mann ist Soldat von Profession, Sie aber sind ein Philosoph, der den Wissenschaften lebt, und von dem noch überdies allgemein bekannt ist, daß seine Hand am Schreibkrampf leidet."

Graf Babel fühlte sich an jener Seite berührt, auf welche die Männer am eitelsten sind.

"Wer weiß, ob ich denn auch immer ein solcher beschaulicher Einsiedler gewesen bin? Und dann ist ja auch dies nicht sicher, daß meine Hand aus irgend welchem Grunde zittere, wenn ich nicht will."

Die Dame fuhr heftig fort:

"Alles eins! Sie mögen einst ein guter Schütze und Fechter gewesen sein. Seitdem Sie aber das namenlose Schloß bewohnen, haben Sie auch nicht eine Pistole abgefeuert, noch einen Säbel in die Hand genommen, während Oberst Barthelmy sich täglich in den Waffen übt zum Zeitvertreib wie auch im Ernste. Als er seinen Rang als Oberst erhielt, mußte er, Sie werden den Brauch kennen, sich mit der ganzen Reihe von Offizieren schlagen, die er übersprungen hatte."

Nun stieg Ludwig das Blut vollends zu Kopf.

"Das könnte also nicht geschehen sein, daß ich mich mit einem geräuschlosen Gewehr, aus dem man mittels zusammengepreßter Luft schießt, tagtäglich im Scheibenschießen geübt hätte, ohne daß das Knallen eines Gewehres dies verrathen hätte? Dann ist ja auch das möglich, daß mein Kammer-

diener einst Fechtmeister war, und daß ich mich mit diesem täglich im Säbel und Dolchfechten übe."

"Ach! Wozu könnten Sie das wohl brauchen?"

"Das mag die Zukunft zeigen; auf keinen Fall habe ich die Absicht, hier in diesem Eulenneſt zu ergrauen."

Erſt nachdem ihm dieſe Worte entſchlüpft waren, bemerkte Ludwig, daß er mehr geſagt habe, als er hätte ſagen ſollen und er ſchwieg plötzlich.

"Sie laſſen mich nun entgelten, was ich Ihnen angethan habe, als ich in dem ernſteſten Augenblick, jene Gefahr, die Sie von meinem Haupte abgewendet hatten, von der ſcherzhaften Seite nahm."

"Wie ſo? Baronin hätten irgend eine Gefahr von meinem Kopfe abgelenkt?"

"Ja! Barthelmy iſt in dieſem Punkt ein kompletter Tollhäuſler. Wenn ihm die entführte Gattin, und der Schmutzſted, der auf ſeiner Gattenehre haftet, einfallen, dann verliert er die Beſinnung. Sein Verdacht faßt überall Feuer, wo er irgend ein Geheimniß ſieht. Wenn man ihm eine Thüre nicht öffnet, durch die er eintreten will, ſo glaubt er ſteif und feſt, daß dort ſeine Frau verborgen iſt. Dieſe Gegend aber iſt durch ihren Klatsch ganz beſonders merkwürdig. Und von dem Gerede, das bezüglich Ihrer umgeht, iſt die Legende von der Frauenentführung noch das Allerglimpſlichſte."

"Ach! das iſt ja ſehr ſchmeichelhaft für mich. Muthmaßlich bin ich auch ein klein wenig Falſchmünzer?"

"Ich ſcherze nicht. Oberſt Barthelmy hatte ſich wäh-

rend seines Aufenthaltes allhier mein Kasteil zur Wohnung ausgesucht. Ich habe ihm gerne jenen Flügel desselben abgetreten, welchen schon meine Vorgänger zum Empfange von Gästen eingerichtet hatten. Wir Wienerinnen lieben den Umgang mit Offizieren. Sie sind unterhaltende und feingeschliffene Gäste. Dieses Verhältniß zum Obersten hatte mir die Macht gegeben, ihn von jedem gewaltthätigen Schritt Ihnen gegenüber zurückzuhalten. Ich sagte ihm, wenn er in seinem wüthenden Zorn seinen Verdacht mir gegenüber aussprach, daß ich jene schonungsvolle Rücksicht fordere, daß nicht der eine meiner Gäste mit dem andern, unter irgend welchem Vorwand, Streit beginne. Denn auch Sie sind, da Sie den Pachtvertrag mit mir nicht erneuerten, in Folge dessen — mein Gast. Allerdings mein gern gesehener Gast."

Graf Babel biß sich auf die Lippen. Schon wieder ist diese Frau ihm überlegen. Daran hat er nicht gedacht, daß er, wenn die Eigenthümerin den Prozeßweg nicht betritt, als ihr Gast in ihrem Jagdschloß lebe.

Die Baronin pflegte den pünktlich entrichteten Pachtbetrag ebenso pünktlich zu Gunsten des Asylhauses als wohlthätige Spende des Grafen Babel eintragen zu lassen.

Katharina hatte den errungenen Vortheil wahrgenommen, und sie verrieth dies durch ein flüchtiges Lächeln.

"Sie werden begreifen, daß Barthelmy diese meine Auffassung in Ehren halten mußte. Hieraus ergab sich, daß er während der ganzen Zeit seines Hierseins weiter keinen Versuch machte, mit Ihnen zusammen zu kommen."

„Wofür ich Ihnen großen Dank schulde,“ entgegnete Ludwig nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Noch haben Sie keinen Grund zur Dankbarkeit. Wenn eine Frau zwei Männern verwehrt, sich miteinander herumzuschlagen, so thut sie dies, glauben Sie mir, aus purer Selbstliebe. Jene Wallungen, welche Ihre Nerven elektrifiziren, quälen die unseren. Ich hätte nicht hier in diesem Orte zu verbleiben vermocht, wenn irgend ein tragisches Ereigniß ihn denkwürdig gemacht hätte. Mir zu Liebe habe ich jeden Zusammenstoß zwischen Ihnen Beiden verhindert. Dafür haben Sie mir also nicht zu danken. An dem letzten Abend jedoch, als der abziehende Gast sich verabschiedete, sagte er: Wie Sie sehen, habe ich meine Zusage gehalten; es ist mir zwar schwer gefallen, ich habe es aber doch über mich vermocht, jenen räthselhaften Menschen nicht dazu zu zwingen, mir Rede zu stehen. Von morgen an jedoch höre ich auf Ihr Gast zu sein, und fortan bindet mich keine Rücksicht. Ich werde erfahren, ob jene geheimnißvolle Dame meine Frau oder die seinige, ob sie Ange Barthelmy oder eine Andere ist?“

Bei diesen Worten bedeckte helle Gluth Ludwig's Gesicht.

„Da möchte ich doch wissen, wie er das anstellen will,“ sagte er mit vor Aufregung bebender Stimme.

„Auch das werde ich Ihnen mittheilen. Sprechen wir aber jetzt leiser, damit nicht einmal das Gesträuch höre, was ich sage.“

Und damit nicht einmal die Sträucher hören können

was sie sagen werde, neigte sich die Baronin so nahe zum Grafen, daß sich ihre Gesichter fast berührten, und daß ihre Augen wie zwei Degen im raschen kreuzweisen Blitzen miteinander kämpften.

„Und nun hören Sie den tollen Plan, welchen dieser rasende Mensch vor mir in einem Aufbrausen seiner Leidenschaft verrathen hat. Er wird in der Nachbarstadt einquartiert sein, bis zu deren Thor Sie und noch Jemand täglich spazieren zu fahren pflegen. Dort will er Ihnen auflauern. Er wird mit einigen Freunden vor Ihren Wagen hinreiten, diesen zum Stehen bringen und sich Ihnen vorstellen; er wird geradezu herausagen, daß er Leon Barthelmy sei, und wissen wolle, ob die verschleierte Dame, die neben Ihnen sitzt, nicht Madame Ange Barthelmy sei?“

Ludwig stampfte mit dem Fuße und griff mit seinen Händen in die Luft, als wenn er Jemanden erwürgen wollte. Nach kurzem Kampf errang er aber wieder seine Selbstbeherrschung und antwortete ruhig:

„Darauf werde ich ihm antworten: Auf mein Wort als Edelmann sage ich Ihnen, daß diese Dame hier neben mir nicht Madame Ange Barthelmy ist. Und Edelleute pflegen untereinander das gegebene Ehrenwort zu respektiren.“

„Wenn er aber sich hiermit nicht zufrieden giebt und sich überzeugen will?“

„Wie?“

„So schreien Sie doch nicht so sehr, daß man Sie nach allen Seiten höre. Erlauben Sie, daß ich Ihnen in's Ohr flüstere, was ich sagen will; und auch Sie mäßigen Ihre

Stimme. Wenn Leon Barthelmy an den Schleier der Dame greift"

"Dann stirbt er!"

Er hatte dieses Wort in der That nicht hinausgeschrien, er hatte es nur vor sich hingemurmelt, aber in einem Tone wie der Löwe, der den Nacken eines Thieres zwischen seinen Zähnen hält.

"Er ist im Stande dies zu thun," flüsterte die Dame mit dem Ausdruck des Entsetzens im Gesicht.

"Und ich bin im Stande ihn dafür zu tödten," entgegnete Ludwig mit dumpfer Stimme hierauf.

"Ich glaube es. Ich kenne aber schon viele Fälle, wo beide Gegner gesagt hatten: Ich tödte ihn, und beide waren muthig gewesen, tapfer und gewandt, und beide haben auch ausgeführt, was sie sich vorgenommen hatten. Sie tödteten einander gegenseitig; zwei Degen, die nur stechen und nicht pariren; zwei Kugeln die gleichzeitig abflogen, und nach deren Schwirren es zwei Todte giebt. Männer, ich weiß es, fragen nicht: Was dann? Es ist leichter, von einem Degen durchbohrt zu sterben, als wenn gleich nur leicht durch einen in's Auge fallenden stechenden Blick verletzt zu leben. Das hat sich ein Mann noch nie sagen lassen: Meide diesen Ort, man wird Dich da tödten! Am allerwenigsten von einer Frau. Nicht einmal von der Gattin, wenn er hört: Hinter deinem Rücken steht der Tod, so wendet er sich um, und macht einen Schritt vorwärts. — Aber Sie müssen auch an Anderes denken, Sie gehören nicht sich an"

Babel war auf's Aeußerste betroffen; das Wort erstarb auf seinen Lippen.

Katharina trat einen Schritt zurück; sie schüttelte den Kopf und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung.

„Ich will nicht an Ihr Geheimniß herantreten. Ich habe nie spionirt. Sie können dies wissen. Ich habe mich von dort entfernt, wo Andere sich in allerlei Gerede über dasselbe einließen. Ich weiß, wie viel ewig Heiliges sich in der Welt eines Frauenherzens birgt, dem man nicht nachforschen darf. So viel ist aber gewiß, daß sich unter Ihrem Schutze eine Frau befindet, der Sie ihr Alles sind, die, wenn sie Sie verliert, Niemanden auf der Welt haben, nicht wissen wird, wohin sie sich wenden soll? Bei wem soll sie Schutz suchen?“

Babel versiel bei diesen Worten in tiefes Nachdenken.

„Was soll ich also thun? Soll ich mich in meine Höhle verkriechen und mich aus ihr nicht hervorwagen, so lange Oberst Barthelmy in der Nachbarstadt einquartiert ist? Soll ich vor mir und vor allen Anderen das Geständniß ablegen, daß ich feige, daß ich für mein Leben besorgt bin? Soll ich aus meinem Hause einen Kerker machen, ein zartes ätherisches Wesen, dessen Gesundheit nur dieses Wischen Bewegung im Freien aufrecht erhält, nicht an die freie Luft lassen; dieses bedauernswerthe Geschöpf, für, weiß Gott, wie viele Monate zum Stubenarrest verurtheilen, weil ich fürchte, daß mir Etwas passiren könne?“

„Sehen Sie, aus dem, woraus Sie nur eine Tragödie zu gestalten wissen, mache ich, wenn ich es in die Hand nehme,

die allerschönste Poffe. Nehmen Sie dieses eine Mal irgend eine Frau verschleiert mit sich."

Babel brach hierauf plötzlich in lautes Gelächter aus. Von dem äußersten Zorn sprang er in die ungezügeltste Heiterkeit über. Die Baronin lachte mit ihm.

"Nicht wahr, ich weiß bei jeder Situation die humoristische Seite herauszufinden? Denken Sie nur: Irgend ein altes Weib, eine Person mit runzligem, zusammengeschrumpftem Gesicht unter dem Schleier. Sie wünschen Herr Oberst? War dies Madame Ange Barthelmy? Wollen Sie dieselbe zurücknehmen! — Brrrr! Wie würde er seinem Pferde die Sporen einsetzen und ventre-à-terre bis zu seinem Hause jagen! Ist dies nicht ein guter Einfall von mir?"

"Ich danke, Baronin, ich danke! Hahaha!"

"So lachen Sie mich aber doch nicht aus!"

"Ich lache ja nicht über Sie, sondern über meinen eigenen närrischen Einfall. Stellen Sie sich vor, Baronin, jenes einzige Frauenzimmer, das ich in meinem Hause zur Disposition habe, die Köchin, dieses gute Geschöpf, ist eine so dicke Person, daß, wenn ich sie in den Wagen sitzen lasse, ich selbst keinen Platz neben ihr finde, sondern gezwungen sein werde, ihr gegenüber Platz zu nehmen und wenn ich sie dem Obersten vorstelle, so werden weder er noch ich uns des Lachens enthalten können; schließlich wird er aber doch sagen: „Mein Herr, der Spaß ist zu dick.“ Und nachdem er mit genug Leuten, die uns im Walde spazieren gesehen, sprechen und von diesen erfahren konnte, daß die Dame, die ich begleite, eine schlanke, hohe, sylphidische Erscheinung mit leichtem

schwebendem Schritt, und frei und leicht getragensem Kopf ist, so wird durch jenen dicken Spaß sein Verdacht ganz berechtigt und dann kann er mit aller Folgerichtigkeit von mir eine klare und entschiedene Antwort auf die Frage verlangen, wer jene Dame ist, die ich „sonst“ zu begleiten pflege. Der Scherz könnte nur dann gelingen, wenn in seiner Ausführung eine gewisse Wahrscheinlichkeit läge.“

„Jetzt wird Ihnen sogleich klar werden, warum ich gekommen bin,“ sagte die Baronin und sie nahm ihren Schleier wieder vor und hüllte ihr Gesicht vollständig ein. „Ist die Aehnlichkeit so groß genug?“

Babel war sprachlos vor Staunen. Es überraschte ihn die Erscheinung, die in diesem Kleide mit diesem, mit einem Schleier versehenen Hut, Marien zum Verwechseln ähnlich war; noch mehr aber überraschte ihn der kühne Einfall.

„Wie? Sie, Baronin? Sie wollten es wagen, mit mir auszufahren? Haben Sie denn nicht bedacht, in welche Gefahr Sie hierdurch gerathen können?“

„Ich habe es ebenso wohl bedacht wie Sie, als Sie mit nichts Anderem als einem Stoß in der Hand in mein Haus kamen, um mich zu befreien, und doch mußten Sie ganz gut, daß Jene, die mich überfallen hatten, zu Vieren und gut bewaffnet waren. Sie hatten sich gesagt: Ach was! das sind Feiglinge; ein Wort von mir und sie laufen über Hals und Kopf davon. Und doch hätte es geschehen können, daß sie dies nicht thaten. Auch ich sage so. Ich zaudere nicht, Ihnen im Augenblick der Gefahr zu Hilfe zu kommen. So kann diese ohne jeden tragischen Ausgang enden. Auf die

Aufforderung können Sie mit aller Bestimmtheit Ihr Ehrenwort geben, daß Jene die neben Ihnen sitzt, nicht Ange Barthelmy ist. Ich glaube, daß Jener, der die Frage an Sie stellen will, ein Mann von ritterlicher Gesinnung ist, sich mit Ihrem Ehrenwort zufrieden giebt und Sie fortan in Ruhe läßt."

"Haben Sie aber auch daran gedacht, Baronin, was dann geschieht, wenn etwa jener Mann, der seine Frau sucht, in seiner Leidenschaft derb und gewaltthätig zu werden beginnt und sich mit seinen eigenen Augen überzeugen will?"

"Und Sie, hatten Sie etwa daran gedacht, was dann geschieht, wenn etwa die einbrechenden Räuber rohe und gewaltthätige Leute sind und Ihnen kühn die Spitze bieten wollen?"

"Dann hätte ich den nächsten von ihnen in's Gesicht geschlagen."

"Und ich werde ihm in's Gesicht lachen."

"Es ist kein ebenmäßiges Verhältniß zwischen unseren Wagnissen, Baronin. Ich hätte im Falle eines Zusammenstoßes höchstens eine solche Wunde davontragen können, die wieder vernarbt; Ihr reiner Ruf als Frau aber kann eine Wunde erleiden, die nie wieder verheilt."

Die Dame erwiderte bitter:

"Was für eine Wunde könnte die Welt noch meiner Seele schlagen, die diese noch zu schmerzen vermöchte?" — Und dann lachte sie auf: "Fürchten Sie etwa, daß der Oberst glauben werde, ich sei Ihre geheime Geliebte?"

Bei diesen Worten erröthete einer von Beiden bis in die Stirne. Es war Babel.

Die Dame lachte.

„Hahaha! Ich lache darüber! Mir ist das ein „Jux“, wie wir Wiener sagen, und den wir uns nicht entgehen lassen, wenn er sich uns darbietet. Die richtige „Heße“ ist eine Wiener Erfindung. Es giebt Frauen, denen es ein höllisches Vergnügen bereitet, wenn sie das Publikum so aufregen können, daß es ringsumher vor sittlicher Entrüstung aufschreit. Auch das Zetergeschrei der Philister hervorzurufen ist eine Art Sport. Mich wird der Gedanke unterhalten, daß der rasende Oberst unter Fluchen und Schelten erzählen wird, er habe zwei Monate lang in dem Hause einer schönen Frau gewohnt, die ihm gegenüber eitel Etikette und Formalität gewesen, während sie innerhalb derselben Zeit tagtäglich mit dem Eigenthümer des benachbarten Kastells verschleiert spazieren fuhr, zu dem sie über die Bucht, welche die beiden Besitzungen trennt, unbemerkt gelangen konnte, und alles dies habe er erst am letzten Tage entdeckt! Hahaha! Auch ich werde unter Jenen sein, die hierüber lachen. Jene wenigen Menschen aber, an deren Meinung mir liegt, werden ganz gut wissen, daß jene Geschichte die bare Unmöglichkeit ist; haben doch Ihre Dame und Sie schon durch drei Jahre früher, als ich in diese Gegend kam, sich hier vor aller Welt gezeigt, und gar viele haben gesehen, wie wir, in verschiedenen Wagen fahrend, einander auf der Straße begegneten; man wird daher leicht wissen, daß diese zwei Frauengestalten unmöglich eine und dieselbe sein können. Oberst Barthelmy geht

mit seinem Regiment nach Italien, und was kümmere ich mich dann weiter darum, was für Märchen er von mir erzählt! Wird er doch auch ohne diesen Zwischenfall Allerlei über mich zum Besten zu geben wissen. Also: Die Hand darauf! Machen wir mit einander diesen Jux! Wenn ich mich dazu herbeilasse, so werden doch Sie sich nicht vor ihm fürchten?"

Babel zögerte noch immer.

"Baronin, dies ist kein muthwilliger Streich. Sagen Sie das ja nicht! Es ist ein großes Opfer von Ihrer Seite; so groß, wie eine Frau ein größeres nicht mehr bringen kann, schamvoll erröthen zu müssen ohne Grund!"

"Haben Sie noch keine Frau gesehen, die es nicht als Opfer betrachtete, wenn sie erröthen mußte?"

"Die für ihre Liebe erröthet, leidet nicht darunter. Aber aus Freundschaft, aus Dankbarkeit das Brennen der Schamröthe fühlen, ist, so glaube ich, das quälendste Feuer, das Märtyrerinnen je ausgestanden haben."

"So möge es ein Opfer sein. Wie Sie wollen! Nennen wir es ein großes Opfer. Ich will es bringen. Ich bin Ihre Schuldnerin; ich will meine Schuld abtragen. Ich will Sie von einer Gefahr befreien, Sie und noch jemand Anderen, von dem ich nicht weiß, wer es ist, der aber Ihnen theuer ist. Ich will es darum thun, damit ich nicht länger Ihre Schuldnerin sei. Mögen wir endlich einmal quitt werden! Und nun gehen Sie und lassen Sie den Wagen vorfahren. Man erwartet Sie!"

Jeder Blutstropfen Babel's sträubte sich gegen die

Annahme dieses Anerbietens. Eine Frau solle einen starken Mann aus einer großen Gefahr befreien! Und um welchen Preis! Um die Vergeudung des kostbarsten Blutes. Daß sich auflodernde Schamröthe über ein reines Frauenantlitz ergieße! Das ist unannehmbar.

„Nun — gehen Sie hinauf, holen Sie Ihren Mantel. Ich bin fertig. Ich werde hier in dem Fichtenrondeau warten.“

Babel begab sich in's Schloß, zog seinen Mantel an und sprach dann bei Marien vor, um ihr zu sagen, daß er sie heute nicht spazieren fahren könne; er habe in der nächsten Stadt zu thun und müsse allein dahin fahren. Das Mädchen gab sich hiermit zufrieden.

Marie hatte ohnehin heute wieder einen jener gewissen Tage, daß der Waldbüter, wenn er sie auf dem Rasenweg spazieren gesehen hätte, gesagt haben würde: „Oho! der Herr Graf hat wieder einmal die alte Frau mit sich herausgebracht!“

Dann gab der Graf Henry den Befehl, vorzufahren. Während der im Wagenschuppen beschäftigt war, eilte er selbst, seinen wunderbaren Gast aufzusuchen.

„Nun — haben Sie sich entschlossen?“ fragte die Baronin.

„Ja.“

„Werden Sie mich mit sich nehmen?“

„Nein.“

„Also die andere?“

„Auch diese nicht.“

„Sondern?“

„Diese beiden Pistolen!“ entgegnete Bavel, während er den Mantel auseinander schlug und die Schäfte zweier Pistolen sehen ließ. „Ich gehe allein jenen Herrn aufsuchen, der um jeden Preis das Gesicht jener verschleierten Dame sehen will; und ich werde ihm schon eine Dame zeigen, von der noch Niemand erzählt hat, wie ihr Gesicht aussieht.“

Katharina ergriff mit dem Ausdruck des Entsetzens, der Verzweiflung Ludwig's Hand.

„Nein! das lasse ich nicht zu! Warten Sie einen Augenblick. Erfahren Sie denn noch meinen letzten Gedanken! Ich mußte, daß Sie mir das antworten werden. Ich war darauf vorbereitet. So habe ich Sie mir vorgestellt. Nun sehen Sie aber her. Lesen Sie diesen Brief. Wenn Sie sich nun mit dem Entschluß aufmachen, allein den Oberst aufzusuchen, so eile ich in mein Schloß zurück, lasse meinen Jäger auf mein schnellsten Jagdpferd aufsitzen und diesen Brief, so schnell das Pferd laufen kann, dem Obersten bringen. Bis Sie mit Ihren zwei Pferden und Ihrem Batard hingelangen, finden Sie Niemanden mehr dort. Lesen Sie!“

Bei diesen Worten zog die Dame einen Brief aus ihrer Seitentasche, faltete denselben auseinander und hielt ihn dem Grafen zum Lesen hin, ohne ihn jedoch aus der Hand zu geben, als fürchtete sie, ihn dann nicht wieder zurückzubekommen.

In dem Briefe stand:

„Herr Oberst!

Suchen Sie Madame Ange Barthelmy nicht bei dem Grafen Bavel. — Die verschleierte Frau, die ihn zu begleiten pflegt, bin ich.

B. Katharina Landsknechtschild.“

Bavel blickte staunend auf die Dame.

Diese faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Nun können Sie gehen, wenn Sie wollen; aber auch ich thue, was ich will. — Und dann wird es um so schlimmer für mich sein; denn Barthelmy wird einen schriftlichen Beweis in Händen haben und mittels desselben kann er meinen Namen überall in den Staub ziehen.“

Ludwig Bavel blickte lange in das Gesicht dieser Frau. Was diese glühenden Augen sagten, wovon diese vor Erregung bebenden Lippen zeugten, konnte kein Spiel sein. Für das, was eine Frau dazu treibt, die Todesgefahr von einem Manne „selbst um diesen Preis abzuwenden“, konnte es nur einen Namen geben.

Und wenn Ludwig Bavel diesen Namen errathen hatte, dann blieb ihm nichts übrig, als der Dame seinen Arm zu bieten und zu sagen:

„Gehen wir, Madame!“

Die Dame verhüllte ihr Gesicht mit dem Schleier, und hängte sich mit vollem Arm an jenen Bavel's. Und ein solches Anhängen hat vielerlei Abstufungen, angefangen von jenem zurückhaltenen Anfassen, wobei die Dame nur mit den Fingerspitzen den Arm ihres Begleiters berührt, als

wolle sie jetzt und jetzt ihn wieder fahren lassen, bis zu jenem schlangenartigen Umschlingen, das bekundet, daß sie bereit ist, mit ihm auch bis an's Ende der Welt zu gehen.

Der Wagen rollte in den Hof. Der Graf beauftragte Henry zu dem, dem Park zugekehrten Hofthor zu fahren und geleitete die verschleierte Dame durch die englischen Anlagen dahin. Dort half er ihr einsteigen und setzte sich an ihre Seite. — Nicht einmal Henry nahm den Personenwechsel wahr.

Es war ein wunderbares Gefühl, als Ludwig jene Dame neben sich sitzen sah, mit der er für eine Stunde durch die festeste, die gefährlichste Kette verbunden war. Nur für eine Stunde! Während dieser Zeit ist diese Dame so vollständig sein, wie dem lebenden Menschen seine eigene Seele. Und nach einer Stunde ist sie so wenig sein, wie dem gestorbenen Menschen die entschwundene Seele. Er fühlt, daß diese Frau für ihn eine ganz neue Welt ist, das erschlossene Räthsel himmlischer Glückseligkeit. — Dann wird wieder Alles zum Traume und die Glückseligkeit wieder zum Räthsel werden.

Sie sprachen während der ganzen Fahrt kein Wort. Pflégten sie ja doch immer wortlos ihre Fahrt zu machen. Die beiden Kappen gingen in ihrem gewohnten Trab den Weg, den sie bereits auswendig kannten. Sie kannten diesen Weg so gut, daß sie bei jeder holprigen Stelle, bei jeder Brücke den Schritt verlangsamten und darauf wieder ein rascheres Tempo einschlugen. Sie brauchten keine Peitsche.

Der Wagen war bereits an jener Stelle angelangt,

wo gegenüber dem, am Ende der Nachbarstadt stehenden Kreuz regelmäßig umgekehrt wurde und noch hatte sich nichts ereignet, Niemand wartete auf sie.

War etwa Barthelmy's Gerebe nur eine leere Drohung gewesen?

Henry mußte bereits, daß er über diesen Punkt nicht hinauszufahren habe und wendete mechanisch das Gespann zur Umkehr. So ging es schon seit Jahren Tag für Tag.

Bei der Rückfahrt pflegte der Wagen am Waldsaum zu halten, von wo ein Fußsteig zwischen lauschigem Gebüsch auf einen weiten, mit Rasen bewachsenen Platz führte. Das war der Ort ihrer gewöhnlichen Promenade, wo ihnen häufig der Waldhüter begegnete, der behauptete, daß der namenlose Herr zweierlei verschleierte Damen hat, und einmal die Eine, ein andermal die Andere spazieren führt. Dieses einermal hatte er Recht. Hier ist die Andere.

Auch dieser Anderen gefielen die blauen Glockenblumen, die aus dem Grase hervorlugten und die Vergißmeinnicht. Auch diese möchte sich gerne ein Sträußchen zur Erinnerung pflücken, doch auch dieser wird kurz und streng gesagt, daß dies nicht gestattet sei.

Im Herbst pflegen auf den wilden Rosen zottige Knospen zu wachsen, die wie wunderbar struppige Distelköpfe aussehen. (Es sind dies die Knollen der cynips rosae mit dem Flachausdruck Bedeguar genannt.)

„Darf man auch diese nicht abreißen?“ fragte die Dame.

„Wozu?“ entgegnete Babel.

„Man erzählt sich, daß, wenn man derlei einem Kinde,

daß nicht einschlafen kann, unter den Kopf legt, es sofort in einen ruhigen Schlaf verfällt; darum nennt man auch dieses Gewächs „Schlafapfel“.

„Mag sein.“

„Haben Sie keine Kinder?“

„Ich?“ rief der Graf erstaunt aus. Er seufzte schwer auf. Eine unaussprechliche Bitterkeit kam in seinem Gesicht zum Ausdruck. (Hieß es ja doch von ihm, daß er verheirathet sei.) „Rehren wir zum Wagen zurück!“

Die Rückkehr ging jedoch nicht ohne Hinderniß vor sich.

Als sie umkehrten, sahen sie auf dem Fußsteig, der durch das Gebüsch führte, drei Männer ihnen entgegenkommen. Es waren Dragoner-Offiziere; die hinteren waren in weiße Mäntel gehüllt; jener, der voranschritt, trug keinen Ueberwurf.

„Das ist Barthelmy!“ flüsterte die Dame, während sie den Arm drückte, auf welchen sie sich stützte.

Auf dem Gesicht des Grafen war kein Stimmungswechsel wahrzunehmen. Er schritt ruhig auf dem Rasen weiter, den Nahenden entgegen.

Diese hatten sicherlich den Wagen des Grafen eingeholt und dann von Henry erfahren, welchen Weg der Graf eingeschlagen hatte; hierauf hatten sie ihre Pferde den Reitknechten übergeben und waren ihnen nachgegangen.

Bald standen sie einander gegenüber.

Der Oberst war von hoher, ansehnlicher Gestalt; er trug den Kopf hoch; zu seiner gebogenen Adlernase, zu dem glattrasirten Gesicht paßte sein stolzer Blick. Aus jeder

seiner Bewegungen sprach hochmüthiges Selbstvertrauen, vermengt mit herausforderndem Spott, den seine höflichen Alluren nur zu maskiren suchten.

„Herr Graf!“ sprach er vor Babel hintretend. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Oberst Vicomte Leon Barthelmy.“

Ludwig Babel murmelte Etwas, was beiläufig besagte, daß es ihn recht sehr freue, dies erfahren zu haben.

„Ich wünsche schon seit langer Zeit Ihre Bekanntschaft zu machen,“ fuhr der Oberst fort, dessen beide Begleiter in einer Entfernung von sechs Schritten hinter ihm stehen geblieben waren. „Ich war so unglücklich, Sie zweimal nicht zu Hause zu treffen, einmal aber zu einer Zeit zu kommen, da Sie sich schon niedergelegt hatten. Auch Sie waren so freundlich, meinen Besuch zu erwidern; ich aber war abermals so unglücklich, zweimal nicht zu Hause und das dritte Mal noch nicht aufgestanden zu sein, als Sie mir Ihren Besuch zudachten. Nun wünsche ich aber auf jeden Fall mit Ihnen zusammenzutreffen. Darum habe ich die Gelegenheit ergriffen, Ihnen jetzt zufällig begegnen zu können. Ich habe die Ehre, Ihnen meine beiden Freunde vorzustellen! Rittmeister Kriegseisen, Oberlieutenant Zagodics vom Dragoner-Regiment Kaiser Alexander.“

Graf Babel beeilte sich in zuvorkommender Weise sein aufrichtiges Vergnügen darüber auszusprechen, auch diese Bekanntschaft gemacht zu haben.

„Womit kann ich Ihnen dienen Herr Oberst!“

„Das ist eine sehr einfache Sache, Herr Graf. Mich

hat ein eigenthümlicher Unfall betroffen. Er pflegt Ehemännern zu arriviren. Ich gehöre jedoch nicht zu jenen phlegmatischen Naturen, die derlei auf die leichte Achsel nehmen. Und das ist Sache des Temperamentes. — Mein Blut ist um einen Grad wärmer, als das anderer Leute. — Meine Frau hat mich betrogen und ist mit Jemandem durchgegangen, den ich nicht kenne. Das sind nun schon vier Jahre her. — Ich habe die ganze Welt nach ihnen durchsucht. — Ich bin nirgends auf sie gestoßen. — Endlich hat mich das Schicksal in diesen verborgenen Winkel der Erde geführt. — Hier höre ich von einem geheimnißvollen Kastell, das Jedermann das namenlose Schloß nennt; — ich erfahre, daß ein stattlicher, ritterlicher Kavalier dasselbe mit einer Dame bewohnt, deren Antlitz noch Niemand gesehen hat, weil sie sich immer nur verschleiert vor der Welt zeigt. — Sie werden mich nicht zu streng beurtheilen, wenn die Gluth, die in mir vollständig erloschen, bei diesem Anlaß wieder in hellen Flammen aufgelodert, wenn Ange Barthelmy mir in den Sinn gekommen ist. Ich schulde meinem Herzen, ich schulde meiner Ehre die Frage: ob jene Dame, die in Begleitung des Grafen Bavel stets dicht verschleiert vor der Welt erscheint, nicht Ange Barthelmy, nicht meine Gattin ist?"

Ludwig Bavel erwiderte darauf im ruhigsten, gemäßigtesten Tone:

„Herr Vicomte Leon de Barthelmy! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Kavalier, daß die Dame, die ich an meinem Arm führe, nicht Madame Ange Barthelmy ist, —

nie Ihre Gattin war. Hierauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann.“

Der Oberst lächelte eigenthümlich.

„Herr Graf! Ich acceptire Ihr Ehrenwort als voll-
wichtig in jeder speziellen Frage. Im Allgemeinen bin ich
jedoch zu negiren bemüht, daß welches immer Ehrenwort in
der einen Frage Geltung habe, in der es sich um Frauen
handelt. Wir wissen sehr gut, daß in Herzensangelegenheiten
selbst der Eid ein sehr zweifelhafter Beweis ist. Wo eine
Frau oder ein Ehemann getäuscht wird, sind alle Satzungen
der Ehre suspendirt. Ein solcher Fall liegt extra leges.
In diesem ist die Täuschung ebenso gestattet, ja sogar eben-
so Pflicht, wie — im Kriege! Wenn mich der Feind fragen
würde, ob nicht in jenem Wald Militär verborgen sei, würde
ich ihn bei meiner Ehre versichern, daß dort keines zu finden
sei, wenngleich jeder Strauch mit Musketen vollgestopft
wäre. Im Krieg und in Frauenangelegenheiten giebt es
kein Ehrenwort.“

„Dann vermag ich nicht zu errathen, was Sie noch weiter
von mir wünschen.“

„So will ich es Ihnen sagen, um Ihnen die Mühe
des Rathens zu ersparen. — Vollständige Ueberzeugung von
der Grundlosigkeit meines Verdachts kann ich nur durch Ge-
wisheit erlangen, die ich mir durch meine eigenen Augen
verschafft habe. Und ohne diese weiche ich nicht von hier.“

„Dann bedauere ich Sie, werde aber gezwungen sein,
Sie inmitten Ihrer Zweifel hier stehen zu lassen.“

Und hierauf machte Graf Babel Miene, weiterzugehen.

Oberst Barthelmy setzte ihm, zwar noch immer mit dem höflichen Gesichtsausdruck, den Fuß vor.

„Ich jedoch werde Sie ersuchen, hier zu bleiben.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Geradewegs zu dem Zwecke, damit ich aus den reizenden Gesichtszügen der Dame, die Sie begleiten, mich überzeuge, ob der Wurm in meinem Innern recht habe, an mir zu nagen, oder nicht?“

Diese letzteren Worte stieß der Oberst schon im unverhüllten Tone wilder Erregung aus, während er mit dem gespornten Fuß heftig auf den Boden stampfte.

In demselben Tone aber schrie Graf Babel ihm zurück:

„Diesen Zweck werden Sie aber nicht erreichen, mein Herr.“

In diesem Augenblick waren die Arme der beiden Männer auch schon hoch erhoben, und nur das Eine war noch fraglich, wer zuerst den andern vor die Stirne schlagen werde.

Dieser verhängnißvollen Scene machte Baronin Katharina plötzlich ein Ende, indem sie rasch den Schleier von ihrem Hut zurückschlug und einfiel:

„Hier, mein Herr! Sehen Sie also, wer ich bin.“

Leon Barthelmy wich überrascht zurück und legte hastig die Hand vor den Mund, als wolle er ein Wort zurückhalten, das ihm schon auf der Zunge schwebte, dann verneigte er sich mit einem im vollendetsten Mennetteschritt abgezirkelten Kompliment vor dem Grafen, und sagte:

„Herr Graf! Nehmen Sie hiemit meine feierlichste

Bitte um Vergebung entgegen. Diese Dame ist nicht Ange Barthelmy. Diese Herren hier sind Zeugen, daß ich Sie nach allen Regeln und Formen der Ritterlichkeit um Entschuldigung gebeten habe."

Die beiden Begleiter des Obersten waren nun näher getreten und blickten mit eigenthümlicher Neugier auf die Dame, die neben dem Grafen Babel stand und in deren Haus sie noch gestern Komödie gespielt und gezecht hatten. — Leon Barthelmy hatte, auch während er sich vor dem Grafen Babel verbeugte, einen Seitenblick auf die Baronin geworfen und dieser Blick war voll verletzenden Hohnes gewesen.

Die Wendung war so rasch eingetreten, wie wenn ein plötzlicher Blitzstrahl eine nächtliche Landschaft erhellte. In diesem Augenblick mußte jenes himmlischsüße Gefühl: daß diese Frau, um ihn zu schonen, sich so selbstvergessen opfert, und jene höllische Bitterkeit: daß diese ihn vertheidigende, wegen seiner leidende nun ein so schimpflicher Blick trifft, Ludwig's ganzes Herz durchzucken.

Er war nicht mehr Herr seiner Erregung. Er riß eine Pistole unter dem Mantel hervor, richtete deren Lauf gegen das höhnisch lächelnde Gesicht des Obersten, gerade zwischen dessen zwei Augen und stieß mit von Leidenschaft heiserer Stimme die Worte hervor:

„Und ich fordere von Ihnen, daß Sie sich vor dieser Dame entschuldigen, und daß Sie dieselbe um Vergebung bitten!“

„Sie fordern das?“ fragte Oberst Barthelmy, fortwährend

spöttisch lächelnd und in den Lauf der Pistole blickend, aus welcher ihm die Kugel grimmig entgegensah.

„Oder ich zerschmettere Ihnen das Gehirn.“

Die beiden Begleiter griffen an ihre Säbel. Katharina warf sich aufschreiend an Bavel's Brust, während sie ihre Hände flehend zu ihm erhob.

„Ich werde wohl früher fragen dürfen, Herr Graf,“ entgegnete Barthelmy im ruhigen, gemessenen Tone, „was diese Dame für Sie ist?“

Graf Bavel besann sich auch nicht einen Augenblick auf die Antwort.

„Diese Dame ist — meine Braut“

Das spöttische Lächeln verschwand sofort von den Lippen des Obersten; die Säbel seiner Begleiter rasselten in die Scheiben zurück.

„Dann beeile ich mich, Abbitte zu leisten,“ erwiderte Leon Barthelmy. „Genehmigen Sie, Madame, meine tiefste Verehrung, und versagen Sie mir nicht Ihre Vergebung für eine Beleidigung, die ich in meiner Unwissenheit begangen habe. Erlauben Sie, daß ich meiner aufrichtigsten Huldigung mittels dieses sühnenden Handkusses Ausdruck gebe.“

Und da die Dame mit beiden Händen den Arm des Grafen Bavel umklammert hielt und seine derselben dem Vergebung Heischenden hinreichte, blühte sich dieser so tief, um mit seinen Lippen die Fingerspitzen der Dame berühren zu können, und nahm selbst den Helm vom Kopfe, und hielt ihn während dessen unter dem Arm.

Dann wendete er sich an seine Begleiter und sprach entblößten Hauptes:

„Meine Herren! Sie waren Zeugen, daß ich eine grundlos zugefügte Beleidigung aufrichtig bereut und dafür mit ritterlicher Bereitwilligkeit um Entschuldigung und Vergebung gebeten habe. Sie sind hiermit zufriedengestellt, Graf Babel?“ sagte er sodann, den Helm wieder aufsetzend.

„Ja.“

„Dann reichen wir einander die Hände. — Keine Feindseligkeit. — Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Glückwunsch. — Ihnen aber, Baronin, danke ich für die Lektion, die Sie mir ertheilt haben. Ich habe meine Schuld dafür abgetragen.“

Hiermit verbeugte er sich noch einmal, und trat zur Seite, zum Zeichen, daß der Weg frei sei.

Sein ganzes Benehmen war ein so ausgesprochen ritterliches gewesen, daß man es ihm unmöglich übel nehmen konnte.

Babel reichte ihm die Hand hin.

Katharina nahm wieder den Schleier vor das Gesicht, und drängte unmuthig Ludwig zum Gehen. Frauen verzeihen nicht so leicht.

Sie gingen auf dem Fußsteig voran. Die drei Männer begleiteten sie in achtungsvoller Entfernung.

Die Entfernung war aber nicht groß genug, daß die Vorangehenden ein Gespräch miteinander hätten beginnen können.

Als sie zu ihrem Wagen gelangt waren, fanden sie

dort am Rande des Waldes die Reitknechte der drei Offiziere mit den Pferden ihrer Herren.

Graf Babel mußte hier die Nachkommenen erwarten, um mit diesen einen Abschiedsgruß auszutauschen. Die vier Diener mußten sehen können, daß sie nicht einander verfolgt hatten, sondern daß sie als gute Freunde von einander schieden.

Als Katharina und Ludwig wieder im Wagen saßen, konnten sie gleichfalls nicht miteinander reden. Jener Dritte dort auf dem Boß hätte ihr Gespräch hören können.

Was für ganz andere Gefühle waren jene, welche bei der Rückfahrt im Herzen Babel's einander jagten. Der Träumende hatte im Schläfe Etwas ausgerufen, woraus auch Jene, die nicht schliefen, entnehmen konnten, was er geträumt hatte; er hatte das Traumgebilde gezwungen, auch nach dem Erwachen zu verbleiben. Er fühlte, daß er das Recht hatte, zu thun, was er gethan hatte. Diese Frau liebt ihn, wie nur je ein Weib lieben konnte. — Und was Babel gethan, war auch seine Pflicht zu thun gewesen. Auch er liebte diese Frau.

Es war keine Lüge, was er gesagt hatte, nur eine rhetorische Lizenz; *Hysteron-Proteron*.

Es war nicht eine durch zwingende Umstände erpreßte Rehabilitation der verletzten Frauenehre — es war Wahrheit gewesen, denn es war empfunden worden.

Graf Babel ließ den Wagen abermals bei dem rückwärtigen Thore des Parkes halten, dort die Baronin aus-

steigen und sendete dann Henry mit dem Wagen zum Hauptthor; er selbst führte die Baronin in den Park.

„Was haben Sie gethan?“ fragte diese erregt, als sie allein waren.

„Ich habe ausgesprochen, was mein Herz gefühlt hat.“

„Wissen Sie, was Sie hiermit gethan haben?“

„Was?“

„Sie haben es unmöglich gemacht, daß wir uns je wieder begegnen, daß wir miteinander sprechen, miteinander korrespondiren.“

„Ich begreife das nicht.“

„Wenn Sie nur einen Augenblick darüber nachdenken wollten, so würden Sie es verstehen. Ich frage nicht, was jene geheimnißvolle Dame Ihnen ist. Das aber weiß ich, daß Sie ihr Alles sind. Glauben Sie nicht, daß mein Herz genug schlecht sein könne, um dieser Frau, die ich gar nicht kenne, ihre ganze Welt zu rauben. Ich kann nicht lügen. Ich kann mich nicht verstellen. Ich habe Sie tiefer in mein Herz blicken lassen, als daß ich verleugnen könnte, was ich fühle. Noch giebt es aber auf dem Grunde meines Herzens ein Etwas, was Sie nicht gesehen haben. Es ist der Stolz. Ich werde Sie nicht von einem Weibe losreißen, an das Sie gekettet sind. Wir haben unser Zusammenreffen in diesem Leben beendet. Vielleicht können wir es in einem andern wieder beginnen. Ich bitte Sie, bleiben Sie hier. Ich finde auch allein den Weg zu meinem Rahn. Niemand weiß im Kastell von meiner Entfernung, ich muß mich sputen, damit man sie nicht bemerke. Und nun bitte

ich Sie nur um das Eine: Versuchen Sie nicht, sich mir zu nähern; denn sowie Sie mich besuchen wollen, ziehe ich aus dieser Gegend weg. Und noch etwas! Sagen Sie jener Dame, die es interessirt, nicht, wer in einer bösen Stunde ihren Platz eingenommen hat. — Adieu!"

Hiermit zog sie den Schleier noch dichter über ihr Gesicht zusammen, schwebte zur Parkthüre hinaus, und verschwand mit Schritten, die über der Erde hinzugleiten schienen, unter den Weiden.

Ludwig Babel stand noch lange im Thormweg, stierte in's Leere hinaus, und — sah sie noch immer dort vor sich.

Viertes Kapitel.

Aus alledem wurde aber dann schon eine gewaltige „Heße"! Wenn die Baronin Katharina nur das gewollt hatte, so hatte sie es erreicht.

Doktor Tromsöky trug Tag für Tag neue Versionen zu dem Gerüchte zusammen, das über die Baronin im Umlauf gesetzt worden war. Natürlich hatten die Offiziere Alles weiter erzählt. Was hätten sie auch für einen Grund gehabt, es geheim zu halten?

Und wer das am besten zu vergrößern und auszuschnüden verstand, war natürlich der Doktor selbst. Ist's ja doch er, der Alles am besten wissen muß.

Noch hatte die Baronin ein paar Verehrer, die es versuchten, den gegen sie ausgestreuten Klatsch zu entkräften;

unter diesen stand der Vicegespan obenan, der selbst gleichfalls ein gradfönniger, ehrenhafter Mann, auch bei anderen Leuten Ehrenhaftigkeit so sehr voraussetzte, daß er, wenn er als Richter über Verbrecher das Urtheil zu fällen hatte, sie insgesammt freisprach, wenn sie nicht auf der That ergriffen worden waren. Bernard Görömbölyi war sogar, als während der Sedrien diese Angelegenheit an der Tafel des Obergespans auf's Tapet gelangte, mit dem Obersten, der gleichfalls geladen war, in Streit gerathen, da er rundweg erklärte, es sei eine pure Unmöglichkeit, daß jene Dame, die mit dem Grafen Bavel im namenlosen Schloß wohnt, mit der Eigenthümerin der Besitzung identisch sei; sei diese doch erst drei Jahre später in diese Gegend gekommen, während die andere Dame sich schon längst dort verborgen gehalten habe. Daß aber sei schon gar ein völlig entlastender Umstand, daß, während das ganze Dorf zu einer bestimmten Stunde die verschleierte Dame mit dem Grafen Bavel ausfahren und wieder in das namenlose Schloß zurückkehren sah, die ganze Dienerschaft im Kastell zur selben Zeit wahrnehmen konnte, daß Baronin Katharina in ihrem Kastell anwesend sei.

Der wohlwollende Protektor ahnte gar nicht, wie sehr er einen Sturm gegen den Grafen Bavel erzeuge, indem er seine Dufsfreundin in dieser Weise vertheidigte. War diese Vertheidigung begründet, dann mußte ja Oberst Barthelmy ersehen, daß er in irgend einer Weise hintergangen worden sei.

Zum Glück gab es aber auch einen übelwollenden Protektor in der Nähe, den Doktor, und dieser beeilte sich,

mittels seines eigenen Zeugnisses das Raisonnement des Vicegespanns zunichte zu machen.

„So verhält sich die Sache. Daß die Baronin Katharina, wie ihre ganze Dienerschaft sehen konnte, immer zu Hause in ihrem Kastell war, und ein wahres Nonnenleben geführt hat, das ist richtig. Aber: Wer hat die Baronin vor zwölf Uhr Mittags aus ihren inneren Gemächern kommen sehen? Und dann: Wer hat je die Ehre gehabt, mit der Baronin nach Mitternacht sprechen zu können? Um Mitternacht zog sie sich selbst von ihren Tanzsoiréen zurück. Was ist da natürlicher als die Folgerung, daß sie die Zeit während welcher sie für Jedermann unsichtbar war, im namenlosen Schloß zubrachte! Das Hin- und Hergehen war sehr leicht zu bewerkstelligen; sie fuhr mit ihrer Gondel über die Bucht, die durch ihre beiderseitigen abgeschlossenen Parks verdeckt wird. So läßt es sich ganz gut erklären, daß die Baronin auch schon bevor sie das Gut angekauft hatte, hier war, und daß die verschleierte Dame, die mit dem Grafen Bavel im namenlosen Schloß wohnte, sie selbst und keine andere war. Sogar zur Statution war sie nicht aus Wien gekommen. Alle Leute haben gesehen, daß der Postwagen leer angelangt, die Baronin aber aus dem Park zum Vorschein gekommen ist. Auch damals ist sie aus dem namenlosen Schloß gekommen! Die allerverlässlichste Thatsache aber, welche die ganze Intrigue an's Tageslicht bringt, ist mein nächtlicher Besuch im namenlosen Schloß. Die verschleierte Dame kommt selbst zu mir. Ich gehe mit ihr zu dem Kranken; dieser fällt wüthend über seinen Bedienten

her, wie derselbe zulassen konnte, daß die Dame zu mir gehe. Er fürchtete sich vor der Entdeckung. Ich lief davon und zwar so schnell, daß ich einen Hasen hätte einholen können. Ich lief geradewegs in's Kastell. Ich sagte dem Kammerdiener, daß ich die Baronin sogleich zu sprechen wünsche; dieser kommt mit der Meldung heraus, die Baronin lasse mich nicht vor, denn sie sei krank. Ist das nicht etwa ein Unsinn? Sie läßt ihren Hausarzt nicht vor, weil sie krank ist! Ich sende die Post zurück, daß ich einen ganzen neuen Klatsch aus dem namenlosen Schloß bringe. Wieder läßt sie mir sagen, ich möge damit morgen kommen. — Ist vielleicht so etwas schon erhört worden? Wer nur einen Funken Psychologie in sich hat, wird hierin den ausschlaggebenden Beweis finden, daß man mich nur deshalb nicht vorgelassen hat, weil die Baronin nicht zu Hause war."

Dieses Raisonnement fand allgemeinen Beifall.

Der Vicegespan wollte zwar Einsprache dagegen erheben, da fiel ihm aber das Motto des Ingenieurs in die Rede:

„Ne, ich wüßte schon etwas zu sagen.“

„So sagen Sie es also!“

„Ich sage also, daß ich sage, daß es mir gleich verdächtig vorgekommen ist, daß die Baronesse so mir nichts dir nichts Bruderschaften schloß und Küsse austheilte. Sag' ich!“

Mit dieser Aeußerung hatte sodann Vicegespan Görömbölyi die Partie total verloren.

Umso sicherer aber hatte Graf Babel gewonnenes Spiel. In Folge jener Aufklärung schwand der letzte Rest des

Verdachts in Oberst Barthelmy. Die Baronin Landknechtschild war für ihn eine raffinirte Kokette, und auch der geheime Grund, weshalb sie sich aus der Welt zurückgezogen, war nunmehr enthüllt.

Der verleumdeten Frau war in der ganzen vornehmen Tischgesellschaft nur ein einziger Vertheidiger in der Person des ehrwürdigen Herrn Mercatoris geblieben, der in seiner Eigenschaft als Senior zur Tafel gezogen war; aber auch seine Vertheidigung war weder der Mühe noch des Dankes werth; hatte er doch seinen Text aus jener Stelle der Bibel geholt, in welcher nach dem Evangelisten Lucas einem sündigen Weib viel vergeben wird, weil sie viel geliebt hat.

Baronin Katharina erfuhr auch dies und es machte ihr vielen Spaß.

Sie rächte sich hierfür dadurch, daß sie den Doktor, den „Inschellor“ und den Geistlichen zu Tische lud und sie dann nöthigte, ihr zu erzählen, wie sich die Sache zugetragen hatte. Diese Herren wollten zuerst von der ganzen Geschichte nichts wissen; als sie aber sahen, wie sehr die Dame jenes verleumderische Gerede von der scherzhaften Seite nahm, rückten sie nach und nach mit ihren Geständnissen heraus und bereiteten ihr so mit der üblen Nachrede, die von ihnen selbst ausgegangen war, recht viel Vergnügen.

Darin stimmten sie sodann insgesammt stillschweigend überein, daß in dem ganzen Mechanismus dieser Frau irgend ein Mädchen fehle.

Ein seltener Fall, daß eine Frau, ganz besonders aber

ein Mädchen, es unterhaltend findet, wenn sie in so unbarmherziger Weise verleumdet wird.

Wird nicht etwa ihre Familie sich in die Angelegenheit mengen?

Und was für einen Grund mag sie zur Verheimlichung haben?

Warum aber heirathet sie der Graf nicht, wenn sie schon so weit miteinander gekommen sind?

Nach jener Enthüllung wurde das Räthsel noch viel verworrener.

Und umsomehr, als man von jenem Tage an die verschleierte Dame nicht mehr an der Seite des Grafen Bavel sehen konnte. Sie fuhren nicht mehr miteinander spazieren.

Wir werden sogleich auch den Grund hiervon erfahren.

Fünftes Kapitel.

Ludwig Bavel war mit Marien erst bei Tische wieder zusammengekommen. Bis dahin hatte er sich nicht vor ihr gezeigt. Er hatte geglaubt, bis dahin seine Gemüthsbewegung insoweit beschwichtigen zu können, daß diese sich nicht in seinen Gesichtszügen verrathe.

Gleichwohl behte er, als er mit dem Mädchen zusammentraf. Das Bewußtsein der Untreue quälte sein Gewissen. Ihm war es nicht gestattet, sein Herz zu verschenken. Wie kann er ihr fortan sagen. „Ich gehöre mit Leib und Seele Ihnen an.“

In dem Benehmen des Mädchens ihm gegenüber, trat von jener Stunde an eine überraschend große Veränderung ein. Marie bemühte sich, bescheiden, aufmerksam, folgsam zu sein. Wenn er sie ansprach, erheiterte sich ihr Gesicht, sonst war sie ernst und zurückhaltend.

Sollte sie vielleicht etwas ahnen?

Ist etwa der in sich abgeschlossenen Seele die Kraft gegeben, die Geheimnisse der Seele eines Andern errathen zu können?

Wie aber, wenn sie etwas gesehen hätte?

Konnte es nicht geschehen sein, daß Marie, von dem Wunsch getrieben, Ludwig auf seinem Wege zu begleiten, sich in das Observatorium stahl, und daß das verrätherische Rohr ihr etwas mittheilte, was den Anstoß zu endlosen Gedanken gab?

Oder hatte sie nicht einmal das nöthig gehabt? Genügt etwa einer sympathischen Seele eine Eingebung, damit sie mehr als jene wisse, die mit eigenen Augen gesehen haben?

Fortan war sie bemüht, Ludwig gegenüber freundlich und zuvorkommend zu sein; es war aber zu ersehen, daß ihr Bestreben ein absichtliches sei.

An diesen Abend gab sie sehr spät das Zeichen mit der Glode, daß sie sich zur Ruhe begeben habe, und Ludwig fand als er eintrat, umherliegende Bücher auf dem Tische. Das Mädchen brachte seine Zeit mit Lernen zu.

Am andern Tag kam Ludwig in der gewöhnlichen Vormittagsstunde zu Marien, um sie zur Spazierfahrt einzuladen.

„Ich danke. Ich fahre nicht,“ sagte Marie.

„Und warum nicht?“

„Das Fahren thut mir nicht gut.“

„Seit wann bemerken Sie dies?“

„Schon seit langer Zeit.“

Ludwig blickte sie staunend an. Was soll das? Sollte Marien etwa ahnen, daß gestern in diesem Wagen jemand Anderer an ihrem Platz gesessen ist? Sollte ihr etwa irgend eine natürliche Regung (vielleicht der Stolz) eingeben, daß dieser Platz bereits besetzt ist?

„Werden Sie auch morgen nicht mit mir ausfahren?“

„Wenn Sie erlauben werde ich zu Hause bleiben.“

„Fehlt Ihnen etwas?“

„Nichts. Nur liebe ich das Schütteln des Wagens nicht.“

„Dann werde ich die Pferde verkaufen.“

„Sie werden sehr gut daran thun, wenn Sie selbst sie nicht benöthigen. Ich werde dann umsomehr in meinem Garten spazieren gehen.“

„Und wenn der Winter kommt?“

„Dann werde ich mich im Hofe ergehen, und werde Schneemänner machen, wie es die Bauernkinder thun.“

Ludwig wurde nachdenklich. Hätte er sie nicht so gut bewacht, so wäre er zu glauben geneigt gewesen, daß Henry von seiner gestrigen Begegnung im Walde mit den drei Dragoner-Offizieren geplaudert habe; dieser hatte aber seither keine Gelegenheit gehabt, auch nur im Entferntesten mit ihr in Verührung zu kommen.

Daß Ende vom Liede war aber doch, daß Ludwig die Pferde verkaufte. Er verschleuderte sie um einen Spottpreis

so gut wie verschenkt, an einen Bauer im Dorfe, und die verwöhnten Carossiers lernten nun den Pflug ziehen.

Alle Promenaden Mariens aber beschränkten sich fortan nur auf ihren Blumengarten. Außerdem lernte und schrieb sie den ganzen Tag.

Wenn sie sich in den Garten begab, wurde der Gärtnerjunge währenddessen von dort entfernt und bis zu ihrer Rückkehr anderweitig beschäftigt.

Der Gärtnerjunge war ein junger Mann, der älteste Sprosse der Familie Schmidt, des Lesens und Schreibens kundig. Graf Babel liebte ihn, weil er ein so stiller und wortlanger Bursche war; er besuchte nie das Wirthshaus.

Er hatte den Auftrag während die Dame im Garten verweilte, das abgefallene Laub auf den Wegen und dem Rasen des Parkes zusammenzurechen. Dort sah ihn Marie jedesmal.

An einem Nachmittag im Spätherbste war Josef, der Gärtnerjunge, als Marie wieder auf dem Heimweg begriffen war, damit beschäftigt, die abgefallenen Früchte der wilden Kastanienbäume, welche den Seitentract des Schlosses verdeckten, in Haufen zu sammeln, und dabei war er näher als gewöhnlich an den Weg gelangt, welchen Marie zu gehen pflegte.

Die Schmidt schritt wie immer voran, sie hatte den Befehl, sich nie umzublicken, und sie hätte diesen nicht um die Welt übertreten.

Marie blieb, als sie in die Nähe des Gärtnerjungen kam, einen Augenblick stehen. In diesem Augenblick war

ihr eingefallen, daß sie jetzt von Niemandem überwacht werde. Ludwig, von dem sie sehr gut wußte, daß er ihr vom Observatorium aus fortwährend mit seinen Blicken folge, so lange sie sich im Garten ergeht, kommt auf das Zeichen, das sie giebt, indem sie ihr Taschentuch in die Höhe wirft, vom Thurme herab, um der Schmidt den Thüreschlüssel durch's Fenster zu reichen. Während er auf dem Wege dahin ist kann er unbedingt nicht auf sie Acht geben. Das ist sicher.

Rasch hatte Marie sich entschlossen.

Während die Schmidt, ohne sich umzusehen voranging, richtete sie plötzlich ihre Schritte gegen die Kastanienbäume und ging eilends auf den Gärtnerjungen zu. Dieser arbeitete stille für sich fort, und war nicht wenig erstaunt, als er die Dame, mit der auch nur ein Wort zu sprechen ihm strenge verboten war, geradewegs auf sich zueilen sah.

Marie sagte mit ersticktem Athem zu dem Jungen .

„Ich bitte, seien Sie so gut, nehmen Sie diesen Brief.“

Sie hatte aber kaum dies sagen können, und der Brief war eigentlich noch gar nicht in den Händen des Gärtnerjungen, als die kleine Eisenthüre, die sich an der Nordseite des Kastells befand, plötzlich aufsprang, und Graf Babel, wüthend wie ein wildes Thier, herausstürzte. Mit der einen Hand erfaßte er den Arm des erschrockenen Gärtnerburschen, und schnellte diesen von sich, daß er sich überstürzend in das Gesträuch fiel, mit der andern Hand ergriff er jene des Mädchens. Der Brief war aus den Händen Beider zu Boden gefallen. Der Graf raffte ihn auf, steckte ihn in die

Tasche und zog dann das Mädchen wortlos und schnell mit sich fort.

(Der gute Gärtnerbursche verblieb bis an das Ende seines Lebens in dem Glauben, daß sich eine vermunschene Prinzessin in ihn verliebt hatte, daß sie aber mitten in ihrer Liebeserklärung ertappt, und so das große Glück, das seiner harrte, zu Wasser geworden sei.)

Ludwig aber führte das Mädchen gerademwegs in's Studierzimmer. Bis dahin hatte er nicht ein Wort zu ihr gesprochen. Sein Gesicht war vor Zorn und Entsetzen so bleich geworden, daß es erschreckend anzusehen war.

Als sie dann allein waren innerhalb der vier abgeschlossenen Wände, trat er vor Marien hin und blickte ihr vorwurfsvoll in's Auge. „Sie“ wollten Jemandem einen Brief schicken?“

Das Mädchen blickte dem Zürnenden ruhig in's Gesicht.

„An wen lautet der Brief?“

Marie lächelte traurig und senkte leise den schönen Kopf.

Babel zog den aufgefangenen Brief aus der Tasche.

Auf demselben stand als Adresse geschrieben:

„Der schönen, guten, lieben Nachbarin.“

„Sie wollten der Baronin Landsknechtsschild schreiben?“

„Ich weiß ihren Namen nicht, darum habe ich so geschrieben.“

Als Babel den Brief umdrehte, sah er auf der andern Seite als Siegel das Wappen des Mädchens, jenes Wappen, das alle Welt kennt.

Er beeilte sich, es in winzige Theilchen zu zerbrechen.

Dann konnte er lesen, was in dem Brief stand:

„Meine liebe, schöne, gute Frau!

Lieben Sie meinen Ludwig. Machen Sie ihn glücklich, er ist ein guter Mensch. Ich bin für ihn nichts und Niemand.

Marie.“

Als er dies gelesen hatte, schlug er sich mit beiden Fäusten vor Stirn und Herz, fiel der Länge nach auf's Kanapée hin und begann bitterlich zu schluchzen.

Das Mädchen ging jetzt nicht zu ihm hin, um ihn zu begütigen. Sie sah mit bedauerndem Blick auf ihn nieder, und seufzte schwer auf.

„Daß Sie mir nichts und Niemand seien!“ stöhnte der Mann mit erstickter Stimme.

„Nichts und Niemand!“ flüsterte das Mädchen leise ihm nach.

Da sprang Babel auf und trat vor sie hin; seine brennenden Augen waren noch mit Thränen gefüllt.

„Was wollen Sie, Marie? Was wollen Sie?“

Marie erfaßte hierauf seine Hand und sprach, ihre ganze Seelenstärke anbietend, aus der Fülle ihres Herzens:

„Was ich will? Ich will, daß Sie mir eine Mutter geben! Ich will, daß Sie mir eine Frau in's Haus bringen, die ich liebe und die mich liebe; eine Frau, die mir befehle, und der ich gehorche; der ich erzählen kann, wenn mich etwas bekümmert oder erfreut; die mich auszankt, wenn ich Uebereithen begehe, und der ich die Hände küssen kann, wenn sie mich zurechtgewiesen hat. Geben Sie mir eine Mutter; ich werde dieser ein gefügiges, folgsames Kind sein; ich

werde sie nie betrüben, ihr nie widersprechen; wie immer sie mich behandeln möge, werde ich es von ihr hinnehmen, und werde die Stunde segnen, in welcher sie in dieses Haus getreten ist. Mir graut bereits vor dem Alleinsein."

"Sind wir denn nicht zu Zweien?" sagte der Mann mit dumpfer Stimme. "Und bin ich nicht ebenso einsam wie Sie?"

"Und glauben Sie, daß dies Ihr Marmorgesicht nicht die Last ist, die meine Seele schwer bedrückt? Jener eiserne Blick, mit dem Sie das entsetzlichste Geschick ertragen, ist für mich das allerschrecklichste Gespenst. Tag für Tag sehe ich jenes Antlitz, das sich wegen meines fluchbeladenen Schicksals lebendig begraben hat; jung, voll Kraft, voll Geist, reich; und nie sehe ich ein Lächeln, nie einen Freudenstrahl auf demselben; erschöpft, ertödtet, vernichtet! Und dann muß ich wissen, daß ich die Ursache von alledem bin! Daß mein Sein der Fluch über dem Haupte jenes einzigen Menschen ist, der weiß, daß ich auf der Welt bin."

"Um's Himmelswillen, Marie! Wer giebt Ihnen solche Gedanken ein?"

"Meine langen Nächte! O, was lerne ich nicht Alles in jener tiefen Finsterniß! Ach, wenn ich Ihnen das Alles erzählen würde! — Nur Eines davon will ich Ihnen sagen. Nicht umsonst habe ich Sie einst, vor langer Zeit, gefragt, wie es wohl mit dem Tode bestellt ist? Ob auch noch nachher etwas wehe thue, oder ob mit ihm Alles zu Ende sei? Hätten Sie damals weiter gefragt, hätte ich Ihnen etwas gesagt. Ihr habt damals, als Ihr mich vom Tode gerettet

habt, meinen Namen der Sophie Botta gegeben, die an meiner Statt mein Geschick übernommen hat. Ich weiß nicht, was nachher aus ihr geworden ist. Ist sie statt meiner gestorben, so möge Gott sie trösten, und ist sie am Leben geblieben, so möge Gott sie erhöhen, daß sie an meiner Stelle glänze. Gebt aber dann mir den Namen der Sophie Botta, gebt dann mir ihr Arbeitskleid, gebt mir Gottes freie Welt, die ihr gehört hat. So möge denn ich Sophie Botta sein, so möge denn ich Wäsche im Bache waschen! Haben wir getauscht, so sei der Tausch ein wirklicher. Möge ich erfahren, wie das Leben, oder möge ich erfahren, wie der Tod ist."

Ludwig Babel hatte staunend diesen Ausbruch heftiger Gemüthsbewegung angehört. Es war das erste leidenschaftliche Wort von dem stillen, sanften, schwermüthigen Mädchen. Sie selbst hatte nicht gewußt, daß sie alles dessen fähig sei.

Graf Babel erwiderte ihr hierauf:

"Madame! Aus dem, was ich heute von Ihnen gehört, habe ich entnommen, daß der größte Diamant auf der ganzen Erdenrunde meiner Obhut anvertraut ist. — Fortan werde ich mit verdoppelter Umsicht über Sie wachen!"

"Das ist unnütz!" antwortete das Mädchen stolz. „Wollen Sie sich dessen versichern, daß ich in diesem namenlosen Schloß verbleibe, so machen Sie mir ein Daheim daraus; bringen Sie Glück in dasselbe. Wenn ich Sie glücklich sehe, werde auch ich es sein.“

"Oh! Auch der Tag meines Glückes wartet darauf, daß der Ihrige anbreche. Dieser wird kommen, ich glaube es

heilig. Warten Sie aber nicht im namenlosen Schloß auf ihn. Möge mich die ganze Welt für einen Narren halten, sie hat ein Recht hierzu; nur Sie haben keines. Wenn noch mein Vater, meine Mutter, die ich angebetet habe, leben würden, so könnte ich selbst sie nicht in diese Mauern einlassen, damit sie mein Geheimniß erfahren."

"Eine Frau, die liebt, verräth es nicht."

"Wer aber sollte mich lieben?"

"Wer Sie kennt!"

"Und woher sollte mich Jemand kennen?"

"Aus Ihren Briefen. Ist denn in diesen nicht Ihre Seele abgemalt? Ihr Ebenbild? Sie muß Sie lieben. Und hinwieder müssen auch Sie sie lieben! Wenn ich Sie Beide liebe, wie sollten Sie dann nicht einander lieben?"

"Sonderbarer Ideengang!"

"Ich habe stets davon geträumt, folglich ist es wahr!"

Ludwig war von dem Gefühle durchdrungen, daß, wenn er jetzt sich verstellen und leugnen wollte, er die unwürdigste Verunglimpfung der krystallreinsten Seele anthun würde. Er sagte denn aufrichtig seinen letzten Gedanken heraus:

"Und wenn es möglich wäre, daß mich Jemand so liebe, wie es Ihnen träumt, wäre es dann ein menschlicher Gedanke von mir, noch ein drittes Wesen, eine Seele, die froh die Strahlen der Sonne genießt, hier neben mir in dieser Einsamkeit zu begraben, wo jeder Verkehr mit den Menschen, mit der ganzen Welt aufhört? Denn wahrlich, ich sage, wer sich zum Bewohner des namenlosen Schlosses gemacht, für den ist dieses Haus eine Gruft, deren Pforte sich nicht

früher aufthut, hiß nicht die Posaune des erlösenden Engels erschallt!"

"Und wird dieser Posaunenschall noch lange auf sich warten lassen?"

"Ich glaube — und ich weiß — daß es nicht mehr lange währen wird. Die Zeichen der Zeit trügen nicht. Unsere Auferstehung naht heran. Bis dahin dulden und warten wir."

Das Mädchen zog die Hand des Mannes an sich und stieß wie er einen Seufzer aus.

"So dulden und warten wir! Nun aber geben Sie mir den abgefangenen Brief zurück."

"Wozu wünschen Sie ihn?"

"Ich will ihn jetzt aufheben und ihn dann an seine richtige Adresse senden, wann der Engel seine Posaune erschallen läßt."

"Der seinen Gefährten zu erlösen kommt. Möge Gott gestatten, daß mit ihm auch wir armen sündhaften Teufel erlöst werden."

"Amen. — Und dann lassen Sie dem armen Gärtner ein Glas Wein geben, den Sie meinetwegen so erschreckt haben. Und doch war nur ich die Schuldige gewesen."

"Ave Maria!"

Den Brief gab er ihr aber doch nicht zurück.

Sechstes Kapitel.

Jene Entdeckung hatte das Arrestantenleben im namenlosen Schloß für Ludwig Babel noch strenger gemacht.

In dem Mädchen war die Lebenslust, eine Art Mondsucht, erwacht, die in der Welt ihren Anziehungspunkt hatte. Auf einen solchen Mondsuchtigen muß man aber sehr achten, denn er denkt fortwährend an seine Befreiung.

Babel wagte nun schon gar nicht mehr das Haus zu verlassen. Seine Pferde hatte er bereits verkauft; er konnte Marien nicht mehr wie früher mit sich hinausnehmen, als noch ihnen Beiden eine Stunde des Athemholens in freier Luft gestattet war. Auch das Wetter war schlecht geworden. Ein Herbstreif hatte den kleinen Garten seines Blumen Schmuckes beraubt; nur die Chrysanthemen waren mit ihren Blüthen verblieben.

Um Marien einigen Ersatz für die „schöne“ Welt zu bieten, die ihr genommen worden, war er auf den Gedanken verfallen, ihr ein Glashaus bauen zu lassen. Für dieses ließ er die theuersten Modeblumen aus Erfurt und Harlem kommen, und häufig gab er Josef, den er als Gärtner für das Gewächshaus bestellt hatte, den Auftrag, nach Wien zu gehen und dort Zierpflanzen anzuschaffen. Während seiner Abwesenheit wartete er selbst die Pflanzen des Gewächshauses. Hier konnte also Marie sich auch während des Winters unter Blumen ergehen, und hier fand sie ihre Freude an jenen exotischen Gewächsen, deren Namen, Heimat und Eigenthümlichkeiten Ludwig ihr erklärte. Wie es schien, mochte auch

der Graf einst ein großer Blumenliebhaber gewesen sein; er kannte alle ausländischen Pflanzen. Er wußte, welche Erdmischung, ob starkes oder schwaches Begießen, ob Schatten oder Sonnenschein, Ruß oder Eisenpulver und wie viele Wärmegrade im Winter die einen und die anderen bedurften.

Nur wegen der Blumen hatte der Graf mehrmal Debatten mit dem Gärtner. Manchen berühmten Namen duldete er nicht in seinem Gewächshause. Jener neuestens in die Mode gekommenen prachtvollen chinesischen Blume, die plötzlich unter dem Namen Hortensie der Liebling aller Gewächshäuser geworden war, wollte er keinen Platz unter seinen Pflanzen einräumen, bis sie nicht die Botaniker auf den wirklichen wissenschaftlichen Namen „Hydrangea“ getauft hatten.

Eines Tages kam Marie aus dem Wintergarten, wohin sie nach Entfernung des Gärtners für eine Stunde gehen durfte (von hier konnte sie nicht entfliehen) mit einer Blume zurück, die soeben aufgeblüht war.

Diese Blume war sehr schön. Sie hatte einen doppelten sich auseinanderbreitenden Kelch; der äußere war dunkel, der innere himmelblau mit strahlenförmigen Blättern; aus der Mitte des Kelches erhoben sich fünf carmoisinrothe Staubfäden, die sternartig endeten.

Die Blume hatte fast gar keinen Stiel, Marie befestigte sie daher mit einer Stednadel an ihrem Busen, gerade über ihrem Herzen.

Sie eilte geradenwegs in Ludwig's Arbeitszimmer in der Meinung, ihn mit der prächtigen neuen Blume zu über-

raschen, deren erste Knospe sich an diesem Morgen erschlossen hatte.

Sie überraschte ihn in der That. Ludwig schnellte von seinem Stuhle in die Höhe, als er das Mädchen mit dieser Blume am Busen in sein Zimmer treten sah. — Diese Blume war gerade so wie der Ordensstern der Ehrenlegion. Er blickte staunend auf sie.

„Woher haben Sie diese Blume genommen?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Sie hat sich diese Nacht im Glashause geöffnet. Gehen Sie hinab, es befindet sich noch eine am Stamme; diese habe ich für Sie stehen lassen.“

Ludwig Babel verließ schweigend das Zimmer und ließ das Mädchen in diesem zurück.

Marie war bereits an die Sonderlingsmanieren Ludwig's gewohnt, welche vor Leuten, welche die Ursachen derselben nicht kannten, füglich als Berrücktheit gelten konnten; sie hielt indessen Umschau in seiner Bibliothek, deren Thür er offen gelassen hatte.

Auf den ersten Blick überraschte sie die Entdeckung, daß das schöne illustrierte Werk Vertuch's, welches sie schon auswendig kannte, noch einen Band habe, der dort zwischen den Büchern Ludwig's steckte.

Es ist wohl die allerverzeihlichste Neugier bei einem Mädchen, wenn sie, nachdem sie noch einen bisher unbekannten Band eines Werkes, das ihre Lieblingslektüre gewesen, einmal irgendwo entdeckt, gierig darnach greift, um zu sehen, was derselbe wohl enthalten möge; besonders, wenn sie auch

noch das Bewußtsein anspornt, daß dieser eine Band versteckt war.

Als sie die kolorirten Bilder des Buches der Reihe nach durchblätterte, stieß sie plötzlich auf ein Blatt, auf welchem die Blume, die sie an ihrem Busen trug, abgebildet war.

In der Beschreibung war gesagt, daß sie der berühmte, französische Naturforscher Palissot Beauvois im Königreich Omare in Südafrika entdeckt, und wegen der Aehnlichkeit ihrer Blüthen mit dem Stern der Ehrenlegion Napoleona imperialis benannt hatte.

Nun mußte Marie bereits, warum Ludwig so erregt davongeeilt sei. Sie eilte ihm in den Wintergarten nach.

Sie kam jedoch zu spät.

Ludwig kehrte bereits aus dem Glashause zurück, die in Fasern zerrissene Pflanze in der Hand.

Er war wüthend. Marie hörte nur so viel, daß er dem Gärtner, der sich gerade in der Nähe befand, ein: Canaille! zurief. Dann warf er die Reste der zusammengebrochenen Pflanze hinaus in den Schnee.

Marie schlich sich auf ihr Zimmer.

Ludwig mußte sie aber auch dort aufzufinden.

„Wohin haben Sie diese Blume gethan?“ fragte er sie, und seine Brust hob sich keuchend, als wenn er ihr auf Meilenweite nachgelaufen wäre.

Marie antwortete ihm in aller Sanftmuth, aber mit ganz selbstbewußter Entschiedenheit:

„Ich habe sie in meinem Gebetbuch zwischen die Blätter gepreßt.“

Der Mann knirschte mit den Zähnen; seine erhobenen Fäuste bebten und er begann sich mit ihnen vor den Kopf zu schlagen.

Und doch hatte das Mädchen recht gehabt, diese Blume war das Abzeichen der Größe ihres Vaterlandes; aus deren Knospen traten die Sterne des Ruhmes ihrer Nation hervor.

Der Mann mußte nur zu hassen, — das Mädchen nur zu lieben.

Ludwig drehte sich zornig auf dem Absatz herum und verließ, ohne ein Wort zu sagen, Marien.

Nun blieb auch das Glashaus unbefucht.

Jenen, deren Gemüth überempfindlich geworden ist, genügt auch nur ein Gedanke, um sie von dem Besuche eines Lieblingsortes abzuhalten.

Ludwig war keine andere Verbindung mehr mit der Welt als jene durch die Linfen seines Fernrohrs geblieben.

Es erübrigte noch, daß er auch diesem entsage.

Die Elemente selbst hatten sich in diesem Winter gegen die Bewohner des namenlosen Schlosses verschworen.

Der Neusiedler See begann plötzlich unmäßig zu wachsen; er trat über alle seine Ufer und überschwemmte weit und breit die Wiesen und die Herbstsaaten; Maierhöfe und Gärten schwammen mitten im Wasser.

Unter diesem Schlage hatte auch Mariens kleiner Blumengarten gelitten. Seine Umgebung wurde gänzlich versumpft. Ludwig beeilte sich zwar, ihn mit großen Kosten schützen zu lassen; er hatte die Mittel dazu. Die zahlreiche, arbeitssuchende, nothleidende Bevölkerung, welcher wegen der

Ueberschwemmung für den Winter nichts übrig geblieben war, belagerte förmlich seine Thür. Er wies Keinen ab, sondern stellte sie an, um vor dem Blumengarten Dämme aufzuwerfen und Bäume zu flechten. Er befestigte denselben wie ein Fort. Gleichwohl sagte ihm der Gärtner, dieß Alles nütze ihm nichts, das Wasser werde von unten eindringen und im Frühjahre sämtliche Ziersträucher ersäufen.

Welche Unbarmherzigkeit!

Dem, der keine andere Freude auf der Welt als seine blühenden grünen Sträucher hat, über sein einziges Vergnügen wie mit einem nassen Schwamm vernichtend hinfahren, das kann den Menschen zum Gottesleugner machen.

Ludwig war schon gegen Alles und Jedes in gereizter Stimmung.

„Meine schönen Casuarien!“ stöhnte er in seinem Aerger.

Marie verwies ihm seinen Kleinmuth.

„Ihnen gehen nur Ihre Casuarien zu Grunde; jenen vielen tausend Armen aber nimmt die Heimsuchung Gottes den täglichen Bissen Brod, und sie murren doch nicht wider ihn!“

„Sie haben recht!“ antwortete Ludwig hierauf, und er sendete noch an diesem Tag dem ehrwürdigen Herrn Mercatoris fünfhundert Gulden, damit er sie unter jene seiner Pfarrkinder vertheile, die durch die Ueberschwemmung gelitten hatten.

Diese Sendung brachte die unterbrochene Correspondenz zwischen ihnen, die schon seit langer Zeit geseiert hatte, wieder in Gang.

Der Pfarrer setzte in seinem Dankschreiben gleichzeitig auch die wahre Ursache der gegenwärtigen Noth auseinander.

„Das ist wahrlich nicht eine Heimsuchung Gottes, sondern ein Fehler, den Menschen begangen, durch ihr eigenes Uebersehen verschuldet haben. So sind wir aber, wir Bewohner der Erde. Wenn Jemandem schöner Weizen wächst, dann sagt er prahlend: Seht, den habe ich producirt! Wenn aber die Saat schlecht steht, dann sagt er: die ist wahrlich nur so, wie sie Gott geschaffen hat! Man forschet den Gründen der Ueberschwemmungen des Neusiedler See's schon lange nach. In den letzten zehn Jahren sind zweiundvierzigtausend Joch Ackerboden zu Seegrund und jene, die darauf gelebt hatten, zu Bettlern geworden. Was die Gelehrten nicht zu entdecken vermochten, hat ein Rappelkopf herausgefunden. Es lebt in dieser Gegend ein Tausendkünstler, der sich auf Alles versteht, den die Leute spottweise den Meister Matyas nennen, und der, je nachdem man es wünscht, Tischler, Schlosser, Wagner, Uhrmacher, Winzer ist; dieser ließ im verflossenen Jahr in der Gegend von Raab seinen Binderschlägel vom Schiff in's Wasser fallen, wobei der Schlägel untergegangen ist. Als er heuer in die Gegend des Neusiedler See's zurückgekehrt war, ersah er in der Hand eines Binders seinen verlorenen Schlägel. „Das ist mein Schlägel,“ sagte er zu jenem, „ich habe ihn bei Raab in die Donau fallen lassen.“ „Das ist unmöglich,“ antwortete der Binder. „Meine Frau hat ihn hier aus dem Neusiedler See gefischt.“

„Und doch gehört er mir. Zum Beweise dessen kann

ich angeben, daß sich in dem Kopf des Schlägels, unter einem Keil sechs Stück Kremnitzer Dukaten befinden.' Man fand den Keil und in dem Schlägel waren richtig die sechs Dukaten. Darum war dieser unter Wasser gegangen. Der größere Theil des Wunders war aber noch zu lösen. Wie war der Schlägel, von der Donau in den Neusiedler See hinaufgeschwommen? Die Anekdote, die sich mit jenem verrückten Menschen zugetragen, hatte unseren gelehrten Ingenieur zur Schlußfolgerung gebracht, daß jene Wässer, welche aus den Seen der Hansag unter dem schwankenden Marschland bisher in die Donau hinabgefloßen waren, nun aufwärts fließen. Irgend ein unbekannter Damm muß sich ihnen in den Weg stellen. Dies ist der Grund der ganzen Gefahr, welche den nach Millionen gehenden Schaden anrichtet. Um jenes Hinderniß zu ermitteln, müßte der ganze See und die Hansag neuerdings vermessen werden; denn die Karte, welche Krieger vor fünfundsiebenzig Jahren von dem See und seiner Umgebung aufgenommen, stimmt nicht einmal zu seiner gegenwärtigen Form. Eine neue Vermessung ist nothwendig und erst, nachdem sich herausgestellt, wo das den Abfluß aufhaltende Hinderniß ist, kann man an dessen Beseitigung gehen. Unser Ingenieur hat den Voranschlag gemacht, und es ist dabei eine riesige Summe herausgekommen. Beinahe fünfzehntausend Gulden! Wer aber soll diese hergeben? Das hochlöbliche Wieselburger Komitat ist der Ansicht, daß dies das hochlöbliche Dedeburger Komitat angehe; das hochlöbliche Dedeburger Komitat aber lebt in der Ueberzeugung, daß das hochlöbliche Wieselburger Komitat diese Auslage zu

machen habe. Nun kann es sich aber viel leichter ereignen, daß der Neusiedler See den Gipfel des Rufter Berges überschwemme, als daß in der Domestikalkasse, sei es des hochlöblichen Wieselburger, sei es des hochlöblichen Nedenburger Komitates, das Geld so anwachse, daß über den Rand der Kasse fünfzehntausend Gulden von selber überfließen. Doch dieser Schwierigkeit hat endlich jener Engel des Herrn abgeholfen, welchen er in guter Laune unserer Gegend als Schutz und Schirm bestellt hat; Baronin Katharina Landsknechtsschild, die erfahren hat, daß dem Elend der Bevölkerung nur auf diesem Wege gründlich abgeholfen werden könne, hat selbst aus ihrer eigenen Kasse die Ausfolgung der erforderlichen fünfzehntausend Gulden für den Ingenieur angeboten, welche Großmuth um so höher anzuschlagen, als der Baronin zur Kenntniß gelangt ist, daß der Inscheller (der in Parenthese gesagt, ein ebenso gallstüchtiger und ungeschliffener Geselle in der Gesellschaft, wie ein sachkundiger Mann an seinem Arbeitstisch ist) einst die Baronin in sehr unwürdiger Weise verleumdet hat. Sie ist aber viel zu großherzig, als daß sie sich um derartiges Treiben kümmern sollte. — Nun aber nach so langem Präambulum ad rem! Die fünfzehntausend Gulden für die nöthigen Arbeiten wären schon vorhanden. Nun hätte aber schon der Ingenieur auch noch ein ausgezeichnetes Fernglas nothwendig, um die großen Distanzen, die nicht mit der Kette gemessen werden können, ausrechnen zu können. Ein solches Glas würde aber zwei-, bis dreitausend Gulden kosten. Sie, hochgeborener Herr, haben, wie wir wissen, ein solches Teleskop. Nun sollte

zwar der Inſchellér ſelbſt um daſſelbe bitten; da aber der gute Mann fühlt, daß er bei dem böſen Streich, welchen er der Baronin geſpielt, ſich auch eine Injurie Euer Hochwohlgeboren gegenüber zu ſchulden kommen ließ, ſo wagt er es nicht, ſich vor Ihnen zu zeigen; darum bitte ich an ſeiner Statt, daß Euer Hochwohlgeboren, wenn ſie das erwähnte Teleſkopium während der Zeit der Vermeffung entbehren können, es ihm pro bono publico zu leihen geruhen mögen.“

So lautete der Brief des Pfarrers.

Was ſich von alledem, was derſelbe beſagte, der Seele Ludwig's am tiefften einprägte, war, daß man Gerüchte über Katharina kolportirt, Gerüchte, in welchen auch ſeiner gedacht wird. Dieſe Frau aber nimmt hierfür dadurch Rache, daß ſie die ganze Gegend, welche von jenen Verleumdungen widerhallt, von Noth und Elend befreit.

Ludwig Babel ſendete am anderen Tage ſein werthvolles Savary'sches Teleſkop dem Pfarrer mit der Botſchaft, daß er es dem Ingenieur zum Geſchenk mache.

Er bedurfte deſſelben nicht länger.

Er ſchloß vor ſich das Fenſter, um nie wieder in die Welt hinauszublicken.

Der gelehrte „Inſchellér“ machte ſich dann mit ganzer Seele an ſeine große Arbeit, maß während des Winters auf den gefrorenen Seen eifrigſt hin und her und brachte die ganze Karte des Neuſiedler See's und der Hanſag fertig. Sie war wirklich ein fachwiſſenſchaftliches Meiſterſtück. Als er die fertige Arbeit ſeiner großherzigen Protektorin überbrachte, dachte er wahrlich nicht daran, ſeine nothigen Stiefel in der

Vorhalle zu reinigen; gleichwohl bereitete er mit seiner Arbeit der Baronin so große Freude, daß sie ihn für seine vollendete Leistung auch noch mit einer kostbaren brillantenen Busennadel beschenkte.

Zu dem Grafen Babel wagte er aber dann gar nicht zu gehen, um sich für das Teleskop zu bedanken. Der wackere Mann fürchtete, daß auch dieser ihn mit irgend einem Geschenk in Verlegenheit bringen werde und er hatte doch selbst bei der Baronin nicht gewußt, was er darauf sagen solle. Wahr ist, daß in der Komitats-Kongregation, als der Herr Inscheller über die beendete Arbeit referirte, wegen der vielen „wie sage ich nur“ kein Mensch verstand, was er vortragen; so viel ist aber sicher, daß der Neusiedler See nach den von ihm geleiteten Arbeiten plötzlich auf allen Seiten von den überschwemmten Ackergründen zurücktrat und in sein altes Bett zurückkehrte.

Jener Kanal allein, welcher den Königssee mit der Rabcza verband, machte das Wasser des Neusiedler See's so rasch ablaufen, daß, als der ganze Moorgrund der Hansag sich plötzlich mit seiner ganzen Masse senkte, auf den Wiesen Springbrunnen in Mannesdicke zum allgemeinen Erstaunen in allen Richtungen in die Höhe schnellten.

Nun war auch der kleine Garten Mariens von der Gefahr befreit, daß im kommenden Frühling Wasserlinsen über seinen schönen Tulpenbeeten schwimmen.

Sechster Theil.
Der Tod im Hause.

Erstes Kapitel.

Eines Tages schreckte das bittere Schluchzen Mariens Ludwig aus seiner Lektüre auf.

Marien's Gesicht war ganz von Thränen benezt, als sie bei ihm eintrat; sie hatte nur ein Negligékleid an, und auch dieses hielt sie mit der einen Hand vorne zusammen, an ihren Füßen aber hatte sie nichts als Strümpfe; ihr Haar fiel ihr aufgelöst über Schulter und Busen; so stürzte sie in Ludwig's Zimmer.

„Was ist geschehen?“ fragte Ludwig, sie erschreckt anstaunend.

„Um's Himmelswillen helfen Sie! Erbarmen Sie sich!“ schluchzte das Mädchen bitterlich.

„Was fehlt Ihnen, Marie?“

„Wo haben Sie Ihre Medikamente? Was haben Sie gegen Tod?“

„Marie!“ rief Ludwig, während er zu ihr hinsprang und sie an seine Brust zog.

„Sehen Sie! Sehen Sie nur,“ sagte Marie, mit vor Angst bebender Stimme, während sie in ihren Busen griff und aus den Falten ihres Gewandes mit zitternder Hand den kleinen einsamen Späßen hervorholte. „Er stirbt!“

Da lag der geliebte Psalmensänger rücklings auf der rothigen Handfläche des Mädchens, den Kopf zurückgebeugt, den Schnabel weit aufgesperrt. Marie suchte ihm mit ihrem heißen Athem Wärme einzuhauchen.

„Helfen Sie ihm!“ stammelte Marie, ihre von Thränen glänzenden Augen zu Ludwig aufschlagend.

„Was ist mit ihm geschehen?“ fragte dieser mit wahrer Theilnahme.

„O, ich allein bin Schuld daran, daß er stirbt. Er pflegte jeden Morgen zu meinen Füßen hinzuliegen, während ich mich anleide und heute dachte ich nicht daran; ich achtete nicht darauf, daß er dort herumfliegt; plötzlich höre ich nur, daß er wie ich meinen Fuß auf den Boden setze, aufschreit. Ich war auf ihn getreten.“ (Das Mädchen erbehte.) „O mein Gott! Ich selbst bin auf ihn getreten. Ich selbst habe ihn getödtet, meinen armen, lieben, kleinen David.“

Und sie begann wieder bitterlich zu schluchzen.

„Hm! Wie können Sie weinen wegen — eines Späßen — den Sie zertreten haben!“ sprach Ludwig Babel. „Was ist es dann mit Jenem, der Völker zertritt und nicht über seine Fußstapfen weint, in denen Tausende von Todten zer=

treten liegen geblieben sind! Und Sie vermögen sich nicht einmal den Tod eines Vogels zu verzeihen!"

"Geben Sie ihm Leben!" rief das Mädchen verzweifelt.

Der Mann suchte seine Medikamente hervor, rieb den Kopf des kleinen Sängers mit erregenden Mitteln ein, tropfte ihm Wasser in den Schnabel und bestrich ihn in der Gegend seines Herzens mit volatilem Oele. Hierauf setzten sich Beide auf das Kanapé und nahmen das kleine Thier in die Mitte.

"Er öffnet bereits die Augen" flüsterte das Mädchen. "Nun stellt er sich auf die Füße Nicht wahr, er wird am Leben bleiben?"

Der kleine Sänger nahm noch einmal seine Lebenskraft zusammen, spreitete die Flügel zum Fluge auf, und eilte halb laufend, halb fliegend zu seiner Herrin und verbarg sich in den Falten ihres seidenen Schlafrockes.

"Zu mir ist er geeilt! Und doch habe ich ihn niedergetreten!" stammelte Marie, und dann legte sie mit vorsichtiger, zarter Hand die Falten des Kleides auseinander, um nach dem Flüchtling zu sehen.

Der kleine Sänger war todt.

Nun weinte Marie nicht mehr, als sie sah, daß es mit dem Vogel zu Ende sei; nur blickte sie, auf dem Boden sitzend, mit tiefer Traurigkeit auf ihren kleinen Todten und nickte leise mit dem Kopfe.

"Nun habe ich Niemanden mehr, der mich des Morgens mit seinem Gesang erweckt . . ." flüsterte das Mädchen vor sich hin; „mir der Reihe nach die Fingerspitzen

küßt, . . . mit mir zankt, wenn ich mich anleide, . . . mir die Kuchenstückchen aus meiner Tasse stiehlt. . . . Sein Käfig wird leer stehen!"

"Ich werde Ihnen schon einen andern Vogel anschaffen und derselbe wird ebenso liebenswürdig sein, wie dieser es gewesen," tröstete sie Ludwig.

"Bringen Sie mir keinen anderen," entgegnete Marie. "An die Stelle dessen, den ich lieb gehabt habe, könnte ich keinen Anderen setzen, um ihn zu lieben. Umsonst wäre dieser schön und klug und lieb; ich würde doch nur immer denken, derjenige, der nicht mehr ist, sei der wahre gewesen."

Und hiermit hob sie den todten Vogel auf und küßte ihn wiederholt.

"Wäre es nicht gut, wenn wir ihn ausstopfen ließen? Henry versteht sich hierauf," sagte Ludwig.

"O, das erlaube ich nicht, daß man meinen armen David zwingt, dort, auf ein Stück Holz gebunden, steif zu stehen; daß er mich aus seinen Glasaugen anblide, während er nicht mehr singen kann; daß ich mich damit narre, ich hätte ihn noch immer und ihm Futter vorsetze und warte daß er darum herunterfliege! Ich will kein Gespenst in meinem Zimmer. Wir werden ihn schon in meinem Blumen-garten begraben. Ich weiß dort ein gutes, kleines, einsames Plätzchen, neben der Rasenbank, auf der ich auszuruhen pflege, am Fuße eines Fliederstrauches. Dort möge er stille ruhen. Ich lasse ihm einen schönen Grabstein aus Marmor machen. Ich lasse auf diesen mit Goldbuchstaben setzen: „Hier ruht mein David“, und dann besuche ich ihn alle Tage."

Bei diesen Worten wickelte sie ihren kleinen Todten in den Saum ihres Kleides und trug ihn mit sich fort.

Dann ließ sie ihm einen Sarg aus zwei Muscheln machen; dem Phryxus und Helle nähte sie aus schwarzem Flor Trauer-Halskrausen; ihren vier Kagen knüpfte sie schwarze Bänder um den Hals und nahm sie Nachmittags zum Begräbniß mit; sie bildeten den Leichenkondukt. Ludwig hatte sie nicht gerufen. (Man pflegt nicht den Arzt zum Leichenbegängniß zu laden.) Dennoch that es ihr wohl, als sie in den Garten gelangt, an der bezeichneten Stelle, neben der Gartenbank das kleine Grab schon gegraben fand. Das war sicherlich Ludwig's Werk gewesen.

Dann mußten alle sechs Begleiter, die Spielgenossen, eine kleine Scholle auf den Sarg ihres hingeschiedenen guten Freundes rollen; das Zuschütten des Grabes besorgte Marie selbst. — Indessen war ihr eingefallen, irgendwo gelesen zu haben, daß man, wenn Jemand beerdigt wird, über diesem auch irgend ein Todtenlied zu singen pflegt.

Sie sann und sann; endlich fiel ihr eines ein, und sie sang dieses leise:

„Allons, enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé.“

„Dieses“ Lied hatte sie einst von vielen Menschen singen hören, als man „Jemand“ zu Grabe trug.

Sie glaubte, das sei ein Todtenlied.

Auch das berührte sie angenehm, daß nach einigen Tagen der kleine Grabstein vor dem Hügel stand, mit jener

Inskrift, die sie ihrem Liebling zugebracht hatte; und das Grab war, wie dieß bei den Evangelischen üblich, in einen Rahmen gefaßt, um zwischen diesen Blumen setzen zu können. Diese pflanzte sie eigenhändig und kam täglich sie selbst zu begießen.

Nun ist's aber nicht gut, mit Tod und Begräbniß sein Spiel zu treiben. Jener Ruhe spendende Engel könnte sagen: „So! Wenn ich Euch gar so wohl gefalle, so werde ich in Wirklichkeit kommen.“

Seit Ludwig sich im fortwährenden Hausarrest hielt, war er, um sich doch irgend eine körperliche Bewegung zu verschaffen, darauf verfallen, sich mit Henry täglich im Säbelfechten zu üben; Henry war in der That einst Fechtmeister gewesen. In einem ebenerdigen Saale des Schlosses, von wo das Klirren der Säbelhiebe nicht bis zu Mariens Zimmer hinaufdrang, pflegten sie täglich zweimal zusammenzutreffen, und dann schlugen sie in aller Freundschaft so aufeinander los, daß ihr Körper (da sie keine Plastrons gebrauchten) voll Flecken und geschwollener Stellen war. Henry hieb auf seinen Herrn, wenn dieser sich Blößen gab, so ein, als wenn es einem Feinde gelten würde. Und so war's auch in der Ordnung. Nach dem Fechten brüsteten sie sich vor einander mit den Spuren der erhaltenen Hiebe; die Blutungen stillten sie mit Arnikawasser und dann trat wieder das alte Verhältniß zwischen Herr und Diener ein.

Eines Morgens wartete der Graf vergeblich auf Henry im Fechtsaale. Die regelmäßige Stunde war bereits weit vorgerückt und sein Partner war noch immer nicht gekommen.

Einstweilen vertrieb er sich die Zeit, indem er mit der Windbüchse nach der Scheibe schoß. Er hatte es bereits so weit gebracht, daß er ohne langes Zielen auf zwanzig Schritte aus dem Coeur-Aß das Herz herauschoß. Endlich bekam er das Warten satt und ging selbst Henry aufzusuchen.

Die Wohnung des Kammerdieners war zu ebener Erde neben jener Lisettens, der Köchin. Lisette war in der That seine Frau.

Der Graf wollte durch die Thüre eintreten, welche auf den Korridor führte; er fand sie aber verschlossen. Er glaubte daß Henry bei seiner Frau sei. Er nahm seinen Weg durch die Küche.

Lisette war bereits in der Küche und mit dem Bereiten der Mahlzeit beschäftigt.

Diese Frau war in Wirklichkeit eine so übermäßig fettleibige Person, wie Graf Babel behauptet hatte. Wegen eines Fußleidens konnte sie keine Bewegung machen, und deshalb wurde sie noch beleibter.

Ihr breites, rundes Gesicht eignete sich schon nicht mehr zum Ausdruck irgend einer Gemüthserregung. Selbst wenn es weinen wollte, konnte es nur lachen.

„Wo ist Henry?“ fragte der Graf.

„Drinne in seinem Bette.“

„Warum ist die äußere Thüre geschlossen?“

„Weil er nicht aufstehen konnte, sie zu öffnen.“

„Was ist denn geschehen?“

„Ich glaube, der Schlag hat ihn gerührt.“

Und das sagte sie mit einem Phlegma, als wenn nur von einer verunglückten Pastete die Rede wäre.

Babel fragte nicht länger, sondern eilte durch Lisettens Zimmer in jenes Henry's.

Der Alte lag dort auf seinem Bette; der Mund und das eine Auge waren stark verzogen.

„Henry!“ rief der Graf, indem er zu ihm hineilte, „Du bist krank!“

„Gleich aber werde ich wieder gesund sein.“

„Reiche mir Deine Hand.“

„Ich habe keine.“

Ludwig hob die Hand des Kranken in die Höhe und prüfte den Puls.

„Du bist schwerer krank, als daß ich wagen sollte, in die Heilung zu pfuschen. Ich gehe selbst nach dem Arzt.“

„Der traut sich aber nicht mehr herzukommen. Auch brauche ich ihn zu nichts weiter, als daß er mir vollends Ruhe verschafft. Schon bin ich sehr ruhig geworden. Nur die Zunge bewegt sich noch, aber auch die dreht sich gar seltsam.“

„Du darfst nicht sterben! Du darfst nicht!“ rief Babel leidenschaftlich. „Weißt Du denn nicht, daß Du die Pflicht hast, mit mir hier zu bleiben?“

„Ich werde ja ohnehin wahrscheinlich hier bleiben; nur daß ein gar schweigsamer Mensch aus mir geworden sein wird. Heute Nacht ist mir eine Dame in einem glänzenden Gewande erschienen und hat mich gefragt, ob ich bereit sei,

ihr zu folgen? Als ich erwachte, vermochte ich mich nicht zu rühren."

"Was würde aus mir, was aus Marien werden, wenn wir Dich verlören?"

"Das bekümmert auch mich selbst am meisten. Wer wird meinen Platz um Sie ausfüllen? Ich denke, der ausgediente Soldat, der bei den Schmidt's ist, würde sich gut an meiner Stelle machen. Oder der einbeinige Invalid, dem die Baronin einen Maschinenuß machen ließ. Mit Pferden hätte er sich ja nicht mehr abzugeben und die Arbeit im Hause könnte er schon verrichten."

"Ach! Was Arbeit im Hause! Du bist mir, was dem Soldaten sein Gewehr ist. Du bist der Wächter meiner Gedanken. Du bist die verschlossene Thür an meinem Hause. Du bist mein einziger Freund in dieser Einöde des Schiffbrüchigen."

Der arme, alte Diener versuchte sein verzerrtes Gesicht zu einem Lächeln zurecht zu ziehen.

"Mir thut's ja auch nicht um mich, sondern um Sie Beide leid. Ich habe es, bei Gott, schon verdient, daß ich zur Ruhe gelange. Zwanzig Jahre habe ich beim Militär gedient, zwanzig bei meiner Herrschaft; mit der Lisette habe ich eine fünfundzwanzigjährige Kapitulation abgedient, fünfzehn Jahre habe ich mit Herumirren verbracht; es ist Zeit, daß ich quittire. Ich habe bereits Alles verloren und ich hoffe schon gar nichts mehr. Ich weiß warum? Der Schlag hat mich getroffen. Ich glaube an gar keinen Arzt. Ich weiß, daß ich sterben muß."

Ludwig erging es wie so vielen gelehrten Leuten, wenn sie in einer kritischen Lage in arges Gedränge gerathen. Er kündigte seiner Wissenschaft den Dienst und suchte Zuflucht bei der wunderthätigen Quacksalberei.

„Höre, Henry, ich habe von einem Weibe hier in dieser Gegend gehört, daß mit allerlei Wundermitteln schon Viele geheilt hat, die der Schlag getroffen. Diese Frau lasse ich Dir kommen.“

Dem Alten traten bei diesen Worten Thränen in die Augen.

„Oh, mein lieber, guter Herr! Wie könnten Sie wohl Derartiges thun? Der Gelehrte, der große Weise, der so viele Bücher durchstudirt hat, wie sollte dieser so einer dummen Hexe sagen: Komm' her, hilf mir! Ich weiß gar nichts, Du weißt Alles; meine Bücher sind voll unnützen Zeugß; in Deinen Fingerspitzen aber steckt die Hülfe gegen den Tod. Wie könnten Sie sich so sehr erniedrigen? Ich brauche weder den Doktor, noch die Quacksalberin. — Etwas möchte ich aber doch wünschen.“

„Was für einen Wunsch hast Du, Henry?“

„Ich weiß, daß Sie sich deshalb erzürnen werden. Ich will es aber doch sagen. Ein Sterbender darf es ja sagen, wenn er sich etwas sehr wünscht. Ich habe Sie mein ganzes Leben lang nicht damit behelligt, seitdem ich Ihnen diene und noch jemandem.“

„Und das ist?“

„Geistige Tröstung.“

„Geistige Tröstung?“

„Die letzte Tröstung für den sterbenden Menschen. Wohin sollte ich meine sündhafte Vergangenheit verbergen? Die Menge meiner Sünden ist mir über den Kopf gewachsen und ich habe seit sechszechn Jahren nicht gebeichtet. Jetzt stehe ich vor der Schlußrechnung. Soll ich meine ganze Schuld mit mir in die andere Welt nehmen? Lassen Sie mir einen Geistlichen rufen?“

„Henry, das ist unmöglich!“

„Ich bitte Sie in Gottes geheiligtem Namen darum!“

„Du bittest um Unmögliches!“

„Bei Gott und allen seinen Heiligen flehe ich zu Ihnen, seien Sie barmherzig gegen Ihren armen, alten Diener. Meine ganze Seele fühlt die Schrecken der Hölle. Das ewige Feuer sehe ich vor mir und dessen grinsende Teufel. Mir liegt etwas auf dem Herzen, als wenn's ein Fels wäre.“

„Sei kein Kind!“ schrie Babel den Sterbenden zornig an. „Was ängstigt Du Dich selbst mit Deinen Phantastereien? Und den Soldaten, der in der Schlacht fällt, wer hört diesen zur Beichte, wer spricht diesen von seinen Sünden los? Denke, Du wärst ein Soldat, den die Kanonenkugel hinweggerafft hat.“

„Vielleicht, wenn ich den Schlachtenlärm hörte, würde dies meine Seelenangst ersticken; hier aber in dieser großen Stille hat jeder entsetzliche Gedanke Gewalt über mich. Alles, was ich je gesündigt habe, fällt mir ein, in Reih' und Glied treten meine Sünden vor mich hin, wie eine Soldaten-

truppe, die bei der Musterung auf den Namensaufruf wartet, um zu sagen: „Hier!“

„Lass' doch diese Hirngespinnste! Wo denkst Du hin? Einen Geistlichen möchtest Du Dir kommen lassen, damit Du ihm sagest: Ich heiße nicht so, wie ich mich Tag für Tag nannte, sondern so und so. — Ich bin nicht der stille dienende Mensch, der sich abmüht, das Schwert seines einzigen Herrn von Rost zu reinigen, sondern ich bin das Einhorn der Bibel, das darauf ausgeht, die Häupter der Gewaltigen in den Rost zu treten. Und dann würdest Du ihm der Reihe nach die Geheimnisse erzählen, die Deine Seele belasten? Würdest Du ihm sagen: Ich war ein Betrüger; als eines Tages die Revolutionäre meinen Herrn und seine Familie gefangen nahmen, um sie zu tödten, habe ich meine eigene Tochter in das Gewand ihrer Tochter gekleidet, um die wirkliche aus Todesgefahr zu befreien. Die meinige habe ich aller Gefahr entgegengehen lassen; jene meines Herrn habe ich bewacht, versteckt, bin mit ihr davongeflohen. Mein eigenes Kind habe ich als Königstochter ausgegeben, zu einer Zeit, als man auf Könige und ihre Sprossen wie auf Hirsche Jagd machte; und aus der Königstochter habe ich eine Magd gemacht, die man laufen läßt. Ich habe Taufscheine, Urkunden, Pässe gefälscht, um sie aus den Händen ihrer Feinde zu befreien. Ich war ein Raubmörder. Als jene, die die Schätze meines Herrn konfisziert hatten, diese wegführten, überfiel ich sie mit meinen Gefährten; zwei von jenen habe ich getödtet und die Schätze habe ich für das gerettete Kind geraubt. Ich habe falsches Zeugniß

abgelegt, habe Meineid begangen, habe täglich gelogen, um sie vor ihren Verfolgern zu verbergen."

"So ist es. Alles dies habe ich begangen," stöhnte der Sterbende.

"Und glaubst Du, daß Du dies einem sterblichen Menschen in's Ohr flüstern darfst?"

"Ich muß mich mit Gott versöhnen."

"Henry, wenn Du wüßtest, wer dieser Gott ist, Du würdest nicht beben vor ihm! Wenn Du ihn in der unaussprechlichen Größe seiner Gnade und seiner Liebe kennen würdest; wenn Du wüßtest, daß er es ist, der die Hunderttausende von Sonnen und Welten umeinander im Kreise dreht, so daß diese nie aneinanderstoßen; daß er es ist, der den Wurm im Herbst lehrt, wie er sich zu begraben habe, daß er im Frühling auferstehe; und daß er es ist, der die Geschehnisse der Menschen leitet, die zwischen den Sonnen und den Würmern stehen; dann würdest Du Dich nicht fürchten, vor sein Angesicht mit den Worten hinzutreten: Mein Herr, Du hast mich entsendet; Du hast mich zurückgerufen. Von Dir bin ich gekommen, zu Dir lehre ich zurück, und was zwischen diesen Beiden vorgefallen, das weißt Du!"

"Sie haben eine große Seele; sie reicht bis zu Gott hinan. Sie sind die Himmel abgegangen und die Sterne; Sie wissen, wo er zu suchen ist. Auch finden Sie selbst schon zu ihm hin. Was aber soll ich machen, ich mit meinem winzig kleinen Seelchen, das, wenn es aus mir entweicht, dasteht, blind, taubstumm, unwissend und den Weg nicht findet, den es zu gehen hat. Ich brauche einen Weg-

weiser. Ich brauche ein Zeichen auf meiner Stirn, an dem mich Jene erkennen können, die in der anderen Welt Wache halten. Ich fürchte mich, ich bebe. Ich bin ein Kind, das sich im Finsternen verirrt hat und das Geheul der Schreckgespenster hört. Oh meine großen schweren Sünden!"

"Du hast keine Sünden!" rief Babel ungeduldig. "Ich schwöre Dir bei der Ruhe meiner eigenen Seele, daß das, unter dessen Last Du stöhnst, nicht Deine Sünde, sondern Deine Tugend ist. Und wenn es noch eine andere Welt, und es in dieser menschliche Sprache und menschliches Denken giebt, und wenn es eine Stimme giebt, welche Fragen an die Menschen richtet, und ein Angesicht, welches dem nach seinem Vorbild geschaffenen Antlitz in's Auge blickt, dann antworte mit zuversichtlichem Glauben: „Ja, ich habe mich gegen viele Deiner Gebote vergangen; aber alle meine Sünde war Tugend, denn ich habe sie zur Befreiung eines Deiner Engel begangen."

"Ich kann ja nicht eine so hohe Sprache führen, und wenn ich es auch könnte, so würde ich es doch nicht wagen."

"Es ist auch nicht nöthig; es ist schon aufgezeichnet vor Jenem, der in alle Herzen schaut und weder Deiner Entschuldigung noch der Absolution Deines Geistlichen bedarf, damit er Dich in sein Paradies eintreten lasse."

Dies Alles beruhigte den Sterbenden nicht. Mehr noch als die Hand des Todes verzerrte seine Furcht vor der Hölle sein Gesicht. Seine Augen glühten im Feuer des Entsetzens.

"Oh, Herr, erbarme Dich meiner! Heiliger Vater habe

Mitleid mit mir! Ich werde verdammt werden. Ich muß verdammt werden!"

Babel verlor nun bereits seine Geduld.

„So mögest Du verdammt werden! Auch das ist Deine Schuldigkeit! Wirst Du zur Hölle gesendet, so geh dahin! Als Du mir die Hand gabst, sagtest Du: „Ein Schurke, der zum Verräther wird!“ Du wirst nicht zum Verräther werden.“

Hiermit erhob er sich vom Rande des Bettes und schritt zur Thür, den Sterbenden sich selbst überlassend.

Als er bereits die Thürklinke ergriffen hatte, gewann sein gefühlvolles Herz die Oberhand; er wendete sich um,kehrte zu dem Sterbenden zurück und nahm jene ohnmächtigen, eiskalten Hand in die seine.

„Alter Kamerad, alter Kriegsgefährte, so sollen wir also im Zorn voneinander scheiden? Also traust Du mir nicht mehr? Höre nun, alter Freund, was ich Dir sage. Jetzt gehst also Du voran, Quartier machen, dann werde ich folgen. Wenn ich dann einmal zum Thore des Himmelreiches gelange, wird, bevor ich noch eintrete, meine erste Frage an den heiligen Petrus sein: „Ist mein guter alter Kamerad, der ehrliche, tugendreiche Henry hier?“ Und wenn der heilige Thorwart hierauf antwortet: „Der ist wahrlich nicht hier, denn er ist dort unten im Souterrain,“ dann werde ich ihm sagen: „Da danke ich schönstens für die Freundschaft, Alter; aber ein solches Paradies, aus dem mein Henry ausgeschlossen ist, mag ich nicht, da gehe ich zu ihm hinab

in die Hölle und werde mit ihm in derselben Gesellschaft sein!" So wahr mir Gott helfe!"

Der arme Leidende, der auf dem Sprunge zur Abfahrt stand, wollte sogar sein konvulsivisch verzerrtes Gesicht zum Lächeln zwingen. Hatte ihm doch der Plan seines Herrn gar gut gefallen. Mit der Hand vermochte er nicht die Hand Ludwigs näher an sich zu ziehen; seinen Kopf aber konnte er noch, wenn auch mühselig, hinschieben, um mit seinen zuckenden Lippen jene zu küssen.

"Ja, ja," hauchte er, und seine Augen begannen zu strahlen, „aber auch zu zweien werden wir nicht lange dort bleiben; es wird uns schon jemand nachkommen, und diese Person wird es mit ihren Bitten erwirken, daß wir alle Beide wieder losgelassen werden.“

Ludwig schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Daß mir das nicht eingefallen ist! Warte, Alter, ich kehre gleich wieder zurück. Einen Geistlichen kann ich Dir nicht bringen, einen Engel aber bringe ich hieher.“

Ludwig eilte zu Marien hinauf.

„Sie haben geweint," sagte diese betroffen. Sie erkannte an seinen Augen, daß er Thränen vergossen habe.

„Ja, Marie. Nun liegt mein einsamer Spaß im Sterben: Wir verlieren den armen Henry.“

„Oh, mein Gott! Wie vereinsamt bleiben wir!“

„Nicht wahr, Sie denken, der sei bereits glücklich; er könne diese Gruft verlassen.“

„Ja. Ich kann nicht über einen Menschen weinen,

wenn er stirbt, nur über die winzig kleinen Thierchen. Ich bin sehr dumm oder ich habe ein schlechtes Herz."

"Das geschieht Ihnen nicht deshalb, Marie, sondern weil bei dem kleinen Thier mit dem Tode Alles zu Ende ist, beim Menschen aber mit ihm seine Verklärung beginnt!"

"Könnte ich den guten Henry nicht noch einmal sehen?"

"Eben deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ihr Anblick wird ihn beglücken. Nehmen Sie Ihr Gebetbuch mit sich. Suchen Sie in diesem das Gebet der Sterbenden auf."

"Oh, das kann ich auswendig."

"Auswendig, Marie?"

"Ich habe es gelernt."

"Wozu haben Sie es aber gelernt?"

"Weil der Mensch nicht wissen kann, ob er immer ein Gebetbuch zur Hand haben wird."

"Von wem lernen Sie solche Gedanken?"

"Vom Wind, wenn er zum Fenster hereinbläst, von der Kerze, wenn sie flackert — von Ihnen, wenn Sie schweigsam sind."

Ludwig führte Marien zu dem Sterbenden.

Ihr Erstes war, Visetten vom Herde wegzuschaffen. Sie möge ihren Mann pflegen gehen. Heute werde keine Mahlzeit gehalten. Gegen den Hunger thue es auch Brot und Obst.

Die Köchin mußte das Feuer verlöschen und sich in ihr Zimmer begeben.

Dazu war aber die gute Visette nicht zu bewegen, daß sie in Henry's Zimmer gehe.

„Der Arme ist gar zu garstig. Mir graut vor ihm. Und dann kann ich ihm ja doch nicht helfen.“

Die dicke Visette war sehr gefühllos, und dies war eine gute Eigenschaft zu der Aufgabe, die ihr zugefallen war.

Marie und Ludwig begaben sich zu Henry.

Ein wunderbares Leuchten erheiterte Henry's Gesicht, als er des eintretenden Mädchens ansichtig wurde.

Wie eine feenhaft Erscheinung, wie ein Traumgesicht schwebte sie zu Häupten des Bettes hin, und streichelte mit ihrer zarten Hand die Wange des sterbenden treuen Dieners.

Bei Berührung dieser Hand schlossen sich seine Augen.

„Lächelt er jetzt?“ flüsterte Marie Ludwig in's Ohr, auf das entstellte Antlitz blickend.

„Er wird gleich ernst sein.“

„Henry, guter Henry, willst Du, daß ich mit Dir bete?“

Hiermit kniete sie vor das Bett hin und öffnete ihr Gebetbuch, nicht um das Gebet aus diesem zu lesen, kannte sie es doch auswendig, sondern um nicht das furchteinflößende Gesicht vor sich zu sehen.

Und sie sagte ihm leise mit weihevollen Tone jenes schöne Gebet vor, welches der gute père Lacordaire für Jene verfaßt hat, die in die andere Welt reisen, wobei sie Stelle für Stelle wartete, bis er diese nachgesprochen hatte.

Henry's Zunge ließte immer langsamer, immer schwerfälliger die gnadenreichen Worte nach.

Und dann noch ein Gebet des Herrn, ein Vaterunser.

Selbst Ludwig Bavel konnte nicht umhin, das eine Knie auf den Stuhl, auf dessen Lehne er sich mit den Ell-

bogen stützte, zu beugen und die stolze skeptische Stirn zu senken, während sie beteten.

„Amen!“

Als Marie vom Gebetbuch aufblickte, war Henry schon ein sehr ernster Mann geworden. Die Verzerrungen im Gesicht, die Falten auf der Stirn hatten sich gänzlich geglättet!

Zweites Kapitel.

Für den guten armen Menschen war es jedoch das nicht genug, daß er gestorben war; es blieb die größere Sorge, wie er begraben werden solle! Zu seinem Glück war dies nicht mehr seine Sorge.

In Fertöszeg gab es keinen römisch-katholischen Friedhof, einen Todten aber zu Wagen in ein Nachbardorf überführen, wäre eben so viel gewesen, als die Verantwortung für alle Hagelschläge, die sich im nächsten Jahre ereignen können, zu übernehmen; in Folge dessen entschloß sich Ludwig dazu, eine Fähre auf der Rabcza zu miethen, und auf dieser transportirte er den Sarg über den Neusiedler See (diesem schadet der Hagelschlag nicht) in ein gegenüber liegendes Dorf, wo sodann das Begräbniß stattfinden konnte.

Dort, zwischen den Moorgründen der Hansag, wird Niemand danach fragen, wie dieser fremde Name hierher unter die übrigen Grabkreuze gekommen sei.

Von nun an wurde das Leben für die Bewohner des namenlosen Schlosses noch ungemüthlicher.

Ludwig Babel hatte seinen einzigen, letzten Freund verloren, und nun kamen ihm auch allerlei Kleinliche Sorgen des Lebens über den Hals.

Er machte den Versuch, irgend ein dienstbares Individuum in's Haus aufzunehmen. Er befolgte den wohlgemeinten, voraussichtigen Rath Henry's und nahm den Invaliden mit dem Maschinensfuß auf, für den es gewiß eine Wohlthat sein mochte, statt Holz zu machen und zu betteln, bei gutem Lohn und reichlicher Küche ohne Arbeit zu leben. Denn dort hatte er wahrlich nichts weiter zu thun, als die Kleider zu reinigen, die nie staubig oder kothig waren; die Möbel abzuwischen; von den Schmidt'schen zu übernehmen, was sie gebracht hatten, es hinauf zu Lisetten in die Küche zu tragen, von Lisetten wieder herabzubringen und zu übergeben, was diese den Schmidt'schen schickte; die angelangten Zeitungen auf den Tisch zu legen und die Speisen von der Küche in's Vorzimmer zu tragen.

Der einbeinige Invalide ertrug aber diese Herrlichkeit nicht länger als zwei Wochen. Dann legte er die Livrée ab und bat, daß man ihn wieder in das Nachbarkastell in den Hof der Baronin zurückkehren lasse. Er sagte, daß er für das ganze namenlose Schloß nicht ein Jahr lang dort bleiben würde, wo Niemand den ganzen Tag hindurch auch nur ein Wort spricht. Nicht einmal die Köchin mache je den Mund auf, und der Mensch wisse Tag und Nacht nicht, ob noch sonst Jemand im Schlosse wohne! Er müßte da

zum Kopfhänger werden. Und er ging lieber zurück, um gegen einen Taglohn von fünf Groschen Holz zu sägen.

Raum hatte die Baronin erfahren, daß der Graf wieder ohne Diener sei, als sie ihm sofort seinen einstigen Schützling, den kleinen Sohn Satan Laczi's sendete, der sich im Kastell bereits auskannte. Der Junge mochte damals schon zwölf Jahre alt und zu kleinen Dienstleistungen verwendbar sein.

Ludwig ersuchte Se. Ehrwürden den Herrn Mercatoris, der Baronin in seinem Namen für diese Aufmerksamkeit zu danken. Für ihn konnte in der That jener der geeignetste Diener sein, der auch nicht in einem Hause der ganzen Ortschaft ein gern gesehener Gast war, der keine Spielgefährten hatte und ihm auch bisher zu Dank verpflichtet war. Zudem war er ein sehr gutmüthiger und kluger Junge und sehr schweigsam.

Die Gestalt Ludwig Babels beginnt nach seinem Zwiesgespräch mit seinem sterbenden Diener aus dem sie umdunkelnden Nebel hervorzutreten. Nur für Fertőszeg und dessen Umgebung war er ein unverständlicher Sonderling; seine wirkliche Rolle spielte in die Weltgeschichte hinüber.

Zwei leitende Ideen erfüllten seine ganze Seele; die eine war die Schwärmerei für ein hohes Ideal, welches, als es seine Verkörperung in einer wunderlieblichen Frauengestalt gefunden, eine sich bis zur Anbetung steigernde, überirdische Liebe mit jener verknüpfte.

Als jene Gefühle, mit denen ein Mann von tiefsinnigem Gemüth seine treue Geliebte, sein einziges Kind, seine

Königin und seine Schutzheilige zu umfassen vermag, hatten sich bei ihm auf diese eine Frauengestalt aufgehäuft, die duldet, entsagt, vergiebt, liebt; die ihre Nation, welche sie von sich gestoßen, welche sie verfolgt, selbst in der Armesünderzelle ihrer Verbannung anbetet und die den getödteten Vogel beweint, auf den sie zufällig getreten ist.

Die andere leitende Idee seiner Seele war die entgegengesetzte Gemüthsbewegung: der meerestiefe Haß gegen jenen Riesen, der mit Schritten, die über Reiche hinweggingen, die Welt die Kreuz und Quere durchzog, die Spuren eines jeden seiner Tritte mit Hügeln von Gebeinen und mit Friedhöfen bezeichnend; gegen jene Titanengestalt, welche fremde Throne als Fußschemel gebrauchte und sich zum Gott über einen Welttheil gemacht hatte.

Diese Leidenschaft des Bewohners des namenlosen Schlosses war nicht die an Raserei grenzende Erregung eines Einzelnen; sie war über ganz Europa verbreitet und Ludwig Babel stand mit Jenen in Verbindung, die sie theilten, obwohl sie insgesamt nicht einmal eine Ahnung von seiner Existenz hatten.

Von dem, was in Europa geschah, konnte man sich zu jener Zeit nur im Wege der englischen Zeitungen Kenntniß verschaffen. Auf dem ganzen Kontinent war das freie Wort konfiscirt. Einem geschriebenen Brief, der Post, konnte nur ein unbesonnener Mensch sein Geheimniß anvertrauen. Ludwig Babel konnte nur durch seinen holländischen Banquier von dem Kunde erhalten, was er erfahren mußte. Diese Korrespondenz wurde in gar fein ausgedachtener Weise geführt.

Der Vanquier, der Van der Valk hieß, war ein leidenschaftlicher Hühnerzüchter. Graf Babel war gleichfalls ein solcher. Von Zeit zu Zeit sendete der Vanquier dem Grafen sorgfältig in einem Kistchen zwischen Baumwolle verpackte Hühnereier aus seinem berühmten Geflügelhof. Das Stück kostete 5—10 Francs. Aus diesen wurden aber dann bei Ludwig Babel niemals Hühner; denn er ließ sie sofort hart kochen und schlug sie dann auf. Das wäre ein kostbares Dessert gewesen, noch kostbarer aber war es als Lektüre. Der Absender hatte seine Nachrichten mit Höllensteinlösung auf die äußere Schale des Eies geschrieben; die Schrift hatte sich durch die Eierschale gezogen und war unsichtbar geworden. Wenn sich dann das Ei im kochenden Wasser verhärtete, war die Schrift nach Ablösung der äußeren Schale auf dem inneren Häutchen sichtbar. Dies war die Art ihrer Korrespondenz.

So erfuhr er von der Unzufriedenheit, die gegen den Allmächtigen Platz griff. Er hatte Kenntniß von den Plänen des Klubs der Philadelphier, der in den Reihen der französischen Armee namhafte Mitglieder, Generale und Gemeine zählte. Er mußte von den höheren französischen Offizieren, die zu dem fremden kaiserlich-königlichen Heere gekommen waren, um ihren Degen gegen den eigenen, verhaßten Kaiser anzubieten. Er erfuhr zum Vorhinein von den ersten Schritten, welche zur Bildung der schwarzen Legion gemacht wurden; er vernahm von dem Murren des französischen Volkes über die entsetzliche Blutvergeudung, von der ewig rührigen Ränkespinnerei der Diplomatie, von dem Schatten,

welchen die Koalitionen vor sich herwarfen; er hörte das Dröhnen der geheimgehaltenen Tritte der Armeen, die zum Marschiren bereit waren.

Und er dort im namenlosen Schlosse schwieg, gab Acht und wartete auf sein Lösungswort.

Wenn dieses Wort ertönen wird, dann wird es ihm gestattet sein, zu rufen: „Hier bin ich!“

Zudem hatte er auch das zu studiren, was in jenem Lande vorging, in welches er seinen Fuß gesetzt.

Hierzu hatte er zwei Organe; das eine war Mercatoris, der Pfarrer von Fertőszeg, das andere sein Fiskal, der in Pest wohnte. Mit Beiden stand er in fortwährender Korrespondenz; persönlich aber hatte er mit dem Pfarrer niemals, mit seinem Fiskal aber nur einmal gesprochen, als nämlich dieser als Batvarist in Begleitung seines Prinzipals zufällig in das namenlose Schloß gerathen war.

Der Name des Fiskals wird in unserer Geschichte nicht vorkommen. Später ist aus ihm ein wohlbekannter heimischer Gelehrter geworden, dessen Tagebuch, welches in unserem Museum aufbewahrt wird, viele Aufschlüsse über jene Zeit giebt, in welcher unsere Geschichte spielt. Er erwarb sich unter Anderm auch dadurch einen Namen, daß er alle Sprachen der Welt, als von der ungarischen abstammend, darstellte, und mittels seiner Daten den Beweis führte, daß auch unser Urvater Adam ein Ungar gewesen sei, nur ungarisch gesprochen und auch gar keinen Grund gehabt habe, in einer andern Sprache zu reden, da die Teufel (bekanntermaßen Fremdlinge) erst später in's Paradies gelangt sind. Mutter

Eva jedoch habe schon deutsch gekonnt; wie hätte sie sonst mit der Schlange discurren können?

Es wird Leute geben, die aus diesem einen Zug errathen, wer es gewesen ist.

Ludwig Babel lernte das ganze Volk, in dessen Mitte er lebte, aus den Schriften dieser zwei Correspondenten kennen. (Wenn wir zu dieser Kenntniß nicht auch Satan Vaczi, den Räuber, und Mathias, den Tausendkünstler, zählen wollen.) Auf diesem Wege aber erwarb er sich sehr einseitige Kenntnisse. Der Pfarrer war ein still beobachtender Philosoph, ein Vertheidiger der bestehenden Dinge, nach dessen Angaben ein friedliebenderer, ruhigerer Volksstamm als der ungarische auf der weiten Welt nicht existirte. Der junge Rechtsgelehrte dagegen war ein mißvergnügter Charakter, voll Klagen gegen das bestehende System; seine Ironie verschonte die Großen nicht, welche auf das Schicksal des Landes Einfluß nahmen; die nationale Eifersucht, das Gefühl des Unterdrücktseins war aus jeder seiner Zeilen herauszulesen. Babel bildete sich ein, daß der junge Gelehrte die Stimmung der ganzen Nation verdolmetsche; es war aber nur der Ideengang einer kleinen, aus der Masse des Volkes herausragenden socialen Gruppe. Diese kleine Gruppe fand noch vollauf Platz in dem Privatzimmer eines guten Freundes, und hatte sich als geeignetsten Ort für ihre Zusammenkünfte den Fußweg der Schiffbrücke ausersehen, welche von Pest nach Ofen führte. Dort entstanden im lebhaften Gedankenaustausch die kühnen, nach unerreichbaren Zielen strebenden Gedanken, unter welchen Zielen die fernliegendsten jene

waren, daß es den ungarischen Schauspielern gestattet werden sollte, auch an anderen als den Fasttagen (Mittwoch und Freitag), wie dies bisher der Fall war, in Pest zu spielen, und wie der Statthalterei eine Concession für eine belletristische Zeitschrift entlockt werden könnte? — Wenn aber selbst so kleinliche Dinge genügen, damit aus einem unbefriedigten Sehnen sich ein giftiger Haß entwickle!

Ludwig Babel war auf Grund der Briefe des jungen Gelehrten zu dem Schlusse gelangt, daß dieses Land seinen (Babel's) Feind als seinen Befreier erwarte und im besten Falle gleichgültig zusehen werde, wie zwei Rivalen miteinander ringen, deren keinem es den Sieg wünscht.

Der Landtag hatte zwar das Rekruten-Contingent bewilligt. (Babel hatte auch dort der „*ablegatus absentium*“ vertreten.) Die Rekrutenschaar wurde aber nicht aus Jenen genommen, die begeistert für das Vaterland, für eine Idee in den Kampf gehen, sondern sie wurde im Wege der Werbung aufgebracht. Es wurden unter den Husaren je acht der Geschniegeltsten, die den „Verbunt“ am schönsten tanzten und sich auf's Trinken am besten verstanden, herausgesucht und diese zogen dann der Reihe nach von Stadt zu Stadt. An den Straßenecken, auf den öffentlichen Promenaden, in den Wirthshäusern begannen die Husaren (einen Infanteristen hatte nie jemand auf Werbung gesehen) inmitten der Volksmenge ihre stattlichen Tänze aufzuführen; auf die Klänge der Zigeunermusik und auf das lustige Jauchzen drängten auch die Bursche herzu; wer von diesen für den aufmunternden Zuspruch ein Ohr zeigte, den um-

ringten die Husaren, schlossen ihn in ihre Arme, nannten ihn einen guten Kameraden und das Uebrige that dann den Wein. Hatte der Bursche einmal in die Hand des Husaren eingeschlagen, hatte er sich als Tausch für seine eigene Mütze, welche auf den Kopf des Husaren wanderte, den Ezako aufsetzen lassen, dann war dies schon so viel, als daß er eingestanden ist; und am nächsten Morgen hatte er das „Kalb“ auf dem Rücken, dem, nach dem Volkslied, der Fleischhauer die vier Flüge abgehauen hat, das daher nicht mehr gehen kann, und das somit der arme Infanterist auf seinem Rücken tragen muß. Und was nicht in dieser Weise bei den verlockenden Klängen der Zigeunermusik aufgebracht wurde, das ergab sich aus den herrenlosen Leuten. In den Städten fing man die Müßiggänger und Vagabunden zusammen; in den Dörfern stöberten die Kleinrichter die elternlosen Jungen auf, um die Niemand weinte, wenn sie weggeführt wurden. Die Volkslieder sind voll von Erinnerungen an die Zeit des „Verbunt“, und sie brachten die allgemeine Stimmung zum Ausdruck. Das Kanonensfutter ging ohne Lust in den Krieg. Es verrichtete die Dienste der gehorsamen Maschine.

Was taugte dies aber einem Heere gegenüber, welches ein großes nationales Bewußtsein in's Leben gerufen hatte, in welchem die besten Kräfte eines genialen Volkes, wie in der Eisenklinge des Mohren das Gold untermengt waren, dessen jedes einzelne Mitglied stolz auf seine Fahne mit dem Adler war und sich für besser als jeden andern Menschen der Welt hielt!

Die einstigen ungarischen Heldensagen waren so voll-

ständig verschwunden, als wenn eine große Märchenzeit die Tage der Kuruzen, die Nibelungenkämpfe des siebenjährigen Krieges von der Gegenwart trennen würde. Was war aus den heldenmüthigen adeligen Vandalen geworden, die einst halb Europa durchritten hatten? Niemand sprach mehr von ihnen. Sechshunderttausend Edelleute, die Blüthe der ungarischen Nation, waren zur Unthätigkeit verdammt. Die professionmäßigen Soldaten verachteten das uneingeübte Heer der Adelligen und die Diplomaten fürchteten es. Man wollte der adeligen Truppe keine Waffen in die Hand geben; lieber ließ man sie zu Hause.

Babel wußte dies sehr wohl. Und doch war nach seinen Ideen dort das richtige Kriegsmaterial zu suchen.

Den Riesen des Jahrhunderts konnte man nur mit Helden und Patrioten besiegen. Ein Söldnerheer konnte sich mit ihm nicht messen.

Spanien zeigte, was die auf's Aeußerste aufgestachelte Vaterlandsliebe vermag. Welche Scenen brachte dort der Volkskrieg! Bei Herannahen des Feindes stehen Städte und Dörfer leer und des Nachts stürzt sich das Volk, das sich in den Wäldern verborgen, mit Messern, mit Steinen und Feuerbränden auf das feindliche Lager. Mit der Grausamkeit des wilden Thieres vernichtet es die Eindringlinge. Es giebt den Gefangenen keinen Pardon und tödtet die Verwundeten. Oberst Pavetti wurde in einen Kalkofen geworfen. General René wurde, zwischen zwei Bretter gebunden, entzwei gesägt. Die Frauen und Mädchen werden zu ebenso vielen Furien hinter dem Ritter sitzt dessen Dame im Sattel und kämpft

mit ihm; sie wüthet, sie zerfleischt, was ihr in die Hände geräth; sie feuert mit ihren Worten die Kämpfenden an, sie hält die Fliehenden auf, sie rettet die Vermundeten. Und jene, die verbluten, sind Franzosen, sind Babel's Verwandte. Sein Blut bespritzt ringsumher das ganze Land und auf den Befehl eines Menschen.

Und nicht genug an den Gräueln auf der südlichen Halbinsel, auch noch die Schneefelder des Nordens muß Franzosenblut färben. In der Schlacht bei Eylau waren achtundzwanzigtausend Franzosen gefallen. Weßwegen? Wegen nichts! Die Menge der Leichen lag auf dem Schneefeld so zu Hauf, daß sie die Kavallerie-Attaken aufhielt. Die Pferde wollen nicht an die Garben von Kadavern heran.

Und es gab einen französischen General (Vannes), der während des Schlachtgetümmels dem siegreichen Riesen in's Gesicht zu sagen wagte: „Du glaubst, daß Du ein großer Mensch bist, weil Du bis an die Knie im Blut watest und weil Dein Schwager (Murat), dieser herausgeputzte Hahn, Victoria dazu kräht.“

Als Babel dies las, schritt er wie der in seinem Käfig eingesperrte Tiger in seinem einsamen Zimmer auf und nieder, hadernd mit dem Schicksal und den Göttern, die Derartiges dulden.

Und was ihn noch hundertmal mehr als der Verlust des vergossenen Blutes schmerzte, war der Anblick jenes Hasses, der unter den Völkern Europas seinen Schatten immer weiter auf das französische Volk zu werfen begann. Schon nannte man die Nation der Freiheit das Heerlager

der Tyrannei. Auch die Vorkämpfer der Civilisation selbst entarteten, als sie einmal in den Vernichtungskrieg verwickelt waren, ebenso zu wilden Thieren, wie die Mongolen und Indianer. Ein französischer General brach in seinem Tagesbefehl seinen Soldaten gegenüber in die Worte aus: „So seid also Menschen und nicht wilde Thiere!“

Und mit welch verlegendem Hohn bespie man ihre ruhmbeladenen Fahnen. Der giftige Geiser, der sie besudelte, war noch schmerzhafter als Blut. Ludwig Babel hatte sein Buchhändler die literarischen Produkte gesendet, welche in jenen Jahren in der Mode waren, die spanischen Pasquille, von welchen es in ganz Europa wimmelte, und Babel mußte tagtäglich lesen, wie man jenes Volk, das er anbetete, beschimpfte, verhöhnzte, verfluchte. Und dies Alles wegen der Ehrsucht eines Menschen!

Bei solchen Anlässen tobte Babel zwischen seinen finsternen Wänden wie eine der in den Verliehen der Zirkusse eingeschlossenen wilden Bestien der nubischen Wüste, die auf den Ruf „biafora“ wartet, wo dann das Gitter ihres Gefängnisses aufgezo-gen wird, und sie herausstürzen kann, um sich unter den Gegnern den mächtigsten auszusuchen.

Und während dessen öffnete der andere Häftling des namenlosen Schlosses täglich am frühen Morgen, wenn die Vögel erwachten, sein Fenster und streute auf dessen Gesimse jenes Futter, welches seinem dahingeschiedenen Günstling, dem Singvögelchen, als tägliche Ration zuerkannt gewesen war, um mit dem, was dieser nicht mehr verzehren konnte, die wilden Vögel des Waldes zu bewirthen.

Siebenter Theil.

Neues Leben im Hause.

Erstes Kapitel.

Wenn das Vaterland Opfer erheischt, ist es Pflicht eines jeden wahren Patrioten, diese zu bringen, mögen sie ihm auch eine noch so große Entsagung auferlegen.

So that denn auch Herr Vicegespan Bernat Görömbölyi von Dravakereztur, als ihm von Seite der Stände des Komitats zur Pflicht gemacht worden war, es sich anzu-gelegen sein zu lassen, dem §. 1 und den diesem folgenden Paragraphen des Gesetzartikels 2, welchen der Landtag vom Jahre 1808 gebracht hatte, auch mittels seiner persönlichen Dazwischenkunft Geltung zu verschaffen.

Die Aufgabe bestand darin, persönlich bei jenen „Hochvermögenden“ zu erscheinen, die im Sinne des §. 17 des Gesetzartikels 3 anlässlich der „Lustration“ statt ihre eigene werthe Person und respektive ihre Pferde zu präsentiren, das Strafgeld, das ist fünfzig schwere Mark, eingesendet hatten.

Zu diesen gehörte auch Ludwig Babel.

Der Vicegespan hatte die Aufgabe, diese Refraktäre durch patriotische Raisonnements eines Besseren zu belehren.

Das Opfer aber bestand darin, daß der hochwohlgeborne Herr während der Zeit, die er zu jenem Zweck im namenlosen Schloß zubringt, dem Rauchen entsagen muß.

Er entschloß sich hierzu.

Seinem Besuch hatte er einen Brief vorangeschickt, in welchem er dem Grafen die Gründe seines letzten schleunigen Rückzuges in aller Kordialität bekannt gab, und seine offizielle Aufwartung ankündigte; auch der fatale Spinat und die Froschkeulen waren in dem Brief nicht unerwähnt geblieben.

Seiner Gewohnheit gemäß führte er sich mit einer Anekdote ein.

„Ich mache es so, Herr Graf, wie es der gewisse Legat gemacht hatte, der, als er nach der ersten Einladung vergebens auf die gewünschte zweite gewartet hatte, selbst den Hausherrn ansprach: „Was beliebten Sie wohl zuvor zu sagen?“

Babel zwang diesmal sein Gesicht zu einem Lächeln; er wollte sein unartiges Benehmen von damals einem so ansehnlichen Manne gegenüber wieder gut machen.

„Sie sind mir ein gern gesehener Gast, Herr Vicegespan.“

„Wir haben diesmal schon im November rauhes Wetter.“

„Ein gesundes Wetter für gesunde Leute.“

„Herr Graf geruhten in der letzten Zeit krank zu sein?“

„Keineswegs. Meines Wissens hat mir nicht das Geringsste gefehlt.“

„Nun, ich hatte so gemeint, weil Sie nicht zur großen Lustration zu kommen geruhten, sondern die fünfzig schweren Mark zu senden liebten.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen mit einer Frage in die Quere komme. Hatten sich Viele zur Lustration eingefunden?“

„Vom niederen Adel hatten sich ziemlich Viele eingefunden; der hohe Adel aber hat durch seine Abwesenheit geglänzt. Das schreibe ich dem §. 1 des Artikels 3 des Insurrektional-Gesetzes zu, welcher den adeligen Insurgenten verbietet, welch immer Gold- oder Silber-Geschmeide auf ihren Kleidern zu tragen. Dieses Verbot ist aber zu dem Zwecke erfolgt, um einestheils dem Wetteifern in der Prachtentfaltung vorzubeugen, anderntheils aber, um auch beim Feind die Raubgier zu dämpfen.“

Ludwig Babel konnte bei diesen Worten ein sich unwillkürlich einstellendes cholerischer Lachen nicht unterdrücken.

„Sie glauben also, Herr Vicegespan, daß ich mich deshalb nicht eingestellt habe, weil ich keine goldenen Knöpfe und Halschnüre auf meinen Schnürrock und meinem Pelz anbringen darf?“

„Einen andern Grund vermag ich mir nicht zu denken.“

Graf Babel begann zu merken, daß der Vicegespan ironisch spreche.

„So will ich Ihnen meinerseits den wahren Grund sagen. Ich bin nicht zur Lustration gegangen, weil ich das ganze Gesetz für einen Scherz und für ein Kinderspiel halte;

dasselbe beginnt gleich mit der Mental-Reservation: „Die ungarische adelige Insurrektion ist nur dann einzuberufen, wenn die Gefahr eines Angriffes von Außen obwaltete. Dieses Insurgentenheer kann also nicht zum Vorhinein aufgestellt, abgerichtet, in den Waffen geübt werden. Hierauf heißt es: „Und auch dann nur in dem Falle, als der angreifende Feind so stark wäre, daß ihm die reguläre kaiserliche königliche Armee nicht zu widerstehen vermöchte.“ Das aber, daß der Feind der Stärkere ist, pflegt jeder Feldherr erst dann zu erfahren, wenn er bereits tüchtig geschlagen worden ist. Die ungarische adelige Insurrektion hätte daher die Aufgabe, unvorbereitet und uneingeübt dann in's Feld zu rücken, wenn die reguläre Armee dem stärkeren Feind nicht Stand zu halten vermag. — Das ist aber ja Hohn! — Und wie ist es mit der ganzen Organisation bestellt? — Jeder Edelmann, der über 3000 Gulden Einkommen hat, wird Kavallerist, wer weniger hat, wird Infanterist; es entscheidet also nicht die Befähigung, sondern der Geldbeutel. — Jede Stadt stellt einen Reiter und rüstet selbst diesen aus. Das wird eine schöne Schwadron geben! Die Herren Edelleute bringen ihre eigenen Flinten und Säbel von zu Hause mit. Jene harmlosen Jagdgewehre, mit welchen die Herren Compossessoren die Hasen auf den Stoppelfeldern schrecken, den französischen Bajonnetten entgegenstellen wollen! Und wenn Alles dies beisammen ist, wird jedes Komitat entscheiden, in welche Uniform es seine Adelligen kleiden werde. Dann werden diese ihre Offiziere selbst wählen, wie ein Komitat den Vicegespan und den Stuhlrichter, ohne

danach zu fragen, wer sich auf das Rangiren, das Kommandiren, das Einexerciren der Truppe versteht, wer Heldenthum und Erfahrung hat? Wohl aber danach, wer einen glänzenderen Namen hat, oder wer besser traktiren kann. Und eine solche Schaar gegen eine Armee schicken wollen, deren Offiziere sich in der Feuertaufe der Schlachten ihre Epauletten erworben haben! Ach mein Herr, dies würde als ein entsetzliches Attentat gegen die besten Kräfte eines Volkes erscheinen, wenn es sich nicht in der Ausführung als Scherz erweisen würde. Zum Kriegsführen gehört vor Allen Geld. Und die Stände des Landes haben dieses zu votiren vergessen. Sie, meine Herren, haben kein Geld. Hiermit verschwindet die ganze Gefahr. Das adelige Insurgentenheer marschirt so weit, als die Eßwaren reichen, welche Jeder in seinem Tornister vom Hause mitbrachte; sind die Vorräthe aufgezehrt, geht die Armee wieder nach Hause. — Man braucht nicht einmal eine Kanone gegen sie abzufeuern. — Alle Welt nimmt die Sache als Spaß; die Gesetzgeber ebenso gut wie die Heerführer. Die Lustration, jener Scherz, daß jeder Adelige sich an den Sitz des Komitatus zu begeben und dort nachzuweisen habe, daß er Flinte und Säbel besitzt oder auf dem Pferde sitzen kann, haben unsere Schwaben sehr treffend „Lustreißio“ benannt. Reden wir herüber nicht weiter. — Wenn einmal von einer wahrhaft ernstesten Sache die Rede sein wird, dann glauben Sie mir, mein Herr, und halten Sie sich an mein gegebenes Wort dann werde ich mich auf den ersten Ruf unter den Ersten einstellen, die herbeieilen, um ihren Platz in der

großen Tragödie einzunehmen; eine Komödie aber liebe ich nicht einmal anzuschauen, geschweige eine Rolle in ihr zu spielen. Lassen wir dieses Possenspiel. Ich meine, Herr Vicegespan, wir sollten uns mit etwas Gescheiterem unterhalten. Es giebt hier in diesem Hause ein stilles kleines Kellergewölbe; in diesem befinden sich ganz ausgezeichnete Weine, der allervortrefflichste Catafia“

„Was? Catafia? das ist ja Tabak!“

„Und zwar türkischer. Dahin wollen wir uns zurückziehen, ein Gläschen um das andere leeren, einander Anekdoten erzählen und die Welt Welt sein lassen.“

„Also sind auch Herr Graf ein Raucher?“

„Freilich! Nur daß ich an dem hierzu bestimmten Ort und nicht in meiner gewöhnlichen Kleidung rauche.“

„Aha! Damit es ein gewisser Jemand nicht rieche!“

„Natürlich.“

„Dann ist aber auch nicht ein Quentchen Wahrheit an dem Gerüchte, welches böse Zungen über den Herrn Grafen verbreiten; denn wie ich die gewisse Dame kenne, so erschrickt diese wahrlich nicht vor dem Tabakrauch; ich habe sie doch auch schon einem solchen Rauch Stand halten gesehen, daß man nicht erkannte, wer einem gegenüber saß; und dabei hüstelte sie nicht einmal. Diese kann nicht die Donna des Herrn Grafen sein, über die ich mich übrigens wohl hüten werde, weitere Fragen zu stellen, seitdem der Herr Graf nur wegen meiner ersten Anfrage sich mit mir duelliren wollten, so daß ich in meinem Schrecken mich auf holländische Manier empfahl. Nein, von dieser will ich nicht weiter sprechen!“

Jene andere Donna aber, die hat mir doch viel Kopfzerbrechens verursacht. Diese nimmt überall im hohen Maße Partei für den Herrn Grafen, und sie ist immer bereit, sich für Sie zu exponiren. Auch jetzt hätte ich, wenn mir die Gnädige nicht zusprach, ich möge persönlich zu dem Herrn Grafen gehen, — wobei sie den Herrn Grafen mit allerlei Lobeserhebungen überhäuft hat, daß es für einen Menschen schon zu viel ist, — meinen Stuhlrichter statt meiner mit dem Sigillum compulsorium geschickt. No! und dieser übergroße Eifer ist mir bei dieser anderen Donna denn doch schon verdächtig!"

Ludwig Babel gerieth nicht in Zorn, er lachte.

„Spectabilis! Jetzt wird es Ihnen mit mir gleich so ergehen, wie es dem Kritiker der Anekdote ergangen ist, der am Schlusse des Konzertes einen neben ihm stehenden Herrn fragte: „Wer ist denn jene Sängerin, die so entsetzlich falsch singt?“ — „Diese ist meine Frau.“ — „Eigentlich habe ich sie nicht gemeint, sondern jene Dame, die sie auf dem Klavier accompagnirt, und so unausstehlich spielt, wer mag wohl diese sein!“ — „Diese? Das ist meine Schwester.“ — „Bitte, tausendmal um Entschuldigung: ich habe mich geirrt; die Musikpiece ist nichts nutz; wer mochte wohl dieses schale Zeug komponirt haben?“ — „Ich selbst!"

Herr Bernat war völlig bezwungen. Dieser Graf raucht nicht nur, er weiß sogar Anekdoten zu erzählen. Das ist ja ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe! Mit diesem hätte er schon längst Bekanntschaft machen sollen. Er trinkt insgeheim, er raucht insgeheim und hat Liebschaften insge-

heim. Dies sind solche clandestina, gegen welche die Administrativ-Behörde keine Einwendungen erheben kann.

Und erst, als er die Bekanntschaft der Weine und der Küche des Grafen machte, dort unten in dem kleinen Kellergewölbe unter dem Thurme! Da war von Reptilien und anwidern den Muscheltbieren gar nicht die Rede; lauter ehrliche, fette, compacte Speisen, in die man beißen konnte, gelangten auf den Tisch, und sie waren gänzlich nach den nationalen Gelüsten seines Magens zubereitet. Und woran es nicht im Geringsten gebrach, das war die kostbare Würze des ungarischen Tisches, das Erzählen heiterer Anekdoten. Der Graf war in diesen ebenso unerschöpflich, als der Vicegespan, und dieser mußte gestehen, daß der Graf der Erste sei, bei dem er, der Großmogul der Anekdoten, das Ende der begonnenen Anekdoten nicht vorherzusagen wußte; dann speist er Schlag zwölf Uhr, wie jeder Ungar, der noch unverdorbenen Sinnes ist; und er trinkt mit seinen Gästen frant und frei; und wenn er dann seine Pfeife anbrennt, so thut er es mit vollem männlichem Selbstgefühl.

Gegen Ende des Mahles war das Vertrauen des Vicegespans zu dem Grafen so groß geworden, daß er sogar einen Toast vorzuschlagen wagte. Das war aber ein gefährlicher Toast; in Folge dessen es sich leicht ereignen konnte, daß man auf die gebräuchliche Ansprache: „Ich spreche zu Ihnen, Herr!“ dem Toastirenden antwortete, ihm mit der Pistole „Rede stehen“ zu wollen, wie gleichfalls der Sprachgebrauch sagte.

„Ich kann es nicht unterlassen, als Gast dieses Schlosses

mein Glas auf das Wohl seiner obgleich unbekannten Herrin zu erheben; und seitmalen ich nicht wissen kann, ob es nur eine, oder ob es deren zweie giebt, so erhebe ich demzufolge gleich zwei Gläser. Vivant!"

Der Graf war ein nobler Herr; wie Satan Taczi gesagt hatte, daß er auf den Menschen, dem er ein Glas an seinem Tisch vollgeschenkt, nicht zu schießen pflege, so hielt er es auch diesmal mit dieser Regel; vielmehr ergriff er selbst zwei Gläser, stieß auf den Toast mit beiden an und leerte beide bis auf die Nagelprobe.

Als das Gelage zu Ende ging, war Herr Bernat schon ganz weich gestimmt; er versicherte dem Grafen, daß dieser seine Protektion im vollen Maße besitze.

„Wir treffen uns schon noch einmal in diesem Leben,“ sagte er, während er die Hand seines freundlichen Wirthes drückte.

„Ich hoffe unter einer günstigeren Konstellation.“

„Auch ich hoffe es, denn es wäre mir nicht lieb, wenn ich nächstens hierherkommen müßte, um den §. 8 des Gesetzesartikels 2 zu vollziehen.“

„Ich erinnere mich nicht, was derselbe enthält. Was verordnet er?“

„Das, was über Jene verhängt ist, die sich dem Kampfe entziehen: die Decimierung!“

Und er sagte dies auch mit dem entsprechenden unbarmherzigen Pathos, während er seine Augen und seine drohenden Finger gegen den Himmel, das heißt gegen die Wölbung des Kellers erhob.

Babel aber versetzte dieß in die beste Laune.

„Wie werden Sie denn aber mich allein decimiren?“

„Das überlassen Sie nur mir,“ entgegnete er, um sich blickend, ob nicht Jemand lausche. „Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie, wenn Sie auch decimirt werden, nicht sterben. Kennen Sie die Anekdote von dem englischen Schiffskapitän nicht, der einst seine Mannschaft decimiren lassen mußte, weil sie sich feige in der Schlacht betragen hatte?“

„Nein.“

„Von dreißig Matrosen mußte er fünfzehn erschießen lassen. Nun bestand die Mannschaft zur Hälfte aus Irländern, zur Hälfte aus Engländern. Die Irländer konnte er nicht ausstehen. Was machte er also? Er stellte sie nach dem Verse: *populeam virgam mater regina tenebat* in der Reihe auf. Um Ihnen das zu erklären, will ich die Weinflaschen aufstellen. Die runden sind die Engländer, die viereckigen die Irländer. Da stehen sie nun schön in folgender Ordnung:

Po	—	pu	—	le	—	am	—	vir	—	gam				
0000		□□□□□		00		□		000		□				
ma	—	ter	—	re	—	gi	—	na	—	te	—	ne	—	bat
0		□□		00		□□□		0		□□		00		□

Hierauf wurden sie der Reihe nach abgezählt; jeder Neunte wurde erschossen und die Engländer sind alle am Leben geblieben, die Irländer sind alle erschossen worden. Sehen Sie! Neun! Wieder Neun! Die Viereckigen sind insgesammt umgefallen. So werde auch ich es practiciren, wenn es

dazukommt; denn auch ich kenne den Unterschied zwischen Engländern und Irländern — hier im Hause. Darum sage ich Ihnen zum Vornhinein, Herr Graf, gerathen Sie in eine solche Situation, dann halten Sie sich nur zur Silbe „po“, denn die Silbe „pu“ wird gefährlich werden.“

„Ich werde mich danach richten,“ sagte Babel mit ernsthaftem Gesicht.

Sein Gast hatte an diesem Tage noch mehrere so große Ermissionen zu beenden. Er küßte daher seinen freundlichen Hauswirth auf's Zärtlichste weidlich ab, und trachtete dann in seinen mit „Forspon“ bespannten Wagen zu kommen, während er diesmal mit ganz anderen Gefühlen als bei der letzten Gelegenheit vom namenlosen Schlosse schied.

Ludwig Babel wechselte sodann die Kleider und wusch sich tüchtig; und als die regelmäßige Speisestunde kam, erschien er, um mit Marien die feine Schneckenuppe, die Karotten und die leichten Mehlspeisen zu verzehren. Und es war an ihm nicht einmal zu bemerken, daß er guter Laune sei.

Herr Bernat Görömbölyi v. Dravakeresztur aber besuchte der Reihe nach die Refraktäre, die nicht erschienen waren, und nachdem er allerorts in ähnlicher Weise seine Bedenken und seine Einsprache vorgebracht, kehrte er *re optime gesta* in seine Residenz zurück und referirte der nächsten Sedria, daß sich das Komitat in Ordnung befinde.

Zweites Kapitel.

Endlich brach der Krieg aus.

Dieser aber brachte dem Tiger, der in den Käfig des namenlosen Schlosses gesperrt war, nur noch bitterere Tage.

Als wenn man noch brennendes Del auf seine offenen Wunden gegossen hätte.

Dem schneckenartigen, langsamen Vorrücken der angreifenden österreichischen Armee hatte das Erscheinen des apokalyptischen Würgengels ein Ende gemacht.

In der That ein Erscheinen, wie der seherische Evangelist die Ankunft des weltzerstörenden Engels geschildert hat.

Eine schöne, wohnliche, von blühenden Gärten umgebene deutsche Stadt am Ufer des Traunflusses war der Schauplatz. Ein fleißiges, industrietreibendes Volk bewohnte sie. Das blaue, gelbe, rothe, weiße Spülwasser der verschiedenen Fabriken floß in kleinen Kanälchen in die Traun. Diese Stadt war voll französischer Verwundeter, welche die Oesterreicher in früheren Schlachten zu Gefangenen gemacht und hier untergebracht hatten. Als der verhängnißvolle Befehl gegeben worden war, daß sich die ganze österreichische Armee auf das rechte Donau-Ufer zu ziehen habe, hatte das retirirende Corps weder die Zeit, noch die Transportmittel, um die Verwundeten des Feindes mit sich zu nehmen; es ließ diese zurück. Der Kommandant der Arridregarde jedoch sah, als er zur Stadt hinauszog, daß ihm das französische Corps auf dem Fuße folge; er aber hatte die Aufgabe,

dieses um jeden Preis aufzuhalten, bis sein eigenes Corps über die Donau gegangen sein werde. Die Traunbrücke war von Stein; sie ließ sich nicht in Brand stecken. Das Sprengen derselben würde nichts genützt haben, weil sie der Feind auf den stehen gebliebenen Pfeilern innerhalb sechs Stunden wieder hergestellt hätte. Er zündete daher die hinter der Brücke liegende Stadt an. — Sein Calcul war ein ganz richtiger gewesen. — Wenn er Brigaden, die mit einem Kugelregen und einem Wald von Bajonnetten Widerstand leisteten, dem verfolgenden Feind entgegengestellt hätte, so wäre dieser über jene hinweggeschritten; so aber füllen plötzlich Tausende und Tausende seiner eigenen braven Soldaten, die sich aus den brennenden Häusern geflüchtet, sich in's Freie geschleppt haben, die Straßen; sie halten ihre klaffenden Wunden den in der Verfolgung begriffenen eigenen Blutsverwandten entgegen; sie erheben ihre verstümmelten Gliedmaßen gegen den Himmel und rufen jenem das Wehgeschrei der Verzweiflung in deren eigener Sprache zu. Wird der Verfolger den Muth haben, durch diese Massen zu brechen? Wird er den Muth haben, dieses Corps anzugreifen, welches sein eigenes, welches schon einmal für ihn gefallen ist, welches jetzt nicht kämpft, nur brüllt und flucht? Wird er den Muth haben, seine Pferde gegen dieses agonisirende Straßenpflaster zu spornen? — Er hatte ihn! — „Vorwärts!“ ertönte das Kommandowort, das kein Erbarmen kennt, und die schwere Kavallerie sprengte heran, um durch die lebendige Gasse über die Haufen von Vermundeten hinweg Bahn zu brechen; hinter ihr folgen rasselnd die schweren Geschütze,

die Munitionskarren. Die Verwundeten können sich nicht flüchten; die Straßen stehen in Flammen; die Häuser bieten keine Zufluchtsstätte; die vorangeschickte Truppe entsetzt sich über ihre Aufgabe, als sie einen Platz vor sich sieht, der mit Gespenstern, die in Leichentücher gehüllt sind, gefüllt ist, sie möchte umkehren; dies ist aber unmöglich; die Munitionskarren können nicht in der Gasse stehen bleiben; die Nachfolgenden drängen sie vorwärts; die schweren Kanonenräder müssen über die niedergetretenen Verstümmelten gehen; Kavallerie und Train stampfen im Galopp über den Boden hin, der verzweifelt aufschreit, weint, Gott und die Hölle anruft, den Steigbügel des Reiters erfaßt und diesen fragt: Bruder, kennst Du mich nicht? — Nein! — Sie führen den Befehl ihres Führers aus. Und als die große Aufgabe vollzogen ist, kommt mitten aus der brennenden Straße „Er“ zum Vorschein, der mächtigste aller Menschen, die je gelebt haben, auf seinem weißen Araber, dem „Euphrat“, dessen sämtliche vier Füße nun geröthet sind von dem Weg, auf dem er gegangen. Und dann blickt „Er“ mit seinem kalten Marmorgesicht unter den gesenkten Augenlidern hervor um sich, und sieht aus allen Kanälen der Stadt das Blut sich in die Traun rauschend ergießen. . . . Dies ist eine Scene aus dem „Buch der Visionen!“ — Die Soldaten aber haben ihre Schuldigkeit gethan; die Traunbrücke ist genommen. Wir können vorwärts marschiren! „Gut!“

Ludwig Babel sah dieß Alles so lebendig vor sich.

Und dann wartete er, wie der auf der Lauer liegende

Tiger, sprungbereit, an den Boden geschmiegt, auf sein Losungswort.

Und dann bekam er statt dieses Losungswortes ganz etwas Anderes zu hören.

Jene Waffe, nach welcher der zweiköpfige Adler noch immer zu lange gezögert, hatte der einköpfige Adler zu ergreifen sich nicht gescheut.

Napoleon hatte jenen denkwürdigen Aufruf an die ungarische Nation erlassen, in welchem er sie auffordert, sich unabhängig zu machen und sich einen König aus ihrer Mitte zu wählen.

Ludwig Babel hatte die Proklamation noch druckfrisch erhalten. Nun glaubte er die Sache gänzlich verloren, welcher er sein ganzes junges Leben geopfert hatte.

Er kannte nur aus den Briefen Einzelner jene Nation, in deren Mitte er abgeschlossen lebte; und was seine psychologischen und logischen Schlußfolgerungen aus den Daten, die er auf jenem Wege erhalten hatte, zusammenstellten, konnte nichts Anderes als ein weithin zündender Erfolg des brandstifterischen Aufrufes sein.

Wie konnte er Anderes von einer Nation erwarten, der man nach seinen Quellen selbst den Gebrauch der eigenen Sprache untersagte, die man arm und dumm machen wollte, der man nicht einmal das gestattete, in ihrer eigenen Hauptstadt dem Kultus der Musen nachzugehen. Hatte denn nicht Polen ähnlich gehandelt?

Nun sei Alles aus; nun könne er zur Ruhe gehen.

Da unterbrachen in einer seiner mißvergnügtesten Stunden

sporenklirrende Tritte die Stille auf dem schwermüthig schweigenden Korridor. Seit Henry nicht mehr ist, hat sich Manches geändert; der kleine Junge, der Bedientendienste verrichtet, vermag vornehme Besuche nicht abzuweisen; sie dringen ohne Rücksicht ein und schreiten laut sprechend mit dröhnenden Tritten jene von Geistern bewohnten Räume entlang, in welchen das Echo nur an das Flüstern gewöhnt war. — Es ist zwar nur ein Mensch, der da kommt; er spricht aber für drei und raffelt mit dem Säbel für eine ganze Brigade. Es ist ein alter Bekannter, der Vicegespan. Als er in das Arbeitszimmer des Grafen trat, behielt er die mit einer Adlerfeder geschmückte Mütze auf dem Kopfe und raffelte gewaltig mit seiner in einer Messingscheide stehenden Fringia; über die eine Schulter hatte er einen Wolfspelz geworfen.

„No, Herr Graf, auch ich komme jetzt, so wie der Zigeuner, der durch den Ofen eingebrochen ist und dann gefragt hat: „Kaufen Sie keine Pfeifenräumer?“ Nun endlich ist die Lösung da: Auf's Pferd Soldat! auf die Kuh Bauer!“

„Ja, ja, nur blindlings hinein, und dann sieh zu, wie Du weiter kommst!“ antwortete der Graf in demselben Tone.

„Das ist keineswegs aber so, mein Herr Graf! Seit gestern wird der blutige Säbel im ganzen Lande umher getragen, und zwischen heute und morgen wird die ganze ungarische Nation zu den Waffen gegriffen haben. Das Insurrektionsgesetz ist nicht länger ein todter Buchstabe.

Wir marschiren cum gentibus — den eindringenden Feind zurückzuschlagen. Hier ist der königliche Befehl und hier ist der Aufruf an die Nation.“*)

Während dieser letzten Worte überstrahlte das eherne Antlitz des jungen Mannes eine Verklärung, wie die Gesichtszüge eines zum Leben wiedererstandenen Todten; jedes seiner Glieder suchte dem anderen in dem Ausdruck leidenschaftlicher Erregung zuvorzukommen; seine Augen funkelten; seine Fäuste erhoben sich gegen Himmel; seine Lippen öffneten sich; seine Wangen glühten; Alles sprach an ihm, nur seine Zunge vermochte nicht zu sprechen.

Er wußte nicht, was er hierauf sagen sollte; er stürzte nur zu seinem Säbel hin, der an der Wand hing, riß diesen aus der Scheide und küßte das entblößte Eisen; dann legte er ihn auf den Tisch und stürzte wie ein Wahnsinniger zum Zimmer hinaus.

Er stürmte zu Marien.

Doch auch dieser vermochte er nichts zu sagen; nur nahm er das angebetete Wesen in seine Arme, umschlang es wie ein Kind und eilte mit ihm dahin zurück, wo er seinen Gast zurückgelassen hatte.

„Was ist denn geschehen?“ stammelte das Mädchen, das Ludwig's flammendes Antlitz in Schrecken versetzt hatte.

„Daß, daß Deine Ketten gefallen sind! Daß Du frei bist!“

*) Von Alexander Risfaluby im Auftrage des Palatins verfaßt, ein epochales Schriftstück.

„Oh, mein Gott, erbarme Dich meiner!“

So trug er sie in seinen Armen bis in sein Zimmer, wo sein staunender Gast seiner wartete.

„Da ist sie! Sehen Sie sie. Nun dürfen Sie schon ihr Antlitz sehen. Nun kann es schon die ganze Welt sehen und aus ihm ihre erlauchte Abkunft herauslesen. Das ist mein Abgott. Das ist meine Göttin, für die ich gelebt habe, für die ich sterbe.“

Und abwechselnd küßte er bald das Gewand des Mädchens, bald den gezogenen Säbel.

Die eine Wand des Arbeitszimmers nahm ein großer alterthümlicher Bücherschrank ein, zwischen dessen Seitenflügeln sich eine hohe Nische befand, die für irgend eine Götterstatue bestimmt war und deren unteren Theil eine ungeheure Erdfugel einnahm. Ludwig ersah sich diesen Platz um seine Gottheit hinzusetzen, als wenn sie auf einem Altar säße, während ihre Füße auf der Erdfugel ruhten.

„Giebt es eine glorreichere Erscheinung auf einem Throne als diese?“ sprach Ludwig hingerissen, während er seinen Arm um die Schultern seines Gastes schlang und auf das Mädchen hinwies. „Ein so segenspendender Blick, so viel Liebe, so viele Güte, die Verkörperung aller Tugenden des aus Gotteshand hervorgegangenen Menschen. Ist also nicht dies jener Engel, der berufen ist, den Leviathan der Apokalypse in die Hölle hinabzustößen?“

Der starke Mann, der Vicegespan, blickte betroffen auf das Mädchen. Leise flüsterte er Ludwig Vavel zu:

„Das staunenerregende Ebenbild einer unglücklichen Königin! Gerade so hatte sie ausgesehen, als sie Braut war.“

Marie hielt unwillkürlich beide Hände vor sich hin. Ihr Gesicht war wohl schon an die Strahlen der Sonne, aber noch nicht an die brennenden Strahlen fremder Augen gewöhnt.

„Oh, mein Gott! Was sprechen Sie, Ludwig?“ stammelte sie. „Ich verstehe Sie nicht.“

Graf Babel schritt hierauf wortlos an die andere Seite des Zimmers, wo dem Bücherschrank gegenüber eine große Landkarte aufgehängt war. Auf das Ziehen an einer Schnur rollte die Karte wie ein Vorhang in die Höhe und es zeigte sich hinter derselben ein großer, langer Saal, der, so groß er war, mit Sätteln, Pferdegeschirr, Säbeln und Schießwaffen bis an die Decke angefüllt war.“

„Ich selbst stelle ein berittenes Vandalium und commandire es persönlich. Die ganze Armirung ist bis zur letzten Patrone bereit.“

Der Vicegespan war in tiefes Staunen über die in so großer Menge regelrecht aufgehäuften Armirungsbestandtheile gerathen und die Gestalt, die da gleichsam auf einem Altar saß, zitterte bei diesem Anblick. Welch ein Wintergarten! Also solche Blumen zieht Ludwig insgeheim?

Ludwig Babel führte den Vicegespan an der Hand in sein Arsenal und zeigte ihm seine schrecklichen Schätze.

„Sind Sie mit der Lustation zufrieden?“

„Darauf kann ich nur sagen, was der arme, kleine Compossessor aus dem Saroser Komitat dem reichen Grund-

herrn aus dem Banat sagte, als dieser erzählte, daß er auf zweitausend Joch Weizen gebaut habe, nämlich, „daß auch dies nicht übel ist!“

„Jetzt werde aber ich Lustration halten. Die Waffen sind da. Ist nun auch Mann und Roß vorhanden?“

„Ich könnte darauf antworten, wie die Zigeunerin, von der ihr Sohn Brot verlangte: Du verlangst aber auch immer etwas, was es nicht giebt!“

„Was es nicht giebt?“

„Das heißt, Leute giebt es genug und auch Pferde, auf welchen sie sitzen könnten. Nur handelt es sich da um das eine Ding, von welchem der Stuhlrichter des Thuroczer Komitates referirte, daß es dasselbe weder giebt, noch auch nicht giebt. Und das ist das Geld, die Domestica ist leer und das Aerar hat das versprochene Subsidium noch nicht geschickt.“

„Was kümmere ich mich um das Aerar und um sein Geld! Hier heißt es handeln und nicht reden! Ich übergebe Ihnen die ganze Summe, die zur Aufstellung des Banderiums nothwendig ist; für seine Verpflegung werde ich selber sorgen; und braucht das Komitat Geld, so möge es über das meinige verfügen. Für diesen Zweck gebe ich Alles hin, was ich habe, und als Draufgabe noch mich selber dazu.“

Und hiermit öffnete er eine große eiserne Truhe, die an dem Boden angeschraubt war.

„Belieben Sie zu nehmen, so viel Sie brauchen,“ sagte er, auf die Truhe deutend.

Das war aber ein noch staunenswertherer Anblick als der geöffnete Waffensaal. Goldrollen, mit Silber gefüllte Säcken, in schönster Ordnung übereinandergehäuft; keine schwarzen Bankozettel und andere derartig verdächtige Personen zwischen ihnen; nur wirkliches geprägtes Geld.

Der Vicegespan machte auch nicht im Entferntesten Miene, zuzugreifen.

Da griff dann Ludwig selbst zwischen die Goldrollen, faßte auf, was zwischen seinen beiden Händen Platz fand und füllte damit die Mütze des Vicegespans, welche dieser in beiden Händen hielt, so rasch, daß er nicht dagegen protestiren konnte.

„Aber ich bitte, zählen wir wenigstens, wie viel es ist.“

„Sie können es dann zu Hause zählen.“

„Damit ich Ihnen eine Quittung darüber geben könne.“

„Eine Quittung? Zwischen Edelleuten? Eine Quittung über ein Geld, das zur Vertheidigung des Vaterlandes gegeben ist? Sollten denn Sie, der große Plutarch der heimischen Volksgeschichte, die Geschichte von der Kriegskasse nicht kennen, die nach der verlorenen Schlacht von Landstein, als schon Alles floh, unter einem in den Graben gestürzten Wagen liegen geblieben war; da erbrachen zwei ungarische gemeine Soldaten die Truhe, die dem Feinde zur Beute überlassen war, theilten das darin befindliche Geld, stopften damit ihre Tornister voll und suchten dann, jeder in einer anderen Richtung, das Weite. Nach drei Tagen stießen sie wieder zu ihrem Bataillon und übergaben das gerettete Geld bis zum letzten Heller. Der eine dieser Waderen

hatte Roszmar Janos geheiß, der Andere hatte nicht einmal seinen Namen genannt. Im Krieg werden auch die Tugenden riesengroß!"

"Mit so viel Geld kann ich aber doch nicht vor die Leute hintreten, ohne daß ich mich legitimiren würde, von wem ich es erhalten habe und zu welchem Zwecke es gegeben wurde. Das kann ich ja doch nicht sagen, daß ich 'wildes Geld' im Walde gefunden habe, wie der gewisse Zigeuner 'wilde Bauernröcke'. Geben Sie mir wenigstens ein paar Zeilen Kommission dazu, Herr Graf!"

"Das will ich gerne thun," erwiderte Graf Babel und er begab sich zu seinem Schreibtisch.

Auf dem Wege dahin trat ihm Marie entgegen.

Sie war von ihrem improvisirten Thron gestiegen und ergriff Ludwig's Hand.

"Was willst Du thun?" fragte sie ihn sanft.

"Schreiben."

"Willst Du, daß man Deine Handschrift sehe und aus ihr erfahre, wer Du bist?"

"Nach einer Woche werden sie schon aus den Streichen, die meine Hand führt, erfahren, wer ich bin."

"Oh, Du bist entsetzlich!" erwiderte Marie, ihr Gesicht von ihm ablehnend.

"Ich bin es Deinetwegen."

"Wegen meiner? So ist es etwa eine Freude für mich, wenn Du in die Schlacht ziehst? Wenn Du fällst?"

"Sei unbesorgt! Ich habe einen Stern!"

"Wo? Welchen?"

„Du bist es!“

„Und wenn dieser Stern fällt?“

„Wenn es einen Gott im Himmel giebt“

„So nimmt er mich zu sich,“ fiel das Mädchen mit durchgeistigtem Blicke ein. „Und gestattet nicht, daß es eine Französin auf der Welt gebe, die gezwungen sei, gegen den Sieg ihrer eigenen Nation zu beten, sich zu freuen, wenn sie von dem Unterliegen ihrer Brüder hört. Er wird nicht gestatten, daß es eine Frau auf der Welt gebe, die darauf wartet, daß man aus den Ueberresten ihrer Verwandten, ihrer Landsleute einen Haufen von Gebeinen errichtet, um sie auf diesen als ein Götzenbild zu setzen, von dem sich Alles mit einem Fluche abkehrt. Jetzt wird mich Gott zu sich nehmen, da noch meine beiden Hände weiß sind, da ich gegen Niemand Born hege, da ich Alles vergeben habe und nach keiner Herrlichkeit der Welt verlange. Und Gott wird nicht zulassen, daß ich von jenem Blute, von jener Herrlichkeit koste, von welchen Fredegonde, Merostède und die sämtlichen Scheusale unserer entsetzlichen Geschichte trunken wurden, und daß auch ich ihnen je ähnlich werde. O, das läßt Gott nicht zu.“

Ludwig Babel erfüllte dieser aus dem Herzen kommende Ausbruch des Mädchens mit Bewunderung.

„Jedes Deiner Worte vermehrt nur den Glorienschein um Dein Haupt und legalisirt das Recht meines Säbels. Auch ich bete meine Nation an, und Niemand mehr als ich. Auch ich sinke vor den Richter der Unendlichkeit hin und unterbreite seinem Urtheile meine Streitsache. Gott, der Du

Frankreich beschütze, blicke hernieder — sieh Jenen dort, der mitten zwischen den Flammen sein Pferd bis an's Sprunggelenk in dem Blut seiner eigenen Landsleute waten läßt und mit seinem starren Antlitz die Sterbenden überschauend sagt: „Es ist gut!“ — und dann sieh diese Heilige hier, die für ihre Verfolger betet, und dann urtheile, welches von beiden Dein Ebenbild auf Erden sei! — Ach, Marie, leiste Du Deinem guten Herzen Genüge, bete für Jene, die gegen Dich kämpfen; wir, die wir für Dich den Säbel gezogen, wir werden siegen selbst gegen Dein Gebet; oder wir werden fallen, so Gott es so will.“

„Oh, versteh' mich doch nur!“ sprach Marie mit weicher bittender Stimme, während sie mit zitternder Hand Ludwig's Wange streichelte. „Auch nicht ein Tropfen Heldenblut fließt in meinen Adern. Ich bin kein Nachkömmling jener hohen Frauen, die selbst ihre in den Krieg ziehenden Ritter befränzten. Ich fürchte mich, Dich zu verlieren. Mein Gott! habe ich doch Niemanden außer Dir auf der weiten Erde. Eine Waise, wie ich es bin, giebt es auf der Welt nicht wieder. Denn, wenn Du immer an mich denkst, dann vergißt Du mich am meisten. Wenn Du in den Krieg gehst und ich so ganz allein bleibe, was soll dann aus mir werden? Wen giebt es dann, der mich noch lieben würde?“

Der Vicegespan murmelte Babel in's Ohr:

„Bei meiner Seele! Sie schwächt uns noch den Säbel aus der Hand.“

Babel beruhigte ihn lächelnd:

„Fürchten Sie nichts!“ — Und dann zog er das

Mädchen sanft an seinen Busen. „Du sagtest mir einst: „Geben Sie mir eine Mutter! eine Frau, die ich liebe und die mich wieder liebt!“ Wenn ich fortgehe, lasse ich Dich nicht allein; ich bringe Dir eine Mutter, eine Frau, die Du liebst und die Dich wieder liebt.“

Ah, welch heiteren Sonnenschein riefen diese Worte plötzlich auf dem Gesichte des Mädchens hervor. Wie hatte sich der Ausdruck tragischer Seelenqual mit einem Zauberschlag in das Strahlen des Entzückens verwandelt. Sie fiel dem jungen Manne um den Hals, lachte, jauchzte, wurde zum Kinde.

„Das würdest Du thun? Würdest sie hierher bringen? Oder mich zu ihr? Ja, ja! Dann würde ich sehen, wie Ihr einander umarmt? Daß Ihr glücklich werdet? Oh, das . . . hahahaha!“

Sie vermochte vor Freude nicht zu reden.

„Ich habe ernsthaft gesprochen,“ sagte Ludwig. „Vor meinem Vorgesetzten darf ich mit meiner gemachten Zusage keinen Scherz treiben.“

„So ist's,“ fügte Herr Bernat hinzu. „Ich bin jetzt nicht nur Ihr Vicegespan, sondern auch Ihr Regimentsoberster.“

„Und ich wünsche, daß Sie mir noch mehr als dies daß Sie mein Beistand werden. In diesen patriarchalischen Lande herrscht die schamhafte Sitte, daß man zu jener, die man zum Weibe nehmen will, seinen Beistand schickt. Wollen Sie diese Mission übernehmen?“

„Von allen meinen Exmissionen sei diese mir die liebste.“

„Sie wissen, wohin ich Sie in meinem Namen zu gehen bitte? Es ist nicht weit von hier. Sie kennen sie, auch ohne daß ich ihren Namen nennen würde. Erzählen Sie ihr Alles, was Sie gehört und gesehen haben. Ich sende ihr mein Geheimniß als Brautgeschenk. Und dann erbitten Sie sich Antwort auf ein Wort, das ich einst ausgesprochen habe.“

„Ueberlassen Sie das nur mir. Ich verstehe mich auf das Amt des Beistandes. Ich probire es jetzt nicht zum ersten Male und ich habe nie einen Korb bekommen. In einer halben Stunde kehre ich mit den Worten zurück: *veni, vidi, vici!*“

Der Spectabilis erinnerte sich, nachdem er seinem Klienten die Hand geschüttelt, aber auch daran, daß es gegenüber einer so hohen Erscheinung, wie der räthselhafte Schützling des Grafen Babel, selbst einen so gewaltigen Manne, wie einem ungarischen Vicegespan ziemte, derselben die gebührende Achtung zu bezeugen; er schlug daher seine Sporen aneinander und war eben im Begriffe, unter seinem Vorrath französischer Titulaturen jene auszuwählen, welche ihm zu ihrer Begrüßung am geeignetsten erschienen, als Marie sein feierliches Vorhaben dadurch vereitelte, daß sie in kindlich guter Laune mit den Worten an ihn herantrat:

„Wer auf's Brautwerben geht, muß ein Sträußchen im Knopfloch tragen;“ und bei diesen Worten zog sie das Beilchenbouquet, das ein gewisser Jemand an jedem Morgen auf ihren Tisch legte, aus den Haaren und steckte es dem hochvermögenden Manne an die Brust.

Und Herr Bernat vergaß hierauf, der vornehmen Dame die beabsichtigte Huldigung darzubringen, ergriff die schöne, weiße Hand, drückte sie unter seinen steif gewicksten Schnurrbart und sagte, indem er während des inbrünstigen Handkusses einen Seitenblick auf Ludwig Babel warf, zu diesem: „Es wäre Schade um diese, für Euch Ihr Herren Franzosen!“

Dann machte sich der tapfere Herr auf den Weg, wobei er, während er über die Treppe schritt, genug damit zu thun hatte, die vielen Goldrollen aus seinem Kalpag in den rückwärtigen Taschen seines Dolmany's unterzubringen.

Marie aber lief singend von Ludwig nicht in ihr eigenes Zimmer, sondern in den Speisesaal, dessen Fenster nach dem benachbarten Kastell gingen.

Sie fragte nicht mehr, ob es erlaubt sei. Sie öffnete muthig eines der Fenster, lehnte sich auf dessen Brüstung weit hinaus und winkte mit ihrem weißen Tuche dem Vicegespan nach, der in seinem Wagen dahinfuhr.

Es war dies der erste freie Blick in die Welt. Am hellen Tage, mit unverschleiertem Gesicht in die schöne Welt hineinzublicken! Ach, es war dies ein so berückendes Entzücken, wie es Jener fühlen mag, dem man sagte, er dürfe kein kaltes Wasser trinken, denn er würde davon sterben und der dann über eine ganze Kanne voll des frischesten, krystallhellen Wassers geräth und sich nun gütlich thut, schwelgen kann, und dem nichts daran liegt, wenn es ihm auch den Tod brächte.

Marie lachte in einemfort. Alles war für sie entzückend:

die Vögel, die über ihrem Haupte hin- und herslogen, die Kinder, die am Ufer des See's sich jauchzend herumtrieben; die Pferde, die sich auf der Weide herumtummelten, auf dem Felde, das heute noch gelbe Blumen trägt, und über einen Monat roth gefärbte Blumen tragen wird.

„Oh, wie schön ist die Welt! o, wie lieb, wie schön ist sie!“

Und auch Ludwig Vabel, der hinter ihr stand, schien es, als wenn vor diesem leuchtenden Antlitz, das zum offenen Fenster hinaussah, plötzlich Alles noch einmal so glänzend wäre, als es vordem gewesen.

Drittes Kapitel.

Als Herr Bernat Görömbölyi in seiner Eigenschaft als Beistand im Kastell angelangt war, begann er nach avitischer Sitte, geradeheraus mit der Sache selbst, sowie ihn die schöne Baronin empfangen hatte.

„Mein liebes schönes Schwesterchen Kathinka, ich komme, wie es das Sträußchen an meiner Brust verkündet, als Brautwerber. Ich erbitte mir Ihre Hand für einen wackeren, schönen, zu Ihnen ganz passenden, jungen Cavalier.“

„Ich danke sehr für Ihre Güte, lieber Bernat bácsi; ich halte aber treu an meinem Gelübde, Mädchen zu bleiben.“

„Somit treiben Sie mich mit einem Korb zum Hause hinaus?“

„Vielmehr halte ich Sie als gern gesehenen Gast zurück.“

„Ich bleibe aber nicht; ich bin zu einem Verlobungs-
feste in's namenlose Schloß zu dem Grafen Bavel geladen;
dieser feiert heute seine Verlobung und in ein paar Wochen
heirathet er.“

Und währenddeß beobachtete er mit schelmischem Blick
die Wirkung seiner Worte auf dem Gesicht der schönen Dame.

Diese that, als wenn sie nichts in höherem Grade als
die Buchstaben interessiren würden, welche sie mit Gold auf
ein schönes rothes Band für eine Insurgentenfahne sticht.

„Der Graf tummelt sich,“ fuhr Herr Bernat fort,
„denn es kann sich auch ereignen, daß er in drei Wochen
an der Spitze seines eigenen Banderiums in den Krieg
marschiren muß.“

Bei diesen Worten geschah es aber doch, daß die ab-
scheuliche Nadel in den rosignen Finger der schönen Dame stach.

Herr Bernat lächelte schelmisch.

Die Dame aber, welche that, als wenn sie mit dem Seiden-
faden das Dehr der Nadel, die in ihrer Hand durchaus
nicht ruhig halten wollte, suchen würde, sagte in verdrießlich-
hochnäsigen Tone:

„Was? nun freilich, der Graf ist derjenige, der mit
einem Banderium in den Krieg ziehen wird!“

„Das wird er auch. Da in meiner Tasche habe ich das
Geld, das er zur sofortigen Aufstellung desselben hergegeben
hat. (Hiemit nahm er eine Handvoll Geldrollen aus der
rückwärtigen Tasche.) Glauben Sie etwa, Schwesterchen
Kathinka, daß das Kukuruzkolben sind? Belieben! Wenn

ich eine entzweibreche, fällt lauter Gold in meine Hand. Das hat nicht das Aerar geschickt. Denn das Geld, das dieses hat, rauscht nur, klirrt aber nicht. Der Graf hat von diesem da noch eine ganze Eisenkiste voll. Auch Säbel und Gewehre hat er mehr, als das ganze Komitat. Das ist einer, der seinen Mann stellt!"

"Wegen meiner, mag er auch das sein!" entgegnete Katharina, während sie ihren Seidenfaden prüfend straff anzog.

"Und wollen Sie, schöne Schwester Kathinka, den Namen der Braut wissen?"

"Wenn er kein Geheimniß ist."

"Für mich ist er es nicht und ich darf ihn weiter sagen. Die reizende Dame, welche er heirathen wird, ist die Baronin Katharina Landsknechtshild."

Nun aber sprang die Baronin von ihrer Stiderei auf und blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen auf den Beistand.

"Ja, so ist's. Ich bin, vom Grafen Ludwig Babel gesendet, mit der Botschaft hierhergekommen, daß er jetzt um Ihre Antwort auf das eine Wort bittet, das er einst zu Ihnen gesagt hat."

Der Gesichtsausdruck der Dame verfinsterte sich.

"Erinnern Sie sich an jenes Wort?"

"Ich erinnere mich daran. — Zwischen dieser und der Antwort aber befindet sich ein dünner Schleier, der sie trennt."

"Dieser Schleier ist heute gefallen."

„Ach, Sie haben die Dame des namenlosen Schlosses ohne Schleier gesehen? Ist sie schön?“

„Mehr als schön.“

„Und wer ist sie? Was ist sie für den Grafen?“

„Sie ist nicht Ihre Rivalin, mein schönes Schwesterchen Kathinka! Sie ist weder die Frau, noch die Braut, noch die heimliche Geliebte des Grafen Babel.“

„So ist sie seine Schwester oder seine Tochter?“

„Auch das nicht.“

„Was ist sie ihm also dann? Doch nicht seine Dienerin?“

„Nein, sondern seine Herrin.“

„Seine Herrin?“

„Sie ist so seine Herrin, wie meine Königin die meinige ist.“

„Ach!“

Wie blickten die Augen der schönen Frau bei diesen Worten! — Dann schmiegte sie sich an Herrn Bernat und fragte, ihre tiefe Erregung mit weiblicher Verschämtheit verheimlichend:

„Und glauben Sie — daß der Graf — mich liebe?“

„Das weiß ich nicht, denn er hat es mir nicht gesagt. Sie aber wissen es, so denke ich, sehr gut. Und daß er es verdient, daß Sie ihn wieder lieben, das behaupte ich. Wer diesen Mann versteht, der muß ihn lieben. Ich bin nicht zu einem Hochzeitschmaus zu ihm gekommen, sondern um ihn zur Theilnahme an der adligen Insurrektion aufzufordern. Da zeigte er mir jene Dame, über die soviel Gerede in unserer Gegend in Umlauf ist. Sie hatte ihren guten Grund,

ihr Gesicht vor der Welt zu verschleiern, denn wer das Bild ihrer Mutter gesehen, erkennt sie sofort. Wenn dieser Mann in den Krieg zieht, um unser Vaterland zu vertheidigen, muß er dem Mädchen eine Mutter im Hause zurücklassen! — Wollen Sie die Mutter des verlassenen Mädchens sein? — Und nun geben Sie mir Antwort."

Zur Antwort reichte die schöne Frau ihre beiden Hände Herrn Bernat hin, welche dieser auch kräftig erfaßte.

"Also ja?"

"Ja. Ich nehme ihn; mit ganzem Herzen, aus ganzer Seele."

"Darf ich mit dieser Antwort zurückfliegen?"

"Ja, aber unter der Bedingung, daß Sie mich mit sich nehmen."

"Sie wollen zu ihm gehen?"

"Noch heute, noch in dieser Stunde, in diesem Kleide. Ich habe Niemanden zu fragen, was ich thun oder nicht thun solle? Und er bedarf meiner!"

"No! Dann bitte ich um vier Tücher für meine vier Pferde!"

Viertes Kapitel.

Babel begann erst jetzt ruhig zu erwägen, ob das, was er gethan, nicht verfrüht gewesen sei.

Ob er nicht übereilt seine ängstlich gehüteten Geheimnisse in die Welt hinausgerufen habe? Ob er nicht einen

Schritt gemacht habe, der allerdings einmal gethan werden mußte, zu dem aber der gesegnete Tag auszuwählen war. Ist es nun dieser?

Er war in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt. Dort lag das königliche Manifest auf dem Tisch. Dieses war untrüglich. Es muß heute gewagt werden, oder niemals.

Auch vor vier Jahren war die Gelegenheit verführerisch. Er hatte sich aber durch den damaligen Feldzug nicht aus seiner Einsiedlerhöhle locken lassen. Er hatte wohl gewußt, daß Herren gegen Herren um ihre eigene Herrschaft kämpfen. — Jetzt aber werden Völker um ihr eigenes Recht kämpfen. Dies ist die richtige Epoche, welche die Weissagungen verheißen hatten.

Er befand sich unter dem umbildenden Einfluß feierlicher Empfindungen. Sein ganzes Blut war in anderer Richtung in Wallung gerathen. Längst entschwundene große Ideen lebten rings um ihn auf, wie Gespenster des hellen Tages, die in Regenbogenfarben strahlen; Phantome, die lächeln; Geister, deren Umarmung eine heiße ist.

Er glaubte, daß er sich beeilen müsse, seine in der Ferne weilenden Freunde von dem Eintritt der Katastrophe zu verständigen; alle Jene, die berufen sind, in dem großen Konzerte mitzuwirken, welche diesmal die Völker zu ihrem eigenen Besten arrangiren; die miteinander einverstanden sind in Deutschland, Tirol, in der Schweiz, in Holland und in Frankreich. Ach! daß d'Avoncourt jetzt nicht frei ist! Wie gut würde er Alles dies zu machen wissen!

Er setzte sich, um Briefe zu schreiben. Er verdarb sie

insgesamt. Jetzt konnte man in der That seine Handschrift nicht erkennen, jetzt, da es eben nothwendig war, daß man sie erkenne; so zitterte seine Hand! Warum zittert sie aber? Was traf sein Herz, daß es so gewaltig pocht? Er fürchtet sich doch wohl nicht? Vor was? Vor dem heran-
nähenden Kampf? hat er doch um diesen gebetet; hatte er doch träumend und wachend fort und fort Pläne auf diesen gebaut. Und dennoch fürchtet er sich, dennoch zittert seine Hand, bis er darauf kommt, vor was er sich fürchtet: — Vor der Frage, was Katharina ihm sagen lassen werde.

Nun ist es zwar keineswegs klug von einem Menschen gemacht, sich an einem und demselben Tage zu einer Kriegserklärung und zu einem Liebesgeständniß zu entschließen; das hat aber auch nicht ein Mensch so gefügt.

Da fliegt plötzlich wie ein Vogel mit hörbarem Flügel-
schlag die Fee seines Geschicks zu ihm herein; sie kann in keiner anderen Weise als mit dem Lachen, das an Glockengeläut mahnt, sprechen, und klatscht in die Hände. Sie läuft zu Ludwig hin, reißt ihm die Feder aus der Hand und wirft sie zu Boden.

„Sie kommt! Sie kommt! Sie kommt zu uns her!“

„Ja, wer kommt hierher, Marie?“ fragte Ludwig erstaunt.

„Wer? Nun jene, die Du mir zur Mutter versprochen hast, Deine schöne Fee!“

„Ach! sprich nicht etwas so Undenkbares!“

„Aber der Vicegespan wird doch nicht allein mit zwei Wagen kommen! Wenn Du mir nicht glauben willst, so komm an's Fenster und sieh selbst!“

Und sie nöthigte Ludwig von dem Stuhl und führte ihn in den Speisesaal, wobei sie im Gehen wahrnahm, wie sehr er sich die Finger beim Schreiben mit Tinte befleckt hatte. Ach, wie ist das doch ärgerlich bei einem solchen Anlaß! Und sie beeilte sich, ihm die Flecken wegzuwischen, nachdem sie ihr Taschentuch mit der Zunge benetzt hatte.

Babel überzeugte sich sodann mit seinen eigenen Augen, daß es mit dem, was Marie gesagt, seine Richtigkeit hatte.

Marie aber begann ihn aus purer zärtlicher Besorgniß kritisch zu analysiren.

„Und in welchem Kleide willst Du sie empfangen? So willst Du ihr entgegengehen? So in Grau? Komm' ich will Dir ein anderes aussuchen. Nimm Dein schwarzes Sammtkleid! Nein, das wäre gar zu gedehnt. Oder den blauen Frack mit den Perlmutterknöpfen. Auch den nicht! Und wie Deine Haare zerzaust sind! Mein Gott, wenn ich es früher gewußt hätte. Laß Dir wenigstens Dein Jabot zurecht richten, daß es nicht so auseinanderstehe. Nein! ändere an Dir gar nichts. So bist Du am schönsten, wie Du jetzt bist!“

Auch wäre zu allen diesen Umwandlungen keine Zeit mehr gewesen, denn schon rasselten die beiden Wagen über den Damm. Zwischen den Bäumen bligte Katharina's rosenrother Sonnenschirm hervor.

Babel eilte ihr aufgereggt entgegen.

„Erlaubst Du, daß auch ich bei dem Empfange anwesend sei?“ bat das Mädchen.

„Ich bitte Dich vielmehr, mit mir zu kommen.“

Hiermit liefen beide Hand in Hand über die Treppe in den Hof des Kastells.

Es war dies ein schöner mit Gras bewachsener Raum; seitdem Wagen ihn nicht befuhren, bedeckte ihn ein Rasen; die großen, weitausästenden Linden waren gerade jetzt voll Blüthen und deren balsamischer Duft erfüllte die liebliche, laue Frühlingsluft.

Sie Beide, Braut und Bräutigam, eilten vorwärts einander zu. Ihnen gehörte die erste Begegnung.

Auf Katharina's Antlitz prangte in zauberhafter Schöne jener unnennbare Liebreiz, der aus der Vereinigung der Gegensätze entsteht, wenn Scham und Muth, Furcht und Hingebung, Liebe und Heroismus einander in wunderbarer Harmonie begegnen, ein Wunder, dessen der Zauberspiegel eines Frauenangesichts fähig ist.

Von Weitem reichte sie Ludwig ihre Hand hin und stammelte im innigen Tone die Worte:

„Ja, ich bin es!“

Dies war die Antwort auf jenes Wort, welches Ludwig im Walde gesprochen hatte: „Sie ist meine Braut!“

Der Mann führte die schöne Hand an seine Lippen und küßte sie.

Katharina überließ sie jedoch nicht lange seinen Küssen; sie entzog sie ihm rasch, um zu Marien zu eilen.

Das junge Mädchen stand dort hinter ihnen, die gefalteten Hände in den Schoß gesenkt; ihre Augenlider verdeckten zur Hälfte ihre großen dunklen Augen.

Katharina ergriff die beiden Hände Mariens und blidte

ihr lange mit nicht zu verhehlendem Entzücken in's Gesicht; dann sprach sie zu ihr:

„Ich bin nicht feinetwegen so eifertig hierher gekommen. Er kann warten. Man hat mir aber gesagt, daß Ihr Herz nach einer Mutter verlangt; und diese darf nicht auf sich warten lassen.“

Bei diesen Worten zerflossen die beiden herrlichen Gestalten ineinander. Wer früher mit dem Weinen begonnen, dessen Kuß der heißere war, das ließ sich nicht sagen. Daß aber Marie die Glückliche war, das war gewiß. Zum erstenmale nach so vielen Jahren kann sie eine Frau umarmen, der sie sagen darf, daß sie sie liebe; Endlich einmal konnte sie sich an ein Herz werfen, das ihr mit den Worten entgegenkam: „Du hast nach einer Mutter gerufen, hier bin ich!“ Welche Glückseligkeit wäre es gewesen, wenn es auch bisher so gewesen wäre!

Ludwig Babel stand wonneerfüllt vor ihnen und drückte mit seinen beiden Händen dankbar jene seines Beistandes.

Als die beiden Mädchen sich nach Herzenslust ausgemeint hatten, begannen sie Beide zu lachen und zugleich einander zu duzen. War ja doch auch die Mutter noch ein Mädchen, wie die Tochter.

„Du kommst doch mit mir in mein Haus?“ sagte Katharina, als sie, einander umarmt haltend, in's Kastell gingen. „Ich lasse Dich nicht länger hier. In diesem Hause werden fortan häßliche Männer schaarenweise aus- und eingehen, bei Tag und Nacht, säbelflirrend, lärmend; derbe, rauhe Komandoworte werden hier ertönen, vor

welchen Du in den Tod erschrecken würdest, während es bei mir schön still und ruhig ist.“

„Oh! auch ich wünsche, daß Du mich zu Dir nimmst!“ entgegnete Marie. „Ich werde sehr folgsam sein. Ich freue mich so sehr darüber, daß Du befehlen wirst und ich gehorchen werde. Wenn ich etwas schlecht mache, wirst Du mich auszanken, und wenn ich es recht getroffen habe, wirst Du mich beloben.“

„Und mich fragt man gar nicht mehr,“ fiel ihnen Ludwig in die Rede, „ob ich in den geplanten Mädchenraub willige?“

„Kannst ja doch auch Du zu uns kommen,“ meinte Marie in ihrem unschuldigen, kindlichen Wesen.

Das andere Mädchen begann laut aufzulachen.

„Vorläufig doch nur in die Biste; für immer erst später.“ Und dann fuhr Katharina in ernsterem Tone zu Ludwig fort: „Sie können darüber beruhigt sein, daß Ihr sorgfältig gehüteter Schatz bei mir gut bewacht sein wird. Mein Kastell ist zu jeder Vertheidigung eingerichtet; meine Leute sind muthig und sehr gut bewaffnet; jetzt könnte uns nicht eine Ueberraschung, wie jene widerfahren, als Sie mich aus den Händen der Räuber befreit hatten.“

„Ludwig hat Dich aus den Händen der Räuber befreit?“ fragte Marie erstaunt. „Wie? Wann?“

„So hat er es Dir nicht erzählt? Sonderbarer Mensch!“

Nun wurde aber auch der Vicegespan aufmerksam.

„Was? Räuber? Davon weiß ich ja gar nichts.“

Ludwig suchte sich zu entschuldigen.

„Baronin haben mir ja doch selbst verboten, davon zu sprechen.“

„Ja, mein Herr Graf, ich habe Ihnen aber nicht befohlen, es auch vor Marien zu verschweigen.“

„Was? Ihr titulirt einander Herr Graf und Frau Baronin? Werdet Ihr Euch nicht sogleich schön bei den Taufnamen nennen?“

„Diese Räubergeschichte möchte ich aber doch auch gerne hören,“ drängte Herr Bernat Görömbölyi.

„Nun ich will sie schon erzählen, wenn wir nur einmal dazukommen, und so, wie sie sich zugetragen hat,“ sagte Katharina. „Ich bitte aber den Herrn Vicegespan zum Vornhinein, daß er wegen ihr Niemanden verfolgen lasse, daß er vielmehr, wenn etwa Jemand zufällig das Geständniß ablegen sollte, an jenem Abenteuer theilgenommen zu haben, mir gestatte, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Hätte ich doch ohne diese wackeren Leute meinen Ludwig nie kennen gelernt.“

„So laß' ich es mir gefallen!“ erklärte Marie im triumphirenden Tone; und dann konnte sie es kaum erwarten, ihre kleine Mama in den Empfangsalon zu führen, und als sie dieser dort Hut und Tuch abgenommen, hatte sie nichts Dringenderes zu thun, als sich die Schaudergeschichte der ersten Begegnung mit Ludwig von ihr erzählen zu lassen.

Und welche aufmerksame Zuhörerin sie war! Vor lauter Aufmerksamkeit wurden ihre Lippen so klein und wurden

ihre Augen so groß, wie wir es bei Kindern sehen, die sich ein Feenmärchen erzählen lassen; und dabei bedrohte sie den Vicespan mit dem Finger, der sich nicht enthalten konnte, während der Erzählung des Vorgehens der Räuber von Zeit zu Zeit ein Wort wie: „Darvalia! — Beste karaffia!“ und dergleichen auszustoßen. (Was sicherlich außerlesene Namen waren, mit welchen man in diesem Lande schlechte Leute zu belegen pflegte.)

Als aber dann die Reihe an jenem Moment kam, da Ludwig nur mit einem Stoch in der Hand sie insgesammt verjagte und dann als Retter vor Katharina erschien, oh wie strahlte da der helle Sonnenschein ruhmredigen Stolzes auf Mariens Antlitz, wie glänzten die zwei Perlenreihen aus den rofigen Spalten ihrer Lippen hervor! Es giebt nur einen solchen Menschen auf dieser Welt und dieser eine ist ihr Ludwig.

„Dies war unsere erste Begegnung,“ schloß Katharina lachend, und reichte ihre Hand ihrem auf die Lehne des Sofa's gestützten Bräutigam hin.

„Ich möchte nur das Eine wissen,“ sagte der Vicespan „warum Sie Beide das vor mir geheim gehalten haben?“

Den Grund hiervon mußte nun wieder Ludwig zu erzählen.

„Die Baronin wollte nicht, daß ihr Schützling, das Weib des berüchtigten Räubers, ihretwegen verfolgt werde.“

„Ne! Wenn die ganze Bevölkerung aus so edlen Seelen wie Sie Beide bestehen würde, dann wäre es ein gar lohnendes Geschäft, Räuber zu sein.“

„Alles dies haben wir aber nur dem Beistand und nicht dem Vicegespan erzählt,“ beeilte sich Katharina als Protest gegen etwaige inquisitorische Gelüste des Vicegespans hinzuzufügen. „Daß nicht etwa eine Verfolgung daraus wird.“

„Ich hingegen,“ sagte Ludwig, „will den Vicegespan um die definitive Erledigung der Angelegenheit ersuchen. Ich bitte Sie gerade darum, Amnestie für die Räuber zu erwirken. Nicht für jene, die in das Kastell der Baronin eingebrochen sind; waren diese doch nur Bernhajders, sondern für Satan Laczi und seine Genossen, die an der Unthat keinen Antheil genommen haben, und die sehnlich auf die Gelegenheit warten, ihr fluchbeladenes Leben in dem reinigendem Feuer des Schlachtfeldes mit einem andern vertauschen zu können. Ich würde eine Freischaar aus ihnen bilden.“

„Woher wissen Sie denn das aber, Herr Graf?“

„Von Satan Laczi selbst.“

„Wo haben Sie denn mit diesem gesprochen?“

„Eines Nachts ist er hierher in's Kastell gekommen indem er sich zwischen zwei auseinandergebogenen Stäben des Fenstergitters hindurchzwängte; er öffnete alle meine Thüren, meinen Schrank, machte alle meine Gewehre unschädlich, während ich in meinem Observatorium war, und erwartete mich dann hier in meinem Arbeitszimmer.“

Nun aber traten die beiden Damen, auf's Lebhafteste interessiert, zu Ludwig heran, ergriffen seine Hände, lehnten

sich an seine Schultern und lauschten so seinen Lippen die Erzählung des räthselhaften Vorfalles jener Nacht ab.

Wie schauerten sie, die eine sowohl wie die andere während dieser Erzählung zusammen!

Der Räuber also hatte dem Grafen die Instruktion gegeben, wie er seinen Schatz mittels des schlaue ersonnenen unausschließbaren Schlosses zu schützen habe!

„Gut!“ sagte der Vicegespan. „Ich verspreche, daß ich eine Amnestie für sie erwirke, wenn sie sich der militärischen Disziplin des Herrn Grafen unterwerfen.“

„Und Du hast mir von alledem nie auch nur ein Wort gesagt!“ wendete sich Marie an Ludwig. „Du hast mich glauben gemacht, der Stahlverschluß vor meiner Bettnische sei nur dazu da, damit er mich vor Deinen Blicken absperre!“,

Raum aber hatte sie dies gesagt, als sie es auch schon bereute. Die Triebfeder eines schlummernden Instinktes erweckte in ihrem Herzen den Gedanken, daß jene Worte ein anderes Herz eifrig kalt berühren könnten. Auch beeilte sie sich, das Gesagte gut zu machen.

„Ei! Ihr nennt also einander noch immer Baronin und Graf? Das ist abscheulich. Küßt einander schön und duzt Euch dann!“

Diese Proposition hätte in keinem besseren Augenblick kommen können. Auch Ludwig fühlte das Bedürfniß, vor seiner Auserwählten zu beweisen, daß sie ohne Nebenbuhlerin in seinem Herzen lebe. Und er raubte von den schönen Lippen den ersten Kuß, der nicht erbeten, aber auch nicht verweigert worden war.

Marie sah mit Staunen die wunderbare Wirkung, welche dieser Kuß auf dem Antlitz der Braut hervorgerufen hatte.

„Was hast Du ihr gethan? Sieh' nur wie roth ihr Gesicht geworden! Wie helles Feuer! — Wenn Du mich küßt, so wird mein Gesicht davon nicht roth.“

Ludwig konnte es hierauf nicht unterlassen, einen Versuch anzustellen. Jener Kuß aber, welcher Mariens Gesicht berührte, war wie der Kuß, welchen der scheidende Bruder dem Schwesterchen, das er zum Kloster geleitet, der Himmelsbraut, giebt.

Marie schmiegte sich an Katharina und lehrte diese und sich selbst dem Spiegel zu, um, während sie ihr lilienweißes Antlitz an die brennende Rosenwange Katharina's drückte, den Unterschied zwischen Beiden zu sehen.

Ach, zwischen Kuß und Kuß giebt es einen großen Unterschied!

Mariens Gesicht war schon seit Langem so bleich.

Fünftes Kapitel.

Der kleine Bediente, der Satan Laczi, störte diese Scene. Er kam zu melden, daß das Diner servirt sei.

Die dicke Lisette brauchte nie eine Instruktion. Wenn ein Gast sich einfand, war es ihre Sache für dessen Verpflegung zu sorgen. Heute mußte sie zudem auch noch vor der Herrin des Nachbarkastells zeigen, was sie zu leisten

vermöge. Katharina war über den guten Geschmack, über die einfache, in der Reinlichkeit aber bis zum Luxus gehende Haushaltung erstaunt und verschwieg auch dies vor Marien nicht.

„Das ist nicht mein Verdienst, sondern jenes Lisettens; ich verstehe gar nichts vom Hauswesen.“

„Wer ist diese Lisette?“

Marie vermochte ihr das nicht zu sagen. Sie blickte auf Ludwig.

„Sie ist die Wittwe eines gar theuren Freundes, meines guten Henry, den ich im vorigen Jahre begraben habe. Sie besorgt bei mir die Haushaltung.“

„Wir nehmen wohl auch sie mit uns?“ sagte Katharina halb anbietend, halb fragend. „Sie werden,“ fuhr sie Ludwig zulächelnd fort, „doch nicht wünschen, daß wir in diesem unseren Hause wohnen, wenn wir uns vermählen.“

(In der That war auch dieses ihr Haus; der Bräutigam konnte nicht sagen, daß er seine Braut in sein Haus führe.)

Ludwig gerieth mit der Antwort in Verlegenheit.

Der Vicegespan wollte ihm zu Hülfe kommen und sagte jovial scherzend:

„Das geht nicht so schnell, mein ungeduldiges Bräutchen. Von heute ab muß wenigstens noch der dritte Verkündigungstag abgewartet werden; das sind aber drei Sonntage.“

„Dies läßt sich aber ja,“ entgegnete Katharina mit niedergeschlagenen Augen, „mittels Dispensation abkürzen.“

„Hahaha! Mein liebenswürdiges Engeldchen! Was für eine prächtige Anekdote könnte ich Ihnen darauf erzählen! Ich erzähle sie aber doch nicht. Wohl ginge es mit der Dispensation ganz leicht, wenn nicht ein Hinderniß wäre: der Konfessionsunterschied. Gibt der eine Geistliche die Dispens, so verweigert sie der andere. Der Graf ist Katholik.“

„Das bin aber ja auch ich,“ flüsterte Katharina.

„Wie wäre das möglich?“ fragte Babel staunend, „habe ich Sie doch mit meinem Fernrohr stets in die protestantische Kirche gehen sehen?“

„Seitdem ich Ihnen aber das Fernrohr entlodt habe, und Sie mir nicht mehr nachspüren können, habe ich die Konfession gewechselt.“

„Wann und weshalb?“

Die schöne Dame zauderte.

„Nun, als Sie mich „so“ vor sich sahen — und — deshalb!“ stammelte sie und dabei warf sie die Bajadere, die sie um den Hals geschlungen hatte, rasch derart über ihren Kopf, daß diese gleichzeitig auch ihr hochgeröthetes Gesicht bedeckte.

Jetzt griff Marie den sich abwickelnden Faden der Idee auf:

„So warst also Du jene verschleierte Dame, die eines Tages meinen Platz neben Ludwig im Wagen einnahm?“

„Du hast dieß gesehen?“

„Ja.“

(Ludwig hatte recht geahnt.)

Nun mußte sie nothwendig vor Marien Alles erzählen,

woran diese am meisten interessirt war: daß Gerede über Ange Barthelmy.

„Wie?“ rief Marie. „Von mir hat man geglaubt, daß ich Ange Barthelmy, daß ich die Geliebte Ludwig's sei?“

Und sie fand diesen Gedanken so überaus lächerlich, daß sie laut aufzulachen begann und sich schließlich auf den Boden setzen mußte, wie es kleine Mädchen thun, wenn lustige Laune sie überwältigt.

Diese Erschütterung hatte ihr gut gethan; eine viel lebhaftere Farbe ergoß sich nach derselben über ihr Gesicht.

„Erzähle nur weiter! Was ist daraus geworden? Ich bitte Dich! — So hat man Ludwig für einen so schlechten Menschen gehalten?“

(Sie bekümmerte und kränkte sich sogar darüber, daß man von Ludwig Uebles rede.)

Katharina erzählte ihr sodann Alles vom Anfang bis zum Ende, bis zu den Worten: „Diese Dame ist meine Braut.“

Hier schwieg sie.

„Und seither ist ein Herbst, ein Winter, ein Frühling, ein Sommer und wieder ein Winter vergangen. Und doch habt ihr einander nicht erhalten. Warum war das?“

Katharina mußte hierauf keine Antwort zu geben.

„Nicht wahr, ich hatte es errathen?“ sagte dann Marie, indem sie Ludwig flüchtig in's Auge blickte. „Auch sie glaubte, daß ich für Ludwig etwas sei. — Und Ludwig konnte ihr nicht sagen, wer ich bin.“

„Ad animam!“ rief der Vicegespan aus. „Würden einen trefflichen Untersuchungsrichter abgeben, so consequenter deduciren Sie!“

Ludwig zog hierauf seine Briefftasche und nahm aus derselben ein zerknülltes Briefchen hervor.

Marie erkannte es.

„Darf ich ihn ihr jetzt übergeben?“ fragte Ludwig lächelnd.

„Du hast ihn aufgehoben? Oh, gib ihn hin, Ludwig. — Sieß kleine Mama; er ist an Dich gerichtet; ich wußte Dich nicht anders als so zu tituliren.“

Als Katharina das Briefchen las, traten ihr Thränen in die Augen; ihr Gesicht verdüsterte sich, ihr ganzer Blick verrieth, in welch tiefes Nachsinnen sie versunken war; sie beugte ihren Kopf über den Brief, als wenn sie ihn wieder und wieder lesen wollte.

„Sie wollte Ihnen denselben noch im vorigen Jahre verstohlen, ohne mein Wissen schicken,“ sagte Ludwig.

„Und er hat mir ihn aus der Hand gerissen,“ setzte Marie fort, „voll Zorn, mit Gewalt und hat mich zur Strafe dafür eingesperrt.“

„Ach, wäre mein theuerster Freund, Vicegespan Görömbölyi“ („welchen Sie bei der ersten Begegnung zum Fenster hinauswerfen wollten,“ schaltete dieser ein) „um ein Jahr früher mit der heutigen Freudenbotschaft gekommen, so wäre dieses Jahr nicht für mich zu einer Reihenfolge verlorener Tage geworden.“

„Nun, wenn diese Botschaft eine gar so große Freuden-

botschaft für Sie ist," sagte der Vicegespan, „so lassen Sie uns anstoßen: unser theueres Vaterland, Vivat! — Unser geliebter König, Vivat! — Unsere geliebte Königin, Vivat!"

Ludwig Bavel stieß mit seinem Glas an und auch die beiden Damen erhoben ihre Krystallkelche bei diesem Toaste.

„Und nun noch ein Vivat auf meine Königin!" rief Bavel mit glühendem Antlitz, während er sein Glas hoch erhob. „Möge sie lange und glorreich leben, und mögen alle zu Grunde gehen, die ihre Feinde sind!" (Wie wild seine Augen blitzten!)

„Um Himmelswillen, Ludwig!" schrie Marie auf. Sieh nur, Katharina ist unwohl geworden!"

Das Gesicht der schönen Dame war wie durchsichtiges Wachs geworden; ihre Augen brachen, ihr Kopf sank auf die Lehne des Kanapées herab.

Ludwig und Marie sprangen zu ihr hin. „Siehst Du, wie Du sie erschreckt hast!"

„Entsetze Dich nicht," entgegnete Ludwig. „Das ist ein passageres Uebel; es wird bald vorübergehen."

Er hatte sie bereits einmal aus einem solchen Zustande zu sich gebracht; er wußte, wie er es anzustellen habe. Nach einigen Augenblicken öffnete die schöne Dame die Augen wieder und lehrte zum Bewußtsein zurück. Sie zwang ein Lächeln auf ihr noch immer bleiches Gesicht; sie schauerte zusammen und dann lächelte sie abermals.

Ludwig reichte ihr Wasser dar.

„Ei, ich brauche kein Wasser," flüsterte sie. „Du hast mich ja zu einem Toast aufgefordert. Dazu muß man

Wein trinken.“ Und sie ergriff mit zitternder Hand ihr Glas. „Auf diejenige, welcher Dein Toast gegolten, bringe auch ich den meinigen aus. — Mein liebes kleines Töchterchen, meine gute Marie, Gott erhalte sie!“

„So ist es recht, so!“ sagte Marie zustimmend. „Bezüglich der Feinde Deiner Tochter, Deiner Marie, kann man dann schon sagen, daß sie „zu Grunde gehen“ mögen, denn es giebt solche nicht!“

„Es giebt solche nicht!“ stammelte die Dame und sie schloß das jüngere Mädchen an ihre Brust. Und Niemand vermochte zu errathen, warum sie schluchzte.

Der Vicegespan, der die vergänglichen Aufwallungen der jungen Damen nicht besonders gefährlich erachtete, fand es für zweckmäßig, mittels einer launigen Bemerkung der Konversation ihre heitere Färbung wiederzugeben.

„Das war aber doch schon sehr schön von der Baronin daß sie, während sie dem Grafen jede Annäherung verbot, bereit war, das Opfer zum Vornhinein zu bringen, daß sie ihren Glauben ablegte und hierdurch das Hinderniß, welches derselbe bildete, bei Zeiten beseitigte. Nun hätte ich aber doch große Lust, die Anekdote von jenem gewissen Mädchen zu erzählen . . .“

Sechstes Kapitel.

Jener kleine Zwischenfall hatte das Familienfest nicht gestört. Die Laune Katharina's heiterte sich wieder voll-

ständig auf. Sie selbst beeilte sich, mittels eines Scherzes Alles wieder in das alte Geleise zu bringen.

„Mein lieber guter Freund ist heute nicht nur Bräutigam, sondern auch Feldherr. Ein Kriegsplan genügt ihm nicht. Der Boden brennt unter seinen Füßen. Er möchte schon gerne von seiner zweiten Verlobten, von seinem Banderium, mit seinem Beistand sprechen. Wir wollen ihm seine Freiheit geben; wir sind nicht eifersüchtig. Jenen kleineren Kriegsplan aber werden wir zwei entwerfen.“

„So? Meine schöne Katharina nennt die Hochzeitsvorbereitungen einen Kriegsplan?“

„Dieselben sind keineswegs gar so leicht; auch hängen sie mit gar viel Anderem zusammen. Erstens nehme ich Marie noch heute mit mir.“

„Noch heute?“

„Sie werden doch nicht eifersüchtig wegen ihr sein? Ist sie nicht meine Tochter? Habe ich es nicht schriftlich, daß sie dem Ludwig Nichts und Niemand ist? Doch ernsthaft gesprochen, sie kann hier nicht bleiben, wenn zu dem Grafen Babel, dem Errichter des Banderiums von der Neusiedlergegend, von dem Augenblick an, in welchem Sie die Werbefahne auf dem Schloßthurm aufhissen, Tag und Nacht alle berühmten Raufbolde der Gegend kommen werden, die zwar vortreffliche Leute vor dem Feind sein mögen, bezüglich deren aber Marie es nicht im Geringsten nothwendig hat, des Glückes ihrer Bekanntschaft theilhaftig zu werden. Mögen die Herren das namenlose Schloß mit Banderialgästen anfüllen und sich mit ihrem kriegerischen Unternehmen

abmühen; wir werden Ihnen unterdessen das Fahnenband anfertigen. Dann möge auch Marie doch endlich einmal die Freude fühlen, ohne Gängelband herumlaufen zu können. Der ganze Park und Garten wird ihr gehören.“

„Oh, wie gut wird dies sein!“ rief Marie.

Wie hätte nun Ludwig ihr das versagen können?

„Und unsere zweite Aufgabe besteht darin, die gute Lisette aufzufuchen und sie zu uns zu rufen. Wenn ihre Herrin von hier fortzieht, wird auch sie, so denke ich, lieber mit ihr gehen, als hier bleiben.“

„Sie hat mich sehr lieb gehabt,“ sagte Marie. „Und es hat eine Zeit gegeben, da sie sehr, sehr große Dinge für mich zu vollbringen mußte.“

„Umsomehr. Für die Bedienung der Herren werde ich ein paar meiner männlichen Dienstmleute herübersenden. Lisette aber tritt bei mir in den wohlverdienten Ruhestand. — Dann kommen die Hochzeitsvorbereitungen. Meine Verwandten brauche ich nicht zu rufen, denn mit diesen lebe ich in Feindschaft. Die Zahl meiner Freunde ist nicht groß; doch sind diese um so schätzbarer. Es giebt welche unter ihnen, vor denen ich mich mit meinem Glücke brüsten will.“ (Ludwig fühlte sich bei dem Blick, mit dem Katharina dies sagte, wie ein König!) „Dann muß ich die Dispensation erwirken und damit muß ich auch noch vor dem guten armen Mercatoris es verleugnen, daß ich aus seiner Heerde ausgeschieden bin.“

„Wie wird aber dies zu vermeiden sein?“ fragte Ludwig erstaunt.

„Mein Freund will sich an dem Triumphe weiden, mich völlig zu seinen Füßen zu sehen, indem ich bekenne, wie viel und seit wie langer Zeit ich mich mit diesem Gedanken beschäftigt habe? — So erfahren Sie: von katholischer Seite giebt uns der Bischof die Dispens und von protestantischer Seite unser Freund, der Vicegespan; dann gehen wir nach Dedenburg, lassen uns dort in der Kirche trauen, setzen uns hierauf in den Wagen, fahren zurück und lassen uns in meinem privaten Hause nach dem Ritus meines guten Mercatoris ein zweites Mal trauen. Gott wird uns wohl nicht deshalb strafen, wenn wir zweimal beschwören, was wahr ist.“

(„An dieser Dame ist ein berühmter Diplomat verloren gegangen!“ sagte der Vicegespan.)

Und hiemit lief die schöne Braut lachend aus dem Zimmer; Ludwig wollte ihr nachsehen und führte wahrscheinlich etwas gegen sie im Schilde; doch Marie vertrat ihm den Weg und hielt ihn zurück.

„Nun, nun, bleib' nur hier. Daß Du ihr Gesicht abermals feuerroth machst? Gehe nur zu Deinen Säbeln und zu Deinen Puffern; sie warten auf Dich.“

Katharinen aber nahm sie dann mit sich, um ihr ihr eigenes Zimmer zu zeigen, jene merkwürdige Mädchenkaserne, in welcher das Kind die langen Jahre der Gefangenschaft mit Spielen verbracht hatte. Sie stellte Katharinen ihre Hunde und Katzen vor. Und dann macht, sie sich auch mit dem die Nische abschließenden Stahlrouleaux bekannt, dessen Zweck sie selbst erst jetzt kennen gelernt hatte.

Als sie Katharinen am Arm hineinführte, um ihr ihre Garderobe mit den phantastischen Gewändern aus kostbaren Stoffen zu zeigen, zog sie heimlich an der Schnur, die neben ihrem Bette hing. Hierauf rollte der Stahlvorhang herab und fiel in's Schloß.

„Nun bist Du meine Gefangene,“ sagte sie zu Katharinen, die mit einer Mischung von Ueberraschung und Staunen um sich blickte. „Wäre ich jetzt Deine Feindin, Deine Nebenbuhlerin, brauchte ich nichts weiter zu thun, als Dir nicht zu sagen, wie man den Vorhang wieder aufrollen kann und Du müßtest mit mir hier sterben.“

„Mein Gott! Erschrecke mich nicht!“

„Haha! Du Schächerin! Also selbst vor mir könntest Du erschrecken? Fürchte Dich nicht. Sogleich wird Jemand kommen, der uns nicht zu Grunde gehen läßt.“

In demselben Augenblick trat Ludwig eilfertig in's Zimmer.

„Hast Du mich gerufen Marie?“ fragte er, als er sah, daß der Vorhang herabgelassen sei.

„Ja. Ich habe Dich gerufen,“ antwortete Marie durch den Vorhang hindurch.

„Was wünschst Du?“

„Was Du mir täglich zu geben pflegst: den ‚Gute-Nacht-Wunsch‘ durch den Vorhang hindurch.“

„Es ist ja aber noch nicht Nacht,“

„Du wirst uns aber heute nicht mehr sehen und da mußt Du doch gute Nacht wünschen.“

Ludwig trat zum Vorhang hin, legte seine Lippen an

dessen Spalten und flüsterte, während die beiden Frauen schweigend seinen Worten lauschten:

„Möge Gott Dir eine gute Nacht geben . . . Mögen Engel über Dich wachen . . . Möge vor Deinen Gebeten der Himmel sich öffnen . . . Mögest Du in Deinen Träumen glücklich und frei sein . . . Gute Nacht!“

Hierauf entfernte er sich.

„Siehst Du, so war dies täglich,“ sagte Marie und dann drückte sie mit dem Fuße auf die verborgene Feder des Mechanismus, worauf der Metallvorhang wieder in die Höhe rollte.

Siebentes Kapitel.

Die dicke Lisette hatte bereits alle Arbeiten in ihrer Küche beendet, als die beiden jungen Damen sie aufzusuchen kamen. In ihrer Küche war Alles so glänzend gehalten, daß es nur so strahlte. Sie selbst saß auf einem niederen Stuhl von Eichenholz, der eigens für sie gemacht war; ein anderer Stuhl würde sie nicht getragen haben. Sie war sehr dick und schwer; selbst auf ihrer Stirn lagen mächtige Faltfalten; sie hatte nicht ein doppeltes, sondern ein dreifaches Kinn, so daß für den Hals kaum Platz blieb. Sie hatte Karten in den Händen; sie mischte dieselben und legte sie dann auf ihrer Schürze auf, die sie glatt über ihre Knie gebreitet hatte. Auch diese Karten mochten einst viereckig gewesen sein; durch das viele Kartenausschlagen aber hatten

sie sich zu einer Rundung abgenützt; zum Glück waren sie auf Pergament gemalt; sie waren abgegriffen, aber nicht zerrissen. Sie mochten schon sehr alt sein. Auch die vier Farben und ihre Figuren waren solche, von denen schon Niemand mehr sprach: nicht coeur, carreau, trèfle und pique, sondern perroquet, lièvre, oeillet und ancolie; Papagei, Hase, Nelke und Glockenblume.

Als die beiden jungen Damen in die Küche eintraten, strich sie die Karten in ihrem Schoß zusammen; sie legte sie aber nicht bei Seite, sondern mischte sie; sie erhob sich nicht; dieß wäre ihr zu beschwerlich gewesen.

„Liebe Lisette,“ sagte Katharina freundlich zu ihr, „Sie kennen wohl garnicht Ihre Nachbarin?“

„Oh, freilich! Oft habe ich von meinem armen Alten gehört, daß in der Nachbarschaft eine sehr schöne Dame wohnt. Gewiß sind Sie es.“

„Wissen Sie, daß ich die Frau des Grafen Vavel werde?“

„Das ist natürlich. Ein tüchtiger junger Mann und eine schöne junge Dame — werden diese nebeneinander gebracht, so wird entweder eine Heirath oder eine Gefahr daraus. Da möge es doch lieber zur Heirath als zur Gefahr kommen.“

„Diesmal gehen aber Heirath und Gefahr Hand in Hand. Der Graf trifft Anstalten, in den Krieg zu ziehen. Er selbst errichtet ein Banderium und wird es persönlich in's Feld führen.“

Auch diese Worte riefen bei der dicken Lisette keine

andere Veränderung hervor, als daß sie die Karten rascher mischte.

„So geht es bereits los?“ murmelte sie und sie hob die Karten ab und sah nach, was sie abgehoben hatte. Sie wurde ärgerlich. Es war nur ein Cavall und kein König.

„Ja. Schon ist auf dem Thurme die Werbefahne aufgezogen und morgen beginnt das Einschreiben der freiwilligen Reiter. Schon werden die Aufrufe geschrieben.“

„Gott helfe ihnen!“

„Und nun nehme ich Ihre kleine Herrin zu mir; ich werde fortan ihre kleine Mama sein.“

„So?“

„Sie kann nicht hier inmitten des großen Waffengetöses bleiben; nicht wahr?“

„Das weiß ich nicht. Meine Sache ist nur die Küche, was in dem Zimmer geschieht, das pflegt man mir nicht mitzutheilen.“

„Wir sind aber deshalb hiehergekommen, um Sie von hier fortzuziehen.“

„Ich werde sehr schwer sein.“

„Sie dürfen sich nicht länger plagen. Sie werden in meinem Kastell Ihr eigenes kleines Zimmer mit einer kleinen Küche und dann Ihren eigenen weiblichen Diensthofen haben, der Sie zu bedienen hat; dort werden Sie in Ruhe und Frieden leben. Nicht wahr, Sie kommen mit uns?“

„Ich danke, Euer Gnaden. Ich nehme es aber nicht an. Ich will denn doch hier bleiben.“

„Warum?“

„Darum, weil ich weiß, daß ich wo immer sonst aller Welt zur Last bin. Wenn es Niemand sagt, so sagt es mein kleiner Lehnstuhl; wenn ich mich in ihn setze, so quiecht er und kreischt er und kann nicht genug über mich klagen. Ich bin eine Person, die nur für sich selber paßt; ich weiß mich nicht um die Gunst Anderer zu bewerben. Ich halte weder Hund noch Kaze, um Niemanden zu haben, den ich zu lieben hätte. Dann habe ich gar vielerlei lästige Eigenheiten. Ich liebe Tabak zu schnupfen und das ist anderen Leuten nicht angenehm. Wenn ich schlafe, so schnarche ich, daß es durch zwei Wände hindurchdringt. Wenn ich schläfrig bin, will ich schlafen; wenn mich die Lust zu singen überkommt, so will ich, daß es Niemand höre. Wenn ich schlechter Laune bin, dann zanke ich gern; will aber so zanken, daß ich nicht einen wirklichen Zankgenossen, sondern nur einen solchen vor mir habe, wie ich ihn mir einbilde. Den schreie ich dann nieder. Ich kann mit Niemandem auskommen. Mir ist nichts gut, was ein Anderer macht; und es vermehrt nur meine Arbeiten, weil ich Alles wieder von vorn beginne. Ich kann die jungen weiblichen Dienstboten nicht ausstehen. Ich werde wüthend, wenn ich nur einen von ihnen sehe, dieses mit zwei linken Händen versehene, Maulaffen feilhabende, aus jeder Schüssel schleckende, seine Haarschnörkel drehende, mit den Hüften herumwerfende, auf alle Bursche grinsende, Liebeslieder kreischende, Gläser zerbrechende, Teller ausschaltende, durch's Fenster schwägende, die alltägliche Arbeit vergessende,

durch die Schlüßellocher lauschende, klatschende, in Allem nichtsnutzige, nur im Lügen vollkommene, genäschige Volk; Wenn ich hören würde, daß eine hinter meinem Rücken auflacht, so wäre es mein Tod. Mit mir kommt Niemand aus. Ich bin nur für mich allein gut."

"Was werden Sie aber hier machen, wenn Ihr Herr und Ihre Herrin das Haus verlassen?"

"Nun, was ich bisher gemacht habe. Die Schmidt bringt täglich das Fleisch und das Gemüse, reicht es zum Fenster hinein und bis Mittag koche ich. Denn jene Armen, welchen der Graf die Ueberbleibsel austheilt, wollen ja auch dann essen, wenn der Graf heirathet. Der Graf hat mir versprochen, daß er, so lange ich lebe, dafür sorgen wird, daß ich täglich etwas zu kochen habe. Und sein Versprechen ist wie die heilige Schrift, für mich aber ist dies mein ganzer Lohn. Meine Lage verändert sich also nicht."

"Mißverstehen Sie mich doch nicht. Nicht dies habe ich von Ihnen gefragt. Was werden Sie mutterseelenallein in diesem einsamen Schlosse machen, wo Sie jetzt zweimal täglich Menschenstimmen hören, und dann ganz allein sind?"

"Vor Menschen fürchte ich mich nicht. Geld habe ich keines; ausrauben kann man mich also nicht; und mich selbst stiehlt Niemand. Ich bin mit sehr geringen Unterhaltungen zufriedengestellt; lesen kann ich, Gott sei Dank, nicht; das plagt mich nicht. Stricken mag ich nicht; seitdem ich jene gewisse Frauen, den Strickstrumpf in der Hand, tagelang dort um die Guillotine herum sitzen gesehen, kann ich die Bewegung der fünf Nadeln nicht sehen, ohne daß mir die

Galle aufsteigt. Und so schlage ich nur meine Karten auf. Diese fallen immer anders und anders. Noch nie sind sie zweimal in derselben Weise gefallen. Das kriege ich nie satt. Manchmal gerathe ich in Zorn über sie, dann werfe ich sie zu Boden, wenn es nicht ausgehen will! dann besinnen sie sich, und dann geht es aus. Was sollte ich sonst noch brauchen?"

„Wird Ihnen denn nicht das Herz weh thun, wenn sie Ihre kleine Herrin nicht täglich sehen können?"

„Täglich? Madame! Seit sechs Jahren sehe ich Sie von Angesicht zu Angesicht jetzt zum — zweiten Male. Heute ereignet sich dies zu zweiten Male. Es hat eine Zeit gegeben, da sie meiner bedurfte, damals habe ich sie wahrlich auch nicht auf eine Viertelstunde verlassen. Nicht wahr, meine kleine Herrin? Erinnern Sie sich daran, wie ich einen kleinen Sohn hatte und dieser zu mir *chère maman* und zu Ihnen *mon petit garçon* sagte?"

Und währenddessen begann sie wieder ihre Karten auf ihrer schneeweißen Leinenschürze auszulegen.

„Ne, ich brauchte aber auch gar nichts Anderes zu wissen, als daß sie hier ist. Sie ist da gut aufgehoben. — Sie wird aber ja auch fernerhin gut aufgehoben sein. — Man wird schon sorgfältig auf sie schauen. Denn ich werde schon erfahren, Madame!" fuhr sie mit erhobener Stimme fort, während sie mit einer drohenden Handbewegung den soeben gezogenen „*ancolie Fripon*" gegen Katharinen schüttelte, „wie es *mon petit garçon* ergeht, wenn man ihn von hier fortnimmt? — Meine Karten werden mir das erzählen. —

Aber mit ihm gehe ich doch nicht mehr. — Hätte ich den Hauptgrund, warum ich hier bleiben will, erzählt, dann hätten Sie mich ausgelacht, dann hätten Sie gesagt: ich sei eine alte Närrin. Darum habe ich ihn zuguterlegt gelassen. Ich kann mich nicht von dem Orte trennen, wo mein armer Henry als Todter gelegen hat.“

„Sieh, welch ein gefühlvolles Herz Sie haben.“

„Ich? Ein gefühlvolles Herz? Nun, das ist schon das Richtige! Fragen Sie nur dieses Gnadenbild hier, das doch nicht anders als die Wahrheit sagen kann; es möge auf die Frage antworten, ob nicht ich jene Frau sei, die das allerhärteste, allergefühloste Herz auf dieser Welt hat. Nun? Sagen Sie, daß es nicht wahr ist, mon petit garçon! Ich bitte, antworten Sie!“

„Lisette!“ bat Marie.

„Haben Sie mich je weinen sehen?“

„Niemals.“

„Habe ich etwa geseufzt, mich gegrämt, als wir Tag und Nacht in einem Zimmer beisammen waren?“

„Nein. Niemals.“

Katharina mischte sich in das Gespräch.

„Und Henry's Zimmer können Sie doch nicht verlassen.“

„Weil er schon gestorben ist.“

Lisette öffnete, ohne sich zu erheben, die neben ihr stehende Truhe und holte aus einem Seitensack derselben ein sorgfältig umwickeltes Päckchen hervor. Dasselbe war in Papier, in Leinwand und in Wachstaffet eingeschlagen. Sie öffnete es. Ein langes Mädchenhemdchen, vorne mit den

Buchstaben B. S. zwischen gestickten Blumengewinden und ein rosenfarbiges Röckchen kamen aus jenem zum Vorschein.

„Was fehlt hierzu?“ fragte sie, während sie diese Kleidungsstücke Katharinen hinhielt.

„Ein liebes kleines Kindchen.“

„Ein liebes kleines Kindchen, das ist es in der That, was dazu fehlt.“

„Wohin ist es gerathen?“

„Das weiß ich nicht. Verstehen Sie? Ich weiß es nicht. Ich frage auch garnicht. Und dann werden Sie mir glauben, daß ich ein gefühloses Herz habe. Jahre vergehen, ohne daß ich dieses Pack öffne. Wohin das gerathen ist, was dazu fehlt? Was ich damit gemacht habe? Wen geht das etwas an? Es hat mir gehört. Ich konnte damit machen, was ich wollte. Man hat es mir theuer bezahlt, und ich habe gefunden, daß, was man dafür gegeben hat, ein hinlänglich großer Schatz ist. Das, was ich da sage, verstehen Sie nicht. — Man hat es theuer bezahlt! — Ein hinlänglich großer Schatz! — Nehmen Sie meinen petit garçon hin. — Möge Gott so Sie segnen, als sie ihn gut behandeln. — Achten Sie auf ihn, Madame, wie auf Ihr Augenlicht. — Ich erfahre Alles aus meinen Karten. — Und ich werde einst ein sehr schlimmes Gespenst abgeben. — Wenn ich zum Alp werde, so wird der meines Druckes gedenken, auf dessen Brust ich mich während seines Schlafes setze! — Und nun, mon petit garçon, gestatten Sie, daß ich Ihre Fingerspitzen zum letzten Male küsse.“

Marie ging zu Lisette hin und küßte ihr feistes Gesicht

auf beide Wangen und dann reichte sie das ihre hin, damit sie die Küsse zurückgebe.

Dies heiterte die Laune der dickleibigen Frau völlig auf. Auch erhob sie sich jetzt.

„Noch immer die alte“ . . . murmelte sie zufrieden gestellt. „Möge Gott über Sie wachen!“ Dann watschelte sie zu Katharina. „Behüten Sie meinen Schatz, Madame. Bisher habe ich allabendlich vor dem Schlafengehen den langen Besenstiel ergriffen, bin alle Zimmer und die Vorhalle abgegangen und bin mit dem Besenstiel unter allen Betten, unter allen Möbeln herumgefahren, ob sich nicht etwa dort irgend ein Dieb verkrochen habe? Das werde ich fernerhin nicht mehr thun. Dieses Amt fällt nun Ihnen zu. Ein großer Schatz, eine große Sorge. Und wenn dann einmal — wissen Sie Madame — wenn einmal auch Sie so ein kleines Hemdchen und Röckchen im Hause haben werden, in denen noch der Jemand steckt, der hin- und herläuft, schwätzt, Sie umarmt, küßt, sich an Sie klammert, und man Ihnen sagen wird, wie man mir gesagt hat: „Erdenke Dir irgend einen so großen Schatz auf der Welt, für den Du diesen Jemand aus diesem rothen Kleidchen so hingeben würdest, daß Dir nur das kleine Kleidchen in den Händen bliebe: etwas sehr großes“

Katharinens Gesicht erbleichte.

Lisette aber fuhr fort.

„Und Sie würden den Preis hierfür finden und sagen: Dafür gebe ich ihn hin! Dann könnten Sie sagen, daß Sie ein ebenso steinhartes Herz haben, wie die Lisette.“

„Gehen wir fort von hier!“ sagte Katharina stammelnd zu Marien. „Mir wird nicht gut. Dieser Küchenrost macht mich schwindeln.“ — — — — —

Als sie in den Hof gelangten, schwand der Herzdruck vor der frischen Luft.

„Spielen wir Ludwig einen Streich,“ sagte Katharina. „Führen wir ihm seinen Kahn weg. Gehen wir zu mir über die Bucht.“

Wie hätte Marie einen solchen Vorschlag nicht aufgreifen sollen?

„Ludwig braucht heute den Kahn ohnehin nicht. Und dann können wir denselben ihm ja auch zurückschicken.“

Katharina flüsterte ein paar Worte mit ihrem Bedienten; — Marien sagte sie, daß sie wegen ihres Wagens und ihrer Pferde Verfügungen getroffen habe; dann nahm sie Marien an ihren Arm und führte sie mit sich; und diese ließ sich führen.

Ach, die Leichtsinrige! So war sie von der Freude: daß von heute an die ganze Welt, jene große, große Welt, ihr gehöre, so erfüllt, daß sie dieser ihrer eigenen, winzigen kleinen Welt vergaß?

So hatte sie also ihren alten guten Freunden gar nichts mehr zu sagen? Dem von sich selbst muscierenden Leierkasten, den Farben, den tanzenden Puppen? Auch ihrer

Bilderbücher bedurfte sie nicht mehr? Und was wird aus Hitz, Mitz, Pani und Miura werden? Diese werden zwar schon in irgend einer Weise ihr Fortkommen finden; sie werden Mäuse fangen und dann jene Vögel, die sich des Morgens in Erwartung ihrer Brosamen-Rationen auf der Fensterbrüstung einfinden. Was ist es aber mit den beiden armen Möpsen? Phryxus und Helle können sich nun einmal nicht selbst ihr Brod suchen; denn sie sind schon übermäßig fett. Wie werden diese staunen, wenn morgen sich Niemand findet, der ihnen den Frühstückstisch deckt, und sie werden einander sagen, die Welt sei doch gar zu toll.

Es war nicht zu wundern, wenn das arme Mädchen in dieser Stunde ihrer Kinderspiele vergaß. War doch diese die Sonnenwende in ihrem Leben. Erst mit dem heutigen Tag begann sie „Mädchen“ zu werden.

Welch großes Vergnügen fand sie darin, nun selbst rudern zu können. Auch dies hatte sie von Ludwig gelernt. Es saß viel natürliche Körperkraft in ihrem zarten Körperbau. Katharina führte das Steuerruder; Marie sah nicht das Rastell herannahen, da sie als Rudernde dem Ziele der Fahrt den Rücken zulehrte. Sie erblickte es erst, als Katharina den Rahn dem Landungsplatze zuwendete. Dort übernahm diesen ein Diener und sie Beide eilten in den Park.

Oh! Wie viel gab es hier zu sehen, zu genießen!

Ein Rudel Damwild, das der Jäger mit seinem Horn zur Fütterung rief, lief in langer Reihe an ihnen vorüber. Sie waren so zahm, daß eine Kuh stehen blieb, um vor den beiden Damen ihr Kalb zu säugen, und dabei ließ sie sich

die Stirn durch Marien krauen und rechte auch noch den Hals hin, als wollte sie sich auch diesen streicheln lassen. Marie wollte das kleine Hirschkalb in den Schoß nehmen und trieb sich mit ihm auf dem Rasen umher. Sie bildete sich ein, es werde sich fangen lassen.

Wie viel gab es darüber zu lachen!

Katharina vermochte kaum mit ihr Schritt zu halten. Sie wollte mit einem Male den ganzen Park abgehen, dieser aber nahm einen Raum von zweihundert Foch ein; zum Glück mußte sie alle Augenblicke stehen bleiben, um zu fragen, was dieses und jenes wunderbare Ding eigentlich sei. Und wie staunte sie, als Katharina ihr sagte, dies seien ühner, Hähne, Truthühner. — Also so schön sind diese? — Freilich hatte sie noch nie eines derselben, nicht einmal gebraten, als Ganzes, sondern nur ihr weißes Fleisch gesehen, das Lisette für sie herabgeschnitten hatte.

Ihre volle Bewunderung erwarben sich die Pfauen, insbesondere die weißen, die im Parterre herumstolzirten. Ganz vorzüglich gefiel ihr, wenn die Pfauen schrien. Katharina vermochte dies nicht zu begreifen, bis ihr Marie erklärte, daß sie, als die Soldaten im Orte waren, häufig Töne, die wie irgend ein menschliches Wehgeschrei klangen, gehört und Ludwig ihr dann gesagt habe, daß dies das Geschrei der Pfauen sei. Sie haben es ihm nicht glauben wollen. Und nun schrien die Pfauen dennoch so. Fortan werde sie sich vor diesen Tönen nicht mehr so sehr fürchten. (Die armen Chevauxlegers hatten keinen besonderen Dank für die Pfauenfedern gemußt, die sie bei solchen Anlässen erhalten hatten.)

Was ihr aber eine viel größere Freude als alles Andere bereitete, war, mit Menschen zusammentreffen zu können, die einem frank und frei in's Auge sehen, einem einen guten Tag wünschen. Nicht umkehren vor ihnen, nicht den Schleier dichter vor dem Gesicht zusammenziehen, sondern ihnen schon von Weitem entgegenlächeln, sie dadurch ermuntern, daß sie immerzu grüßen mögen. Nun ist's erlaubt. Ich darf den Gruß erwidern. Geb' Euch Gott einen guten Tag! die Frauen, die kleinen Mädchen anhalten, die Allerlei auf dem Kopf oder auf den Armen tragen, um zu fragen, was in dem Korbe sei? die singenden Bauermädchen anrufen, um von ihnen herauszufrieden, wo sie das schöne Liedchen gelernt haben? Und dann versuchen, es ihnen nachzuträllern. Da heißt es am Schlusse eines Liedes: „Was neidische Zungen vorgebracht, hat unsere Liebe ein Ende gemacht!“ — Was mag das wohl bedeuten? Sie versteht es nicht, sie singt es aber trotzdem nach. Dann nimmt sie den Mädchen die kleine Haue aus der Hand, mit der sie die Erde in den Blumenbeeten zerkrümeln, und zeigt, daß auch sie damit umzugehen weiß. „Oh, ich möchte den ganzen Tag hier im Garten die Erde umgraben!“

Am Fuß der Bäume wimmelt es bereits von Veilchen. Nun sagt ihr Niemand, daß man auch nicht eines derselben pflücken dürfe. Nun kann sie ihrem Gelüste die Bügel schießen lassen. Sie kann ihren Hut, ihr Busentuch mit ihnen ausfüllen; Niemand langt von rückwärts nach dem Gängelband. Katharina bleibt von Zeit zu Zeit zurück, um mit ihren Leuten zu sprechen und Befehle auszutheilen; sie

verliert sich auch manchmal, so daß Marie schauen muß, wie sie sie wieder findet.

Ehe die Sonne untergeht, ist sie nicht aus dem Park zu bringen. Und welcher Sonnenuntergang war dieser! In der Perspektive einer langen Bappelallee ist der Spiegel des Neusiedlersee's vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne zu sehen und aus dem Samenstaub, der den Blüten entfallen, bildet sich ringsum ein goldiger Nebel, in welchem das schwarze Schattenbild eines röhrenden Hirsches mit seiner sechzehnendigen Krone stolz steht.

Marie lehnte sich an Katharinen's Schulter und umschlang sie mit beiden Armen.

„Oh, wie glücklich werde ich hier sein!“

„Morgen besichtigen wir die Wirthschaft,“ sagte Katharina. „Kannst Du reiten?“

„Ich?“ fragte Marie halb staunend, halb scherzhaft. „Wenn nicht etwa auf einem Schaukelpferd!“

„Nun, Du wirst es schon in kurzer Zeit lernen.“

„Wirklich?“ rief Marie, die dieses Wort mit Freude aufgriff.

„Ich habe ein sehr gutes, sanftes Pferd. Das ist für Dich.“

„Ja, ja! So ein winzig kleines Pferd, von dem man nicht herabfallen kann. Ich habe ein solches im Bilderbuch gesehen.“

„Fürchte Dich nicht, Du wirst auch auf einem wirklichen Pferd reiten können. Dann gehen wir miteinander auf die Jagd.“

„Nein, nein! Das mag ich nicht. Ich mag nicht sehen, wie man die Thiere tödtet.“

(Thiere! Diese haben ja doch keine Seele, die Gott gehört, sondern nur Fleisch, und dieses gehört uns!)

„Und doch mußt Du Dich daran gewöhnen, meine Liebe! Reiten und Jagen ist den Frauen nothwendig, um ihre Nerven zu stärken.“

„Ich dachte, die Nerven der Bäuerinnen wären stark genug.“

„Diese waschen Wäsche im Bach.“

„So waschen auch wir Wäsche im Bach.“

„Dieses Vergnügen wollen wir denn doch nicht Anderen rauben.“

Marie wollte auch das noch sehen, wie die Kühe gemolken werden. Katharina mußte sie in den Maierhof führen; das Melken gefiel ihr so sehr, daß sie sagte, sie wolle es lernen. Im Hofe blies der Kuhhirt auf seiner Pfeife; Marie versicherte, sie werde auch dies lernen. In der Küche wurde soeben der Hirsebrei für die Ochsenknechte angerichtet; Marie versuchte denselben und erklärte, daß sie tagtäglich Hirsebrei und nichts Anderes essen wolle.

Katharina mußte ihre ganze mütterliche Autorität aufbieten, um Marie, als es schon spät Abend geworden war, zur Heimkehr zu bewegen. Vom Maierhof kehrten sie auf dem Umweg über die Straße in's Kastell zurück und Katharina mußte sie unterwegs fort und fort ermahnen, sie möge den Leuten, die ihnen begegnen, nicht mit dem Grüßen zuvorkommen, sondern deren Gruß abwarten.

„Wir sind zu Hause,“ sagte Katharina, als sie Marie über die Treppe des Kastells in die Vorhalle führte.

Ein alter Kammerdiener und ein sehr hübsches Stubenmädchen kamen ihnen entgegen, um ihnen Shawls und Sonnenschirme abzunehmen; beide beeilten sich, Marien die Hand zu küssen, worüber sie eine große Verwunderung verrieth; an das Stubenmädchen richtete sie die Frage, wie sie heiße.

Im Saale kam ihnen die Gesellschafterin entgegen, die Fräulein Lotti hieß. Auch diese drückte ihren tiefen Respekt Marien aus, indem sie sich vor ihr auf's Umständlichste verneigte.

Im Saale lagen Bücher auf dem Tisch. Und diese waren der Gegenstand, der Mariens Aufmerksamkeit vor Allem in Anspruch nahm. Es waren lauter neue Bücher, wie sie Marie noch nie gesehen hatte. Gedichte, historische Bücher, Goethe, Schiller, Wieland's Romane, Paul und Virginie, Uralante, Sandor Rissfaludy's ungarische Märchen. Sie wollte alle insgesammt auf einmal lesen! Oh, wie will sie sich morgen an sie machen, und in ihnen leben, wie der Fisch, der fortwährend das Wasser des See's trinkt und es doch nicht aufzubrauchen vermag.

Doch die neuartigen Wunder, die sie umgaben, ließen sie nicht bei einem Gegenstand verweilen. Eine Malerstaffelei fiel ihr in's Auge; auf derselben befand sich ein in der Anfertigung befindliches Oelgemälde: ein Studentkopf. — „Und wer malt dies?“ — Katharina sagte, daß es ihr Werk sei. „So schön kannst Du also malen?“ — Zu welchem Gegenstand hoher Bewunderung wurde diese andere Dame für

sie. — „Nur so aus freier Hand? Du blickst nur Jemanden an und malst dann, was Du gesehen hast? Hilfst Dir Niemand? — Könntest Du etwa auch mich malen?“

„O ja! Gleich morgen will ich es versuchen.“

„Ich will aber kein so großes Bild; ich möchte nur ein so winzig kleines Bildchen, das in meinem Medaillon Platz findet. Weißt Du, wozu?“

„Ich weiß es: für Ludwig. Du wirst sehen, wie gut ich Dich treffe.“

Marien wäre es am liebsten gewesen, wenn Katharina sich sogleich an die Arbeit gemacht hätte. Diese erklärte ihr jedoch, daß die Farbenmischung bei Kerzenlicht schwer zu treffen sei.

Endlich gab sie sich vollständig zufrieden, als ihr versichert wurde, daß Fräulein Votti sie in die Geheimnisse des Freihandzeichnens einführen werde. Mit dieser Zusage begann Fräulein Votti eine merkwürdige Persönlichkeit für sie zu werden.

Das größte Mirakel war noch ausständig.

„Was mag wohl dieses Ungeheuer mit den hundert Bänken sein?“

Man sagte ihr, dies sei ein Fortepiano.

Sie berührte es, zog aber die Hände erschrocken rasch wieder zurück, als die Tasten unter ihren Fingern in rauen Misttönen erklangen.

Sie besichtigte es von oben und unten, um die Schraube zu finden, welche die regelrechte Melodie hervorbringt.

Katharina setzte sich sodann an's Klavier und zeigte Marien, die sie neben sich Platz nehmen ließ, was man mit diesem Instrument leisten könne. Sie war eine vollendete Künstlerin. — Marie gerieth vor Staunen außer sich. — Dies war ihr ebenso unbegreiflich wie das Zaubern. Die zehn Finger so hin- und hersezen und dabei mit den Augen auf keine der Hände blicken, sondern aufmerksam die Reihen von kleinen Keulen verfolgen, die sich auf einem liniirten Papier befinden; dies allein schon ist übermenschliches Beginnen. Und erst das Ergebniß! Die wunderschönen Melodien, die das Herz erfüllen und es der Freude des Himmelreichs theilhaftig machen. Der gute Gott hat den Menschen einen Theil des Paradieses eröffnet, als er die Musik vom Himmel zu ihnen hinabsteigen ließ.

Marie seufzte traurig auf.

„Wie glücklich magst Du sein, daß Du dies kannst.“

„Du wirst es ja gleichfalls lernen. Fräulein Lotti wird Dir täglich eine Lektion im Klavierspielen geben.“

Für dieses Versprechen umarmte Marie Fräulein Lotti.

„Und wieviel Zeit werde ich brauchen, um es zu erlernen?“

„Das hängt gänzlich von Deinem Fleiße ab. Die Uebung bemeistert das Klavier.“

„Oh! ich werde den ganzen Tag am Klavier sitzen.“

„Hahaha!“ lachte Katharina auf. „Mein liebes Kindchen! Du willst den ganzen Tag im Garten umgraben, willst den ganzen Tag lesen, den ganzen Tag zeichnen, Tag und Nacht Klavier spielen; da bleibt Dir ja keine Zeit, mit

mir zu reden. Und erst die häuslichen Geschäfte! Und doch mußt Du auch diese von mir lernen. Ueberlasse das nur mir; ich werde mit Fräulein Lotti schon eine Tagesordnung für Dich ausarbeiten, daß Dir für jede Stunde eine bestimmte Beschäftigung vorgeschrieben sein wird."

"Oh! So wird es gut sein! So wird es recht sein. Befehlt nur immer. Ich gehorche so gerne . . ." Nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu: "Jenen, die ich liebe. Dann — weißt Du — wollen wir Ludwig von alledem nichts sagen, bis ich nicht schon etwas kann. — Erst wenn ich einmal ein schönes Bild zeichnen, irgend ein Lied auf dem Klavier spielen kann, wollen wir Ludwig damit überraschen."

Ihre Seele kehrte immer nur zu Ludwig wieder zurück!

Beim Nachtmahl waren sie nur zu Dreien. Marie fand Alles außerordentlich schmachhaft. Natürlich; hatte sie sich doch den ganzen Nachmittag in der freien Luft herumgetummelt.

Marie trieb die Neugier, sich um Etwas zu erkundigen.

"Was ist aus dem kleinen Wasserungeheuer geworden, das Du hier in Deinem Kasten hieltest?"

"Der Undankbare ist mir entflohen und in das Reich seiner Fische zurückgekehrt. Ich mache mir aber nicht viel daraus; denn er begann seine Freude daran zu finden, mit dem Feuer zu spielen; er hätte mir noch das Kasten angezündet. Wo aber hast Du die wunderliche Frazengestalt gesehen?"

Der dem Herzen angeborene Instinkt des Barmherzigen ließ Marien die unmittelbare Begegnung mit dem kleinen schwimmenden Ungethüm im See verschweigen. Sie fühlte,

daß es sich für sie nicht schide, vor der Braut Ludwig's zu erzählen, daß dieser sie einst schwimmen gelehrt und ihre in den goldenen Wellen schwimmende Nereidengestalt im Kahne begleitet habe. Sie entschied sich, die andere Wahrheit zu sagen. Sie log deshalb nicht.

„Ich habe Dich durch das Fernrohr mit ihm im Park spazieren gehen sehen.“

„So hast also auch Du mir aufgelauert?“

„Wie hätte ich denn sonst erfahren, daß Du so schön bist?“

„Warte! Beim Fernrohr fällt es mir ein. Dieses befindet sich jetzt bei mir. Babel hatte es dem Ingenieur geschenkt; dieser aber glaubte, als er es nicht mehr brauchte, mich sehr dadurch zu verbinden, wenn er mir das gebe, was er als Andenken an Jenen hatte, in Verbindung mit dem mich meine guten Freunde so arg verleumdet hatten; ausgenommen den guten Vicegespan und den Pfarrer; diese hatten mich stets vertheidigt. — Dieses Fernrohr ist also jetzt hier. — Nun komme, nun wollen wir das Anlehen zurückzahlen; nun wollen wir sehen, was die Herren, die wir im namenlosen Schloß gelassen, dort treiben.“

Wie hätte dieser Antrag Marien nicht gefallen sollen!

Sie eilten in die gedeckte Halle hinaus; unter einem Bogen derselben war das bekannte Fernrohr aufgestellt, mit dem Marie besser als Katharina umzugehen wußte.

„Ich verstehe mich nicht darauf; ich sehe nur grün und blau durch das Glas.“

Marie zeigte sodann, daß sie damit zu hantiren wisse.

Zwei der hierher gehenden Fenster des namenlosen

Schlosses waren beleuchtet. „Das dort ist der Speisesaal,“ sagte Marie. „Gewiß sitzen die Herren soeben beim Nachtmahl oder haben es beendet.“ Als sie mit dem Fernrohr das beleuchtete Fenster getroffen hatte, überließ sie ihren Platz sofort Katharinen. Sie fühlte, daß diese ein größeres Recht als sie habe, Ludwig zu belauschen. Sie suchte sodann aus Katharinens Gesicht zu entnehmen, was diese sehe. — Sie errieth es auch; denn Katharina begann plötzlich freundlich zu lächeln.

„Nun? Siehst Du sie?“

„Ja. Beide lehnen dort, zum Fenster hinausgebogen, neben einander.“

„Und was machen sie?“

„Sie schmauchen tüchtig.“

„Sie rauchen? Ludwig raucht nie.“

„Komm', sieh's selbst.“

Katharina ließ Marien zum Fernrohr treten. Und da sah diese deutlich das unbegreifliche Wunder, wie Ludwig aus einer langen Pfeife, die er weit zum Fenster hinausgestreckt hatte, mit gar vielem Behagen die krausen Rauchwolken, mit dem neben ihm lehnenben Vicegespan um die Wette rauchend, in die Luft blies. Sie debattirten über etwas; doch selbst während des stärksten Redeflusses lassen sie das Mundstück der Pfeife nicht aus den Zähnen. Ludwig hüllt sich von Zeit zu Zeit in eine ganze Rauchwolke. Wie wohl mag ihm das bekommen!

„Und durch sechs Jahre hat er nie vor mir geraucht! — — Was für ein Sklave war der arme Ludwig wegen

mir gewesen! — — Du aber, Du verträgst den Tabakrauch, nicht wahr?"

Katharina gab ihr die Versicherung, daß ihr derselbe keineswegs Kopfschmerzen mache.

Marie konnte sich nun von dem Fernglas nicht mehr trennen. Sie wollte sich daran ergötzen, wie glücklich Ludwig dadurch geworden sei, daß er von ihr erlöst worden.

Katharina machte sie aufmerksam, daß es schon spät sei, ob sie nicht schlafen wolle?

„Oh! der Abend ist so schön und ich bin auch nicht ein Bißchen schläfrig; bleiben wir noch, kleine Mama!“

Plötzlich verfinsterten sich die beiden Fenster im namenlosen Schloß. Die Herren waren schlafen gegangen.

„Oh! Wie schläfrig bin ich schon! Gehen wir schlafen, kleine Mama!“

„Nun so komm! Ich werde Dich in Dein Schlafzimmer führen.“ Katharina nahm sie mit sich. „Dies hier ist mein Schlafzimmer. Gleich nebenan ist das Deine. Wird's so recht sein?“

„Sehr gut ist es so!“ sagte Marie zufriedengestellt.

Und als sie dann in ihr Schlafzimmer trat, schrie sie vor Ueberraschung laut auf. Sie hatte ihr Schlafzimmer aus dem namenlosen Schloß vor sich: die bekannten Möbel an ihrem Plaze, das gewohnte Himmelbett in der Nische; die kleine Bibliothek, das alte Spielzeug, der Spieltisch in der gewohnten Ordnung. Hitz, Miz, Pani und Miura saßen dort der Reihe nach auf dem Kanapée, und Phryxus und Helle watschelten der Herrin schweifwedelnd entgegen

und stellten sich auf die Hinterfüße. Während die Damen im Park spazierten, hatte Katharina Alles, was Marien gehörte, durch ihre Leute aus dem namenlosen Schloß herüberbringen lassen.

„O mein Gott!“ stammelte das Mädchen und ihre Thränen begannen zu fließen.

„Finde Dich hier zu Hause und schlafe sanft!“ flüsterte ihr Katharina zu, küßte sie auf die Stirn und ließ sie allein — mit ihren alten Spielgenossen.

Katharina konnte noch geraume Zeit, nachdem sie zu Bette gegangen war, nicht einschlafen. Widersprechende Gefühle und Gedanken bekämpften sich in ihrer Seele. Im Frauenherzen liegt so viel des Guten wie des Bösen. Das Eine kann siegen; der Kampf aber endet nie so, wie beim Manne, der, ob nun für das Gute, ob für das Böse, sich endlich doch einmal entscheidet. Im Herzen des Weibes nimmt der unterliegende Theil den Kampf immer wieder von Neuem auf. Katharina erzitterte unter den Eindrücken der Erlebnisse des heutigen Tages. Sie vermochte sich nicht Rechnung darüber zu geben, was sie in Wirklichkeit fühle? Die Aufregung erstickte die Erwägung.

Erst in später Stunde konnte sie das heftige Klopfen ihres Herzens so weit beschwichtigen, daß der Schlaf ihr die Augen zu schließen vermochte. Sie hatte auch die Nachtlampe auslöschten müssen, damit es finster werde.

Sie träumte auch bereits von irgend etwas.

Da erweckte sie eine Berührung.

Jemand hatte sich zu ihr an das Fuß-Ende des Bettes gelegt.

„Bist Du es, mein Töchterchen?“ fragte sie halb im Traume.

„Ja, ich bin es, kleine Mama. — Ich kann da drinnen nicht schlafen. Erlaube, daß ich hier zu Deinen Füßen liege.“

„Nein, nein! Komm hierher zu mir. Lege Deinen Kopf an den meinen, und umarme mich.“

Und sie machte ihr neben sich Platz auf dem Polster und deckte sie zu.

„Liebst Du mich wirklich?“

„Ich liebe Dich sehr.“

„Auch ich Dich. — Hast Du schon gebetet? Noch nicht? Nun, so gieb Deine Hand her.“

Und die Hände der beiden Frauen schlossen ihre Finger ineinander.

Katharina flüsterte:

„Gott behüte Dich — und mich — und uns Beide vereint, — und Jene, die uns lieben, — vor allem Uebel!“

„Amen!“

Dann rückten sie ihre Köpfe aneinander und schlofen Beide sanft ein.

(Ende des zweiten Bandes.)

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende
Romane erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die nur einmal lieben.

Roman

von

Maurus Jókai.

2. Aufl. Gr. 8. Geh. M. 3.

Die schöne Michael.

Roman

von

Maurus Jókai.

2. Aufl. Gr. 8. Geh. M. 3.

Schwarze Diamanten.

Roman

von

Maurus Jókai.

2. Aufl. Gr. 8. Geh. M. 3.

Im Verlage von Otto Zauke in Berlin sind folgende
Romane erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Komödianten des Lebens.

Roman

von

Maurus Jókai.

5 Theile in 3 Bde. Gr. 8. Geh. M. 10.

Die armen Reichen.

Roman

von

Maurus Jókai.

2. Aufl. Gr. 8. Geh. M. 2.

Mein, Dein, Sein.

Roman

von

Maurus Jókai.

5 Bde. 8. Geh. M. 12.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Seherinnenschule des Letzte-Vereins.

Das namenlose Schloß.

Roman

von

Maurus Jókai.

Dritter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin, 1879.

Verlag von Otto Sanke.



Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Achter Theil: Die ungarische Insurrection.	
1. Kapitel	1
2. "	16
3. "	32
Neunter Theil: Katharine oder Themire?	
1. Kapitel	52
2. "	69
3. "	76
Zehnter Theil: Salon und Dämon.	
1. Kapitel	88
2. "	91
3. "	119
4. "	134
5. "	153
Elfter Theil: Ein gelungenes Reiterstücklein.	
1. Kapitel	167
2. "	181
Zwölfter Theil: Marie.	
1. "	209
2. "	216

Achter Theil.

Die ungarische Insurrektion.

Erstes Kapitel.

Der bestverleumdete Name in der ungarischen Geschichte! Geschlagen mit dem bluttriefenden Eisen des Feindes, mit dem goldenen Stab des königlichen Hornes, mit der Geißel des Hohnes des eigenen Geschlechtes! Heruntergemacht, beschimpft, verlacht; nicht wie ein ehrbarer Todter, den, wenn ihn nicht seine Verwandten beerdigen, die wilden Thiere, die Raubvögel bestatten, sondern wie eine Vogelscheuche dort auf der Wahlstatt gelassen; vergessen inmitten des Stoppelfeldes und dem Wind, dem Sturm, dem Regen überlassen, damit sie an dem Gerippe zerren, es verwittern machen, bis es von selbst auseinanderfällt.

Diesen Namen gebrauchten die Menschen durch zwei Generationen gegen einander; als Spottnamen, so lange sie Kinder waren; als ausschlaggebendes Argument, als sie zu erwachsenen Leuten geworden. Dieser Name war eine

Scheibe für die Soldaten, eine Abstreifdecke für die Politiker ein Trauerschleier für alle Wappenschilder.

Als Palatin Josef fünfunddreißig Tage nach der Schlacht von Raab an der Spitze von vierundzwanzig Schwadronen Insurgenten-Kavallerie wieder vor Raab erschien, um mit seinen wehenden Fahnen jenen Flecken vom Wappen des Landes zu wischen, wobei er dasselbe Schlachtfeld zum Schauplatz des Gottesgerichtes auserkor, daß der Zeuge seiner Niederlage gewesen, da erfaßte der gerade an dem Tage seines Eintreffens verkündete Waffenstillstand den schon gezogenen Säbel in seiner Hand; dazu war jedoch der ungarische Oberkommandant früh genug eingetroffen, um die Todten zu begraben, die in der letzten Schlacht gefallen waren. — Durch fünfunddreißig Tage waren diese dort auf den Hügeln von Szabadhegy zwischen den Ruinen des Maierhofes und der Kapelle unter Gottes Himmel gelegen; selbst als Todte schreiende Zeugen, daß der Feind auch nicht durch einen Tag Herr des Schlachtfeldes gewesen, auf welchem er gesiegt; sonst hätte er doch wohl seine eigenen Todten begraben. Neunhundertfünfundachtzig ungarische Männer warteten dort auf ihr kühles Bett; und als man die Todten beerdigt hatte, war der französische Friedhof größer als der ungarische.

Nun geht bereits die Pflugschar über beide hin und es steht ihr kein Grabmal im Wege, dem sie ausweichen müßte.

Diese durch fünfunddreißig Tage unbeerdigt gebliebene Brigade der Märtyrer der Treue verdient etwa doch nach siebenundsechzig Jahren ein Stück Papier, auf dem geschrieben

steht, daß sie auf dem Felde der Ehre gefallen sind! Und sie verdienen, daß wir den Schleier, der ihre Namen bedeckt, von ihrem beschimpften Rufe reißen und als Leichentuch auf ihre zu Staub gewordenen Gebeine werfen.

*

*

*

Die beiden edlen Herren waren, als sie von dem beleuchteten Fenster des namenlosen Schlosses verschwanden, keineswegs gegangen, ihr Haupt zur Ruhe zu legen, sondern hatten ihre Pfeifen frisch gestopft und sie in Ludwig's Zimmer bei der unterbrochenen Arbeit wieder angebrannt. Nun konnte man bereits das Haus mit dem vollrauchen, was der russische Dschoborczit den Weihrauch des Teufels nennt. Morgen wird schon in allen Korridoren geraucht werden. Ohne das giebt es keinen Krieg.

„Sagen Sie mir aber nur, Spectabilis“, begann Ludwig Bavel, „wie war das möglich, daß seit der Zeit, da der ungarische Landtag das Gesetz über die Insurrektion gebracht hat, schon ein halbes Jahr verstrichen und in der Sache doch noch gar nichts geschehen ist?“

„Wie soll denn nichts geschehen sein!“ entgegnete der Vicegespan, „das glaubt nur der Bauer, daß der Zeiger der Uhr deshalb, weil er nicht läuft, stehe. Das werden Sie wissen, daß das Uhrwerk drei wesentliche Bestandtheile hat: der eine ist die ‚Feder‘, der andere ist die ‚Unruhe‘, der dritte die ‚Hemmung‘; die Räder sind die Ausführenden. Die Feder ist das gebrachte Gesetz; die Unruhe ist das

Palatinal-Amt, welches dasselbe zu vollstrecken hat; die Hemmung aber, die ist das Hofkriegspräsidium, das Oberkommando und die Artillerie-Direktion. Die Räder sind die Komitate. Bleiben wir also bei den technischen Ausdrücken. Als die Feder aufgezogen war, begann die Unruhe, die Räder in Bewegung zu setzen; diese gingen und der waffenpflichtige Adel des Landes wurde konscribirt."

"Wie hoch mag sich die Zahl belaufen?"

"Auf dreißigtausend Kavalleristen und vierzigtausend Infanteristen. Dies ist nicht der gesammte kriegstaugliche Adel, da von jeder Familie nur Ein Mann in's Feld zu ziehen hat. Das Rad ist nicht stehen geblieben. Es wurden die Fragen der Bewaffnung, der Uniformirung, des Kommandos, der Abrihtung der Verpflegung erledigt. Das werden Sie doch wohl zugeben, daß bei der Uhr die Reihe an das Schlagen nicht früher kommen kann, bis nicht der Zeiger alle Minuten durchlaufen hat."

"In Gottes Namen! Also: erste Minute!"

"Ja, erste Minute! Da erhebt aber dann die „Hemmung“ die Einsprache, daß sie für Feldflaschen nicht sorgt. Wenn die Insurgenten solche haben wollen, so mögen sie selbst sie mitbringen."

"Ich hoffe, daß die Sache daran nicht in's Stoden gerathen ist."

"Außerdem gab die „Hemmung“ zu wissen, daß sie den Insurgenten keine Messingtrommeln, sondern nur Holztrommeln geben kann."

"Endlich thun ja auch diese ihre Schuldigkeit."

„Ein ärgerer Uebelstand als diese war aber, daß die Komitate beschlossen, die Uniform der Insurgenten habe aus lichtblauen Dolmany und rothen Hosen zu bestehen.“

„Diese Kleidung wäre ganz hübsch.“

„Der Hofkriegsrath restribirte hierauf, daß es so viel lichtblaues Tuch auf der ganzen Welt nicht gebe; die Insurgenten möchten sich mit dunkelblauem behelfen.“

„Aber auch das wäre sehr hübsch.“

„Endlich einigten sich die Komitate dahin, daß also die Insurgenten von der Donau lichtblaue, jene von der Theiß aber dunkelblaue Dolmany bekommen sollen.“

„Nun, Gott sei Dank!“

„Bitte, noch nicht zu danken. Die ‚Hemmung‘ wollte von rothen Hosen nicht einmal hören. Wegen der Kontinentalsperre sei rothe Farbe nicht zu haben; die Insurgenten mögen sich mit Hosen aus dem groben Tuch zufrieden geben, aus welchem die Bauernmäntel angefertigt werden. Nun können Sie sich vorstellen, was für einen Sturm dies in den Komitaten hervorgerufen hat! Dem ungarischen Adel Hosen aus solchem Tuch anzubieten! Das ist ja eine Drohung à la Caraffa! Endlich wurde der bedrohliche Gegensatz ausgeglichen; Hosen und Dolmany wurden aus gleichfarbigem Tuch gemacht.“

„Das ist ja gerade die allerschönste Tracht.“

„Auch haben sich die Komitate damit zufrieden gegeben. Da machte aber die ‚Hemmung‘ den Einwurf, daß sie nicht so viele Schneider habe, um diese Menge Montur nähen zu lassen; sie werde das Tuch zuschneiden lassen und in

diesem Zustand an die Insurgenten versenden, die es daheim durch ihre Weiber nähen lassen mögen.“

„Dadurch wird ihnen aber ihre Uniform nur noch werthvoller geworden sein.“

„Das heißt: wäre geworden. Denn dann sagte die ‚Hemmung‘ wieder, sie könne kein Tuch kaufen; denn während man darüber disputirt habe, wie das Tuch aussehen solle, hätten die Kaufleute den Preis des Tuches um einen Gulden für die Elle hinaufgetrieben.“

„Zum Kufuf! so muß eben dieser eine Gulden daraufgezahlt werden!“

„Bitte, belieben noch nicht mit dem Fluchen zu beginnen, denn was wird Ihnen dann nach einer Stunde übrigbleiben? Die Komitate also nahmen die Preiserhöhung von einem Gulden auf sich und verlangten das Tuch; darauf aber sagte die ‚Hemmung‘, sie wolle früher das Geld für das Tuch sehen; auf Kredit gebe sie es nicht.“

„Und giebt es eine Kasse, die für diesen Zweck bestimmt ist?“

„Sicherlich: die Konfurrentialkasse. Dieser aber giebt das hohe Aerar Geld, wenn die Insurrektion zu Pferde steigt, früher nicht. Die Hofkriegsmontur-Kommission giebt der Insurrektion nicht früher Tuch, als bis sie Geld bekommen hat, und das Aerar aber giebt der Insurrektion nicht früher Geld, als bis diese das Tuch übernommen hat.“

„Somit: weder Tuch noch Geld! Macht nichts! Man kann sich auch ohne Uniform schlagen, wenn nur Leute,

unter diesen Pferde, und in ihren Händen Waffen vorhanden sind.“

„Zwei von diesen Erfordernissen hätten wir schon. Aber die ‚Hemmung‘ Artillerie-Direktion meldet hierauf, sie könne Gewehre neuerer Konstruktion nicht ausfolgen, weil sie keine habe.“

„So muß man also die alten nehmen.“

„Ganz gewiß; dann aber wird berichtet, man könne zu diesen keine Feuersteine liefern, weil die aufständischen Polen das Feuersteindpot in Lemberg genommen haben.“

„So möge jeder Mann sich selbst mit einem Feuerstein versehen.“

„Jedoch selbst diese Gewehre reichen nur für die Hälfte aus; für die Uebrigen erbietet sich die ‚Hemmung‘ — Hellebarden anfertigen zu lassen.“

„Was? Hellebarden?“ rief Ludwig Babel, die Geduld verlierend, aus. „Gegen Bonaparte Hellebarden? Gegen die Legionen, die sich von dem einen Ende Europas bis zum andern mit ihren Bajonnetten Bahn gebrochen, mit diesen ihre Siege in die Pyramiden eingegraben haben, gegen diese will man mit Hellebarden zu Felde ziehen? Halten Sie mich nicht zum Narren!“

„So steht es geschrieben. Ich kann Ihnen sogar die Zahl nennen, wenn Sie sich überzeugen wollen.“

„Das ist aber ja gerade so“, rief Babel, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „als wenn man mit einem Stod auf einen Löwen losgehen wollte! Gegen das französische Bajonnet mit der Rococo-Hellebarde!“

„Nun, nun, bitte an dem Uhrwerk nicht herumzuzerren, sonst reißt die Kette. Kommt ja doch gleich auch an das Bajonnet die Reihe. Belieben nur Geduld zu haben. Wir haben ja Zeit genug. Stecken wir früher unsere Pfeifen an. Ausgezeichneter Latafia.“

„In Gottes Namen! Zünden wir also unsere Pfeifen an. Schließlich liegt ja doch die Kraft der Insurrektion nicht in der Infanterie, nicht darin, ob sie etwas hat, womit sich schießen läßt, sondern in den Kavalleriemassen, die den Feind von vorne, von hinten, in der Flanke angreifen, ihn überflügeln, seine Linien durchbrechen, ihn durch ihre raschen Bewegungen in Verwirrung bringen.“

„Menschen und Pferde gäbe es wohl genug; freilich fehlt es an Sätteln und Bäumen; seit sechzig Jahren ist der ungarische Adel nicht in den Krieg gezogen! die Leute setzen sich auf das nackte Pferd und reiten es an der Halfter.“

„Ich hoffe, der Feind werde es nicht übel nehmen, wenn er ohne Sattel geschlagen wird.“

„Ich fürchte, er würde das für eine Schande halten.“

„Ei! Um sich zu schlagen, braucht man nichts weiter als Leute, Pferde und Säbel!“

Ludwig Babel vermochte das Sigen nicht länger zu ertragen; er sprang auf und schritt aufgeregt im Zimmer auf und nieder, während sein Gast mit lächelndem Phlegma seinen humoristischen Vortrag fortsetzte, und dabei von Zeit zu Zeit einen Seitenblick aus seinen leuchtenden schwarzen Augen auf seinen Hauswirth warf, als fände er seine besondere Freude daran, einen Anderen so grausam quälen zu können.

„Gerade jetzt wollte ich darauf kommen, beliebten mir aber zuvorzukommen. Das hohe Hofkriegs-Präsidium meldet unterdessen, daß es Säbel für die Kavallerie durchaus nicht geben könne, weil es keine habe. Mit Vergnügen werde es aber für sie Bajonnette verabsolgen lassen.“

„Was?“

„Bajonnette!“

„Sie wollen vielleicht Spieße sagen? Piken?“

„Nein. Bajonnette wurden angeboten. Herr Graf haben ja soeben das Bajonnet sehr gelobt. Es ist eine gewaltige Waffe.“

„Ja; in den Händen der Infanterie. Wie sollen aber die Kavalleristen damit kämpfen?“

„Das weiß ich selber nicht.“

„Entschuldigen Sie, Herr Vicegespan, Sie wollen versuchen wie viel meine Leichtgläubigkeit verträgt. Ich zeige Ihnen an, daß sie bis zum Uebergehen gefüllt ist.“

„Ach, warum nicht gar! Es giebt keinen beladenen Heuwagen, auf dem nicht noch eine Gabel voll Platz hätte. Die „Unruhe“ hatte alles dies nicht in Verwirrung gebracht. Die Räder drehten sich trotzdem, der Zeiger schritt vorwärts; die Insurgententruppe versammelte sich in jedem Komitate und bildete schon Bataillone und wählte die Offiziere. Da machte das hohe General-Kommando zu wissen, daß es das Insurgentenheer wahrlich nicht verpflegen werde, da es kaum im Stande sei, Brot für die große Armee backen zu lassen.“

„Nun, dann ist also alles aus, ehe es noch einen An-

fang genommen. Eine Armee, die nicht gepflegt wird, ist auseinander gesprengt, noch ehe sie den Feind gesehen."

"Erlauben, sie ist nicht auseinander gesprengt. Die 'Unruhe', sagt hierauf, sie werde schon durch die Komitate für die Verpflegung je ihrer Bataillone sorgen."

"Wackere Leute!"

"Darauf aber sagte die 'Hemmung', daß sie keinerlei Transportmittel für den Proviant, noch Pferde zur Bespannung der Kanonen geben könne, da sie selbst keine habe."

"Und dann?"

"Und dann verschaffte die 'Unruhe' sich selbst Transportwagen und Kanonenbespannung. Ecce! Zu den Kanonen wären aber auch Kanoniere nothwendig."

"Die 'Hemmung' hat selbst diese nicht gegeben."

"Nun, sehen Sie, Herr Graf, was für Vorurtheile Sie bezüglich des Uhrwerkes haben. Wie hätte sie diese nicht gegeben! Sie versprach für die Kanonen der Insurrektion die — Invaliden."

"Die Lahmen? Die Einhändigen?"

"Und die Einäugigen. Dazu werden sie aber schon gut sein, die Insurgenten abzurichten. Wir haben junge Ingenieure, aus welchen wir sofort fertige Artilleristen machen werden."

"Herr Doboska als Kanonier!"

"Der schießt doch schneller eine Kanone als eine Rede los."

"Und die Infanterie und Kavallerie, werden diese auch die Invaliden abrichten?"

"Das kann nicht sein. In der regulären Armee dient

kein Edelmann, wenn er nicht etwa freiwillig eingetreten ist. Die ausgedienten Soldaten sind also lauter Bauern. Daß aber kann man von dem adeligen Insurgenten nicht verlangen, daß er sich von einem bäuerlichen Korporal oder Feldwebel befehlen lasse. Dann giebt es noch ein anderes Hinderniß. Der reguläre Soldat hat mit deutschen Kommandoworten kommandiren gelernt. Gesetzartikel 2 vom Jahre 1808 verordnet aber, daß die Insurrektion mit ungarischem Kommando geführt werde, und daß sie ein ungarisches Kriegsreglement lerne.“

„Und giebt es kein solches?“

„Sicherlich hat es ein solches gegeben. Man hat eins im Reichsarchiv entdeckt, das noch vom Jahre 1707 ist.“

„Nun, daß man es nur entdeckt hat!“

„Die ‚Hemmung‘ hat aber gesagt, daß dieses nicht gebraucht werden dürfe, weil es von den Truppen Rakoczys gebraucht worden sei. Darauf hat jedoch die ‚Unruhe‘ schnell ihre eigenen Gelehrten kommen und durch diese in aller Eile ein neues Kriegsreglement und Kommandoworte in ungarischer Sprache anfertigen lassen, und jetzt wird die versammelte Insurgententruppe bereits nach diesen abgerichtet.“

„Und wer richtet sie ab?“

„Wer denn? Hat doch jedes Dorf seinen Schulmeister, die Rektoren und Präceptoren!“

Auf diese Erklärung warf sich dann Babel mit der Resignation der Verzweiflung in seinen Lehnstuhl zurück.

„Nun, jetzt will ich schon nichts weiter von der Kavallerie mit Bajonnetten, von der Infanterie mit Hellebarden

wissen, die ohne Verpflegung sind, von den Schulmeistern abgerichtet, von den Stuhlrichtern kommandirt werden und dann den Garden und den Generalen des Corsen entgegen treten sollen. Jetzt können wir einander schon gute Nacht wünschen.“

„Trotzdem können wir dies nicht thun. Denn zum Glück hat das Uhrwerk einen Herrn, der, sobald er die Verspätung an dem Zeiger wahrnahm, diesen mit einem Finger auf die letzte Minute richtete, worauf sogleich folgen wird, daß die Uhr schlägt. Der Herr der Uhr ist unser gekrönter König, der, als er die Uebelstände erfuhr, dem Oberkommandanten der Insurrektion, unserem durchlauchtigsten Palatin, sofort aus seiner eigenen Kasse anderthalb Millionen zur Errichtung der Insurrektion, dann sechstausend gute Kavalleriesäbel und sechszehn Kanonen spendete und die ganze ungarische Leibgarde hergab, damit diese die Regimenter abrichte. Und nun will ich schon wetten, daß das adelige Insurrektionsheer binnen dreißig Tagen auf dem Schlachtfeld stehen und sich so schlagen wird, wie Gott es ihm zu lernen gestattet hat.“

„Aber, Herr Vicegespan, warum haben Sie mich denn so hin- und hergequält? Warum haben Sie nicht gleich hiemit begonnen?“

„Darum, weil es nicht Brauch ist, den brennenden Schwamm zu unterst und dann den Tabak darauf zu geben. Das Beispiel des Königs hat dann unsere Magnaten und unseren wohlhabenden Adel plötzlich begeistert; Jene, welche das Gesetz zur Stellung von zehn Reitern verpflichtet, lassen

ganze Banderien zu Pferde steigen und stellen sich selbst an deren Spitze."

"Auch ich werde es so machen."

"Männer, junge Leute, die von den Gesezen über die adelige Insurrektion ausgenommen sind, Studenten und Bürger der Städte bilden freiwillig Freikorps, die wir 'Volon' nennen."

"Ich bitte Sie, Herr Vicegespan, vergessen Sie nicht, Amnestie für Satan Paczi und seine Leute zu erwirken; sie werden mir insbesondere als Rundschafter von großem Nutzen sein."

"Habe bereits einen Knopf in mein Sacktuch gemacht. — Das Banderium des Grafen Ludwig Fertöszegh wird binnen einer Woche vollzählig beisammen sein; wenn es das nicht ist, so möge aus mir ein Insurgent des Torontaler Komitats werden. Und das wäre kein Spaß, denn die Torontaler Insurrektion ist darum eingekommen, daß für die Insurrektionsdauer auch bei dem adeligen Heere die Prügelstrafe eingeführt werde."

"Warum nennen Sie mich aber Ludwig Fertöszegh?"

"Darum, weil das Ihr Prädikat ist und die Werbung unter einem ungarischen Namen leichter gehen wird, als wenn wir einen fremden Namen auf die Fahne schreiben. Die Antipathie des Volkes gegen die Fremden ist nur zu begründet. Namentlich haben wir Grund genug, über die französischen Emigranten zu klagen, die in unserem Heere dienten. Es beginnt sich herauszustellen, daß diese meistens von Napoleon entsendete Spione und noch Schlimmeres als dies waren."

Die Generale Moisselle und Lesebre haben das befestigte Laibach mit sammt ihrer ganzen Brigade ohne einen Flintenschuß dem Feinde übergeben. Oberst Plunket hat selbst dem französischen General sagen lassen, er möge sich beeilen, ihn zu umzingeln und hat ihm die fertige Kapitulation entgegen-gesendet. Und selbst unser lieber Freund, der vortreffliche Oberst Barthelmy, hat sich auf holländische Manier empfohlen, hat die Ordre de bataille des Armee-Kommandanten mit sich genommen und ist zum Feinde übergegangen."

"Was? übergegangen!" rief Ludwig Bavel aus, während er von seinem Stuhle aufsprang und vor Freude laut aufzulachen begann.

"Der Herr Graf freuen sich hierüber?"

"Ich jauchze vor Freude! Mich hat der Gedanke verdrossen, daß wir nebeneinander kämpfen werden. So werde ich mich denn ihm gegenüber befinden. Oh! Ich habe starke Ahnungen, und diese pflegen einzutreffen. Ich bin überzeugt, daß wir Zwei einander begegnen werden, und dann wird Derjenige, der die Ange Barthelmy nicht geraubt hat, Barthelmy den Diable holen! — Jetzt glaube ich auch die ganze Fabel von der Ange Barthelmy nicht mehr. Wenn er ein Spion des Korsen war, dann hat er mir nur deshalb nachgestellt, um das Geheimniß Marieens herauszukriegen. Das ist mir jetzt schon klar. Und meine gute arme Katharina, welche Opfer brachte sie damals mir und — Marien! Was einer Frau das Theuerste ist: die Reinheit ihres Rufes. Verstehen Sie nun schon das Räthsel, Herr Vicegespan? Eines Morgens war diese dann insgeheim zu

mir gekommen, um mir zu sagen, daß mich eine Gefahr bedrohe, wenn ich mit Marien ausfahre, und daß sie mich von jener befreien wolle. Ohne ihre Selbstaufopferung wäre das Geheimniß Mariens aufgedeckt worden, ehe ich im Stande gewesen wäre, sie mit Gewaltanwendung vor ihren Verfolgern zu schützen, die in den Waffen nicht wählerisch sind. Meuchelmord, Gift, eine aus dem Hinterhalt entsendete Kugel, dies alles ist ihnen ein passendes Werkzeug. — Nun beginne ich bereits den räthselhaften Wink zu begreifen, den mir der Räuberhauptmann hier in dem Zimmer gegeben. „Es kann schlimmere Räuber als mich geben, die Ihren ängstlich gehüteten Schatz um jeden Preis rauben wollen.“ Kein Zweifel! Barthelmy oder seine Spießgesellen wollten Satan Laczi dinge, mir das zu rauben, was ich so sorgfältig hüte. Und das Attentat ist nur daran gescheitert, daß der Räuber Vater und ich der Ernährer seines Sohnes war. Die geöffneten Schlösser beweisen, wie nahe das Attentat dem Gelingen war. Herr! Vergessen Sie nicht, für Satan Laczi Amnestie zu erwirken. Ich habe diesen Menschen jetzt schon unumgänglich nothwendig. Ei, mein Herr Leon Barthelmy! Jetzt komme ich, den Schleier herunterzureißen! Und auch ich werde Dir Deine Braut zeigen. Wenn diese Dich küßt, so stirbst Du daran! — Aber nicht wahr, Herr Vicegespan, meine Katharina ist eine anbetungswürdige Dame?“

„Sie haben mir soeben das Wort aus dem Munde genommen, Herr Graf!“

„Nicht wahr, besseren Händen hätte ich, während ich

ins Feld ziehe, die Bewachung meines Schatzes nicht anvertrauen können?"

"Selbst vor dem Altare könnte derselbe keinen sichereren Platz finden."

"Und so können wir jetzt in Wirklichkeit einander gute Nacht wünschen. Seit sechs Jahren wird dies die erste Nacht sein, die ich in Ruhe durchschlafe."

Sie schüttelten einander die Hände, und dann ging jeder sein Lager aufsuchen.

Auch der Vicegespan klopfte *re optime gesta* seine Pfeife aus.

Für heute war dies genug gewesen.

Zweites Kapitel.

Die ungarische Insurrektion hatte nicht einmal ein zum Kampf anfeuerndes Kriegslied! Man hatte ihr nicht einmal ein Lied gegeben, das vom Vaterland und den ruhmreichen Beispielen der Vorfahren erzählt. Die Franzosen hatten in der „Marseillaise“, im *ça ira*, im *partant pour la Syrie* ihre Schlachtgesänge; auf diese erscholl das *rule Britannia* der Engländer zurück; die Deutschen begeisterten sich an den patriotischen Gesängen ihrer Dichter; die Polen fanden ihren Trost in den bitteren Aneiferungen des *estye Polszka nye zginyela*; den ungarischen Insurgenten hatte man nicht einmal derartiges gegeben. Nach Beendigung der

Kämpfe wimmelte es von aneifernden Gedichten an die Insurrektion; in jedem Komitat war ein eifriger Poet entstanden, der die Laute schlug; bis aber sein Gedicht aus der Presse kam, war auch der Friede längst schon geschlossen. Und die „anspornenden Verse“, die „Ansprache Attila's an seine tapferen Enkel“, den „Aufruf an die tapferen, mit Streitkolben bewehrten Magnaren“, das „Gelalle der Szegediner Jugend an die insurgirten Bürger von Szegedin“, den „Alarm, der auf den Sammelplatz des Mars ruft“, den Baranyaer „Marsch“, den „Jubel“ des Szabolcser Regiments, die „Antwort der Streitkolben-bewehrten Magnaren“, das „Abschiedslied des ungarischen adeligen Insurgenten an seine Braut“ konnten erst die schon heimziehenden, im Auseinandergehen begriffenen adeligen Schaaren lesen, wenn sie nämlich Lust hierzu hatten.

Nur der Baranyaer Marsch war mit einer Melodie versehen; die Uebrigen waren schon ihrer Form nach ungeeignet, im Volksmunde heimisch und in eine ungarische Melodie gekleidet zu werden. Von Allen verdiente nur Witkovics' Abschiedslied von der Braut, daß die Muse der Poesie es für die Nachwelt aufbewahre; nur daß dieses nach dem Muster der Horaz'schen Ode geformt war.

Der ganze Feldzug vom Jahre 1809 wurde zu Ende geführt, ohne daß es während desselben mehr als ein Volkslied gegeben hätte. Wohl war dieses direkt für den Gebrauch der Insurgenten gedruckt und unter diese vertheilt worden. Das ganze Lied bestand aber in dem wohlgemeinten Rath: Panni, die jenseits des Baches sich befindet, möge auf

ihren Miska, der in gelben Stiefeln im Roth herumsteigt und von Ueberschwemmung und bissigen Hunden allerlei Unbilden zu befürchten hat, nicht länger warten. Und da wird man wohl zugeben müssen, daß noch nie eine Schaar bei einem harmloseren Kriegslied ausgezogen ist, den Feind zu schlagen; und wenn unter dem Miska die ungarische Nation und unter der Panni die Pannonia verstanden war, so hielt diese sicherlich weder Roth, noch Wasser, noch Hundegebell ab, dennoch einander in's Auge zu schauen.

Marie bekam nun tagtäglich dieses Lied zu hören; sie konnte es leicht auswendig lernen. Die Zigeuner spielten es den ganzen lieben Tag auf; die Werber sangen es den ganzen Tag auf der Straße; und auf die Töne dieses Liedes kamen jene schlanken Bursche zum Vorschein, die ihre Jacke über die eine Schulter geworfen tragen, künstliche Blumen auf ihre Mützen gesteckt haben und den „Fokos,“ den mit einer Hade als Griff versehenen Stock, im Gehen zwischen den Fingern im Kreise drehen. Im namenlosen Schloß wurden von Früh bis Abends Freiwillige konskribirt und Pferde assentirt; zu allen Fenstern des Kastells sahen lärmende, gut gelaunte Leute heraus, die den unten Stehenden Allerlei zuriefen. Von Zeit zu Zeit zogen Abtheilungen, die schon bekleidet und bewaffnet waren, unter Trompetengeschmetter zum Exerciren. Ludwig kommandirte diese selbst; er richtete sie ab und unterrichtete sie im Gebrauch der Waffen und in den Gesamtbewegungen. Beim Einrücken zogen sie unter den Fenstern des Kastells vorüber, staubbedeckt, in stattlicher Haltung.

Ach! wie schön war dann Ludwig! Alle Frauen mußten sich in ihn verlieben, in ihn mit dem staub- und schweißbedeckten Gesicht, mit dem rothen Esako auf dem Kopf, mit dem über die eine Schulter geworfenen Mente, mit dem Säbel in der Faust. Wenn er vor den Damen auf dem Balkon salutirte, tanzte und bäumte sich das stolze Pferd unter ihm. Seine Truppen (die „Volons“ wählten sich selbst ihre Uniform) hatten schwarze Uniform und rothe Esaks. Vorne am Esako befand sich ein Todtenkopf. Man würde nicht glauben, wie schön der Todtenkopf ist, wenn er vorne an der Stirn angebracht wird. In der Truppe herrscht eine Lustigkeit, als wenn eine Hochzeitschaar ihren Einzug hält. Nur die Braut fehlt. Doch auch diese wird bald zur Stelle sein: die schöne jungfräuliche Fahne. Ei, wie wird diese zugerichtet werden — nach den Honigmonaten! Jetzt arbeiten noch schöne weiße Hände daran, goldene Buchstaben in ihre seidenen Bänder zu sticken. Das Blei wird dann schon noch schönere Buchstaben in sie graben!

Als Ludwig Babel die Thore seines Kastells der Außenwelt eröffnete, lernte er ein ganz neues Leben kennen. Sechs Jahre hindurch hat er inmitten eines Volkes gelebt, mit welchem er durch sein Fernrohr und durch die Briefe eines Pfarrers und eines jungen Gelehrten bekannt geworden war. Das wirkliche Leben zeigte ihm dasselbe in ganz anderer Gestalt. Die Klasse der ungarischen Edelleute war für jeden Fremden, der nicht unter ihnen aufgewachsen war, etwas derartig ungewöhnlich Neues, daß er sie erst studiren mußte, wenn er sie verstehen wollte. Sechsmalhundert-

tausend Seelen sind nicht mehr eine Kaste, sondern schon ein ganzes Volk. Dieselben sind zum großen Theile Landwirth; selten wird aus einem von ihnen ein Handwerker; den adeligen Jungen schreckt sein Vater mit der Drohung: „Wenn Du nicht ordentlich lernst, so gebe ich Dich zu einem Handwerker!“ Wenn er aber gut lernt, so kann er der „Herr des Komitats“, Vicegespan, und sogar Palatin werden! Und andererseits kann auch aus dem Bauer ein Edelmann werden, wenn er gut lernt oder sich gut schlägt. Der Edelmann bebaut, selbst wenn er Landwirth ist, nur seinen eigenen Boden; er dient keinem Grundherrschaft, macht keine Straßen, leistet keinen Vorspann, zahlt keinen Zehnten, fährt mauthfrei über Straßen und Brücken, nimmt keinen Soldaten in's Quartier und keinerlei Steuerlast auf seine Schultern. Das Kleid des Edelmanns mag zerlumpt, mag geflickt sein; es kann aber nicht aus dem groben Tuch sein, aus dem die Bauernkleider gefertigt werden. Nur der Edelmann darf am Ende seines Namen Ypsilon statt des i und im Namen den Laut „ö“ mit „eö“ schreiben; vor seinem Namen aber darf das Ns, die Abkürzung von Nemes = Adelige, nie wegbleiben; er trägt sein Wappen in seinem Siegelring und eine fünfzackige Krone gebührt ihm. Der Sohn des Edelmanns darf nicht zum Militär genommen werden. Der Edelmann kann ohne richterlichen Spruch nicht verhaftet werden. Den Hof des Edelmanns darf kein Potentat der Welt ohne seine Einwilligung betreten. Für den Edelmann ist das ganze Tripartitum Verböczy's verfaßt; seine Angelegenheiten erledigt der Stuhlrichter, die Distriktaufsicht, die königliche und

die Septembirtafeln; jene des Bauers das Urbarium und der Herrenstuhl. Der Besitz des Edelmanns ist avitisch; seine Nachkommen können ihn im Proceßweg rückerwerben. Der Edelmann unterliegt nicht dem Schimpf der körperlichen Züchtigung; und begeht er ein Kriminalverbrechen, so harret seiner nicht der Galgen, sondern das Schwert; wer ihn schlägt, begeht ein *crimen majoris potentiae*. Die Wittwe des Edelmanns hat Wahlrecht und Stimme wie ein Mann. Intelligenz, Wissenschaft, Administration, Legislatur, der nationale Geist, — das Alles ist sein ausschließliches Eigenthum. Er hält im Saale des Komitatshauses Verathungen; er wählt die Beamten und den Landtags-Abgeordneten im Hofe des Komitatshauses; er giebt seinen Deputirten Instruktionen; und wenn diese auf der Diaeta seinem Belieben entgegenhandeln, beruft er sie zurück. Die Diaeta ist nur souverän; der Adel jedoch ist Dictator!

Und für so viele und große Vorrechte hat er die Pflicht, wenn der König es befiehlt, zu den Waffen zu greifen und bereit zu sein, für sein Vaterland, für seinen König zu sterben.

Ludwig Babel machte jeden Mann seines Freikorps zum Gegenstand eines besonderen Studiums. Er fand unter ihnen eine ungemein große Anzahl von typischen Gestalten, die verdient hätten, abgezeichnet zu werden: den Maulmacher, den *Raisonneur*, den hochfahrenden Burschen, den „Studirten“, den Unzuverlässigen, den Dorfstutzer, den Spaßmacher, den Streitsüchtigen, den melancholischen Patrioten, den Unbändigen, den Prahlhans, den treuen Kameraden, der sich von dem Halse, an den er sich gehängt, nicht wieder ab-

schütteln läßt, den Verse rezitirenden ländlichen Poeten, das auf sein Ansehen eifersüchtige Dorforakel; — und aus allen machte er binnen einer Woche gute Soldaten. Sie hatten einander lieb gewonnen, sowohl die Krieger als deren Führer.

Als die Schaar beisammen war: Dreihundert Reitersmänner, prachtvoll ausgerüstet, auf feurigen Pferden — war auch die Fahne fertig geworden.

Marie wollte, daß Katharina Fahnenmutter werde; sei sie doch die Braut des Anführers; dagegen aber forderte Ludwig entschieden, daß Marie dieses Amt übernehme. Es sei dies ihre Fahne; sie habe an dieselbe das gestickte Band zu knüpfen, sie habe sie zu segnen.

Es war ein herrlicher Anblick: Dreihundert Reiter in zwei Gliedern aufgestellt, lauter Edelleute. Es waren insgesamt Leute, welche freiwillig die Waffen ergriffen hatten, nachdem das Gesetz sie dazu nicht verpflichtet, eine Ausnahme zu ihren Gunsten gemacht hatte. Einzige männliche Mitglieder der Familie; Studenten, welche die höheren Schulen besuchten; Familienväter; Brüder, von denen der eine hätte zu Hause bleiben dürfen; aus solchen Leuten bestand das Banderium des Grafen Babel von „Fertőszegh“, dessen Oberstwachmeister (heutzutage Major genannt) er selbst war.

(Ludwig Babel hatte auch noch eine zweite Bolonschaar aus den Leuten des Satan Laczi, die mit Schießwaffen versehen war; dieselbe konnte aber nur in'sgeheim errichtet werden, da das adelige Banderium derartige Leute nicht in seine stolzen Reihen aufnahm. Die Truppe Satan Laczi's

bestand aus vierundzwanzig Mann und war mit waghalsigen Missionen betraut.)

Ach! wie bebte Mariens Hand, als sie das Band an die Fahne knüpfte, die Ludwig in der Hand hielt; wie flüsterte sie so leise, daß nur er es vernehmen konnte, ihm zu: „Geh' nicht von hinnen! Bleib hier! Vergeude nicht Dein kostbares Blut für mich! Flüchten wir Drei uns weit von hier fort!“

Die Fernstehenden glaubten, daß sie einen Segen über ihre Fahne gesprochen habe.

Mit Worten sprach sie einen solchen nicht. Als sie aber sah, daß Ludwig die Fahne denn doch nicht von sich werfe, preßte sie das Panier, auf dessen eine Seite das Landeswappen und auf die andere die patrona Hungaria gemalt war, zwischen ihre beiden Hände und küßte es. Dies war der Segen.

Dann wendete sie sich abseits und warf sich schluchzend an die Brust Katharinens, während sie dieser bitterlich weinend etwas zuflüsterte, was der dreimalige Vivatruf über-tönte.

Muthmaßlich sagte sie ihr: „So hältst auch Du ihn nicht zurück? So sagst Du ihm nicht: für übermorgen ist unser Vermählungstag bestimmt; willst Du diesen nicht abwarten?“

Wahrlich nicht!

Es giebt Jemanden, der es noch eiliger als Bräutigams und Bräute mit ihrer Hochzeit hat.

Der große Heerführer, der riesige Torse, schreitet mit

so gewaltigen Schritten einher, daß je ein Land zwischen seinen beiden Fußtapfen fällt.

Vom Blutbad in Ebersberg war er direkt unter die Mauern von Wien getreten. Mit dem nächsten Schritte stand er schon auf dem Platze vor der Stephanskirche. Von dem folgenden Schritt erhebt bereits die Insel der Donau, die Lobau.

Auch aus dem Süden trafen lauter Hiobsposten ein. Erzherzog Johann zieht sich aus Italien auf Ungarn zurück und der Vizekönig von Italien, Eugen, folgt ihm überall auf dem Fuße. General Chasteler hatte, erschreckt über die Proklamation Napoleon's, in welcher er ihn in Acht und Bann that, und ihm mit dem Erschießen drohte, mit seiner ganzen Armee Tirol verlassen; seine Abtheilungen ergaben sich einzeln dem verfolgenden Feinde. Erzherzog Johann meldet, daß die gesammten Ueberreste der italienischen Armee sich auf nicht mehr als auf zwanzigtausend Mann und zweitausend Pferde belaufen. Die Grenzen des Landes stehen im Süden und Westen dem Feinde offen.

Und damit die Gefahr eine vollständige sei, stehen in demselben Augenblick, in welchem Ungarn sich an der einen Grenze zur verzweifeltsten Vertheidigung rüstet, an der nördlichen Grenze die Polen auf und treffen Anstalten zu einem Einbruch über die Karpathen. Die ganze Streitmacht aus den oberen Gegenden muß an jenen Punkt gesendet werden. Und zu derselben Zeit erklärt auch Rußland dem König von Ungarn den Krieg und bedroht die Grenzen des Landes von Osten her. Die gute Freunde waren, werden allesammt zu Feinden; der Pole zum Feinde des

Ungarn, der Russe zu jenem des Oesterreichers; die Allirten aber bleiben insgesammt zu Hause. Die Preußen warten. Die Engländer eilen — eine Insel für ihre eigene Rechnung den Holländern abzunehmen. Die patriotischen Aufrufe von Genz und Schlegel zünden in Deutschland nicht. Die heldenmüthigen Versuche von Ralt, Dörnberg, Schill und Lüchow scheitern an der Gleichgültigkeit des Volkes. Und der Fürst Wilhelm von Braunschweig-Deß und seine schwarze Legion suchen vergeblich in ihrer eigenen Heimat ein Echo auf ihre patriotischen Schlachtrufe. — Nur der gute Türke verbleibt als treuer Bundesgenosse; und die Nachricht, daß der Muselman Ungarn den Rücken gegen einen russischen Einfall von Seite der Moldau deckt, macht einen wohlthuenden Eindruck.

Da trifft eine neue Hiobspost ein. General Jelachich hat mit fünftausend Mann im offenen Feld vor dem Feind, die Waffen gestreckt.

Nun heißt es in der That: Auf die Beine Ungar!

Wer nicht schon gestern seine Hochzeit hielt, wird sie morgen nicht mehr feiern. Wer dächte jetzt an's Heirathen! Hannibal vor den Thoren! Die adeligen Insurrektions-schaaren werden, so viel es nur deren giebt, in Marsch gesetzt; die Beszprimer und Pester Regimenter rücken gegen die Marczal, um die Armee des Erzherzogs Johann aufzunehmen; die Neutraer und Primatial-Regimenter ziehen gegen die March zur Hauptarmee; und was es nur an Truppen und Banderien jenseits der Donau giebt, eilt, sich bei Raab zu konzentriren; nur zur Hälfte bewaffnet, mit

Flinten ohne Feuerstein, ohne Patronen, auf nacktem Pferde, mit der Halfter statt des Zügels, mit dem Fohos in der Hand. Unter solchen Verhältnissen fällt eine so tüchtige Schaar wie jene des Grafen Fertöszegh, die Säbel, Pistolen, Karabiner und — einen im Kampfe gestählten Kommandanten hat, schwer in's Gewicht.

Die Tage, die inzwischen eingetreten, waren wahrlich nicht darnach angethan gewesen, um von glücklicher Liebe zu flüstern. Die Nächte hatte nicht das Mondlicht, sondern das Aufblitzen des Kanonenfeuers am Horizont beleuchtet.

Ludwig war während dieser Zeit so sehr in Anspruch genommen gewesen, daß er sich kaum die nöthige Muße zu nehmen vermochte, um seine Lieben im Kastell besuchen zu können. Auch hierfür hatte er keine bestimmte Zeit. Manchmal machte er am frühen Morgen, ein andermal spät am Abend einen Sprung zu ihnen. Wenn er dann unangemeldet, wie — ein Insurgent zur Thür hineinstürzte, gab es stets großes Aufschreien; man verbarg dann rasch Allerlei vor ihm, was er noch nicht sehen durfte; wahrscheinlich Marien's Zeichenstudien, ihre Klavierschule und jenes kleine Porträt, welches Katharina malte. Manchmal kam er, als sie eben bei Tische saßen und dann zogen sie ihn zwischen sich auf einen Stuhl nieder; vergebens protestirte er, daß er bereits Mahlzeit gehalten: draußen auf dem Exercirplatz guten rohen Speck mit Paprika, er mußte mit ihnen speisen; kaum aber hatte er dann das Messer an der Gabel gewetzt, als man auch schon kam, ihn schleunigst in's Schloß zu holen. Es gäbe dort Anstände, die nur er begleichen könne.

Da half dann kein Reden; er mußte die schönen Damen und das gute Mittagmahl im Stich lassen.

An dem Tage, an welchem er den Marschbefehl erhielt, mußte er sich aber doch so viel Zeit nehmen, um mit Katharina jene sehr ernstlichen Angelegenheiten zu besprechen, die ihrer harrten, sobald er sich entfernt hatte. Er trug jenes kleine stählerne Kästchen, von welchem schon öfter die Rede gewesen, zu ihr hinüber.

Er fand die beiden Damen wie stets beisammen. Als er damit begann, daß er Abschied nehmen komme, lief Marie zum Zimmer hinaus. Ihre Ahnung sagte ihr, daß, wenn Braut und Bräutigam sich von einander verabschieden, ein Dritter hierbei nicht anwesend zu sein brauche. Gleichwohl entfernte sie sich nicht weit. Sie wußte, daß man sie bald holen werde.

Wozu hätte sie auch die Liebeschwüre, die eingestandenen Geheimnisse hören sollen, die Jene so glücklich machten? Wozu hätte sie jene Thränen sehen sollen, die man trocknet, indem man sie weglüßt?

„Möge Gott Dich behüten!“ stammelte die Dame, während sie bedachte, wie schade es wäre, wenn eine Kugel den Platz des Kusses auf jener schönen Stirn einnehmen würde.

„Du aber behüte meine Schätze, Dich selbst und mein Palladium. Umgieb dieses mit Deiner ganzen Liebe. Entzieh' ihm wegen mir nichts von dieser. Möge Dein Herz gänzlich ihm gehören. Nimm diese kleine Erzschatulle in Deine Obhut. Sieh, was sich in derselben befindet.“

Ludwig zog einen stählernen Siegelring vom Daumen.

Als er die Schildplatte desselben bei Seite geschoben hatte, sprang der Bart eines feinen Schlüssels heraus, mit dem sich das Schloß der Stahlschatulle öffnen ließ.

Zu oberst lag ein Packet englischer Bankanweisungen in Abtheilungen von je zehntausend Pfunden.

„Die Summe gehört zur Bestreitung der Kriegskosten unseres Unternehmens. Wenn ich meinen Zweck erreicht haben werde, werde ich um so viel ärmer sein. Ich bin auch sonst nicht reich. Dies muß ich Dir vor unserer Vermählung sagen.“

„Ich liebe Dich, wenngleich ein Bettlerpaar aus uns wird.“

Ein Kuß war die Antwort.

Dann kamen sechs Stück feine Hemdchen, wie kleine Mädchen sie tragen.

„Auf diese hat ihre eigene Mutter die drei Lilien gestickt.“

Dies war ihre ganze Ausstattung.

Katharina betastete den Stoff: „Es ist chinesisches Ananaskewebe.“

Unter diesen folgten gelbe fahle Schriften.

„Ihr Tausschein. Die letzten Zeilen der Mutter an ihr Kind. Das Zeugniß der beiden Männer, welche den verhängnißvollen Austausch vollführt hatten, als die Kinder von ihren Eltern weggenommen wurden. Dann ist hier Mariens Porträt und das Porträt jenes anderen Mädchens, das ihr Geschick mit jenem Mariens vertauscht hat. Von allem diesen hat außer uns nur noch Marquis d'Avoncourt

Kenntniß, der sich lange unter dem Pseudonym Cambray verborgen hielt und nun im Schlosse von Ham gefangen sitzt, wenn er noch nicht gestorben ist. Ich vermochte seit unserer Trennung nichts über ihn zu erfahren. Du bist die dritte Person, die das Geheimniß kennt. Ich bitte Dich, bewahre es sorgfältig. In jeder Hinsicht."

Hierauf legte er sämtliche Gegenstände wieder an ihren Platz zurück. Zwei von den Päckchen mit den Bankanweisungen ließ er heraus, damit sie Katharina, wenn sie eine Weisung von ihm erhält, für den bestimmten Zweck verwenden könne; sodann verschloß er wieder das Metallkästchen und steckte den Stahlring, der den Schlüssel barg, an den Daumen seiner linken Hand.

Katharina verbarg den ihr anvertrauten Schatz in einem, in die Mauer eingelassenen Schrank mit einer eisernen Thür, welche statt eines Schlüssels eine geheime Feder öffnete.

"Er wird hier gut aufbewahrt sein."

Und nun noch einen letzten Kuß!

Jenen Anderen im Nebensaal mochte wohl schon die Zeit lang geworden sein; denn plötzlich hörte Ludwig, daß Jemand auf dem Klavier sein Insurgentenlied, das Lied vom Miska mit den gelben Stiefeln in jenem unsicheren, schwankenden Tempo spielte, welches den Anfänger in der Musik kennzeichnet. Ludwig horchte auf und blickte auf Katharina; diese lachte laut auf und öffnete dann weit die Thür. Marie saß am Klavier. Als sie ertappt war, sprang sie auf und lief davon; sie richtete es aber so ein,

daß sie in Ludwig's Arme lief, der sie wegen dieser Ueberschung mit Küffen überhäufte.

Und so hatte doch sie den letzten Kuß bekommen.

* * *

Marie wurde nach Ludwig's Entfernung ganz schwermüthig. Erst jetzt fühlte sie, wie er so ganz ihr Alles gewesen, wie wenig irgend Jemand auf der Welt ihn ihr ersetze.

Man hatte sie lieb, man hätschelte sie, man war ihr zu Gefallen; dennoch vermochte sie über diese lächelnden Gesichter nicht jenes kalte Marmorantlitz zu vergessen, von dessen stummem Zauber sie berückt war, und das sie um so mächtiger anzog, je mehr es sie von sich ferne zu halten bemüht war. Hier lösten mit jeder Stunde ein neues Vergnügen, eine neue Beschäftigung einander ab; und sie gedachte dabei der Zeit, als sie durch lange Tage, sich selbst überlassen, zwischen Kinderspielzeug, das sie satt bekommen, auf das dreimalige Pochen an ihrer Thür harrte, um sagen zu können: „Herein!“ und als sie dann am Mittagstisch ihm gegenüber sitzen konnte, stumm, allein!

Manchmal überkam sie, während sie in der besten Laune war, das Weinen und sie mußte das Zeichnen und das Klavierspielen unterbrechen. Die Bücher mußten schon gar ihr aus den Händen geräumt werden, denn sie weinte über jeden schwermüthigen Vers und über jede unglückliche Romanheldin.

Nach kurzer Zeit hatte sie aber einen Freudentag. Ludwig hatte aus dem Lager durch einen Courier einen Brief an Katharine gesendet. Er schrieb, daß ihm nicht das Geringste fehle, und daß er den Feind noch nicht gesehen habe. Heute werde er mit einer Abtheilung längs der Raab rekonoszieren gehen und so sehr nahe zu Fertöszegh sein. Auch Marien hatte er einige Zeilen in demselben Briefe geschrieben, der so gehalten war, daß auch Marie ihn lesen könne.

„Wir könnten ihn im Lager überraschen,“ sagte sie zu Katharinen, „wenn er so nahe bei uns sein wird.“

„Was denkst Du! Damen im Lager! Das würde man uns übel nehmen.“

„O, gewiß thun es auch Andere. Hast Du denn nicht in seinem Brief gelesen, steht Du, hier: Neulich brachte die Vicegespanin ihrem Manne einen ganzen Sack voll ‚Pogacsen‘, was, ich darf’s wohl sagen, uns Allen wohl bekam. Nun also, es gehen auch andere Frauen in’s Lager, ihre Männer besuchen.“

Katharina lächelte darüber, daß das Auge Mariens schärfer als das ihrige gewesen, um in dem Brief die Stelle herauszufinden, die als Vorwand dienen konnte.

„Ludwig hat mir aber entschieden verboten, mich mit Dir wo immerhin aus Fertöszegh zu begeben, wenn sich nicht etwa der Feind dieser Gegend nähert. Der steht aber noch bei Preßburg und der ganze Neusiedlersee trennt uns von ihm. Ludwig hat aufgetragen, daß wir, wenn wir uns auf die Flucht machen müssen, eine Weisung von ihm,

der im Hauptquartier der Insurrektion von jeder Bewegung des Feindes unterrichtet sein könne, abwarten mögen, damit wir nicht aus freien Stücken gerade in die Gefahr hineinlaufen.“

Hiermit mußte sich dann Marie zufrieden geben.

Dafür aber bereiteten sie Ludwig die Ueberraschung, daß sie Beide die beiden Seiten eines Briefes vollschrieben und diesem ein Porträt (ob er wohl erkennen wird, wer es sei?) und dann eine primitive Pastellzeichnung beilegten, die ein Pensée vorstellen soll. (Ob er wohl errathen wird, wer dies gezeichnet hat?)

(Ob er wohl beides auf seinem Herzen tragen wird?)

(Ob wohl eine gottlose Kugel den Muth haben wird, alle drei: Porträt, Zeichnung und Herz zu durchbohren?)

Drittes Kapitel.

An dem Bibouak an der Kabcza nahmen außer dem Vanderingum von Fertöszegh je eine Kompagnie der Wieselburger und Pester Insurgenten-Infanterie Theil.

Der Lagerplatz war sehr gut; aus den Rohrbündeln, die dort angehäuft waren, ließen sich rasch Zelte improvisiren und von einer Pappel, die auf der Spitze eines Hügels stand, ließ sich die ganze Ebene einsehen.

Die Parole war für die Nacht ausgegeben; Ludwig hatte die Vorposten der Reihe nach abgegangen und war

hierauf in das gemeinsame Offizierszelt zurückgekehrt. Dieses war aus Rohrgarben und Stangen, die zwischen zwei Bäume eingezwängt waren, stattlich aufgeführt und mit Heubündeln und Schafhirtenpelzen eingerichtet.

Ludwig fand hier zwei alte Bekannte vor. Der eine war sein Vicegespan, der andere sein Fiscal. Beide trugen den lichtblauen Dolmann.

Der junge Gelehrte, der — in seinen Schriften — die nationale Unzufriedenheit repräsentirte, hatte gleichwohl, als der Ruf zu den Waffen durch das Land ging, so gut wie jeder Andere den Säbel umgürtet, und war nun mit seinem künftigen Prinzipal in einem Punkt vollständig derselben Meinung, daß er nämlich, wenn ihm der Franzose so nahe kommt, daß er ihn mit seinem Säbel treffen könne, er ihm auch sicherlich Eins versetzen werde.

Bernatt Bacsi befand sich auch jetzt in seinem Elemente: er erzählte Anekdoten. Auf einem Stüd Moorgrund, dessen struppige Wurzelseite nach oben gekehrt war, wie in einem Lehnstuhl sitzend, die beiden Fäuste auf den Säbelgriff gelegt, erzählte er, was er in Raab an der Tafel des Palatins von den authentischsten Lippen gehört hatte.

Jede seiner Anekdoten war eine Heldenballade. Dieselben erzählten nur von den Tapferen der regulären Armee; die Insurgenten waren noch nicht in's Feuer gekommen; sie konnten sich aber als begeisternde Beispiele die ruhmvollen Erzählungen von den Thaten Jener merken, die ihnen vorangegangen waren.

Und der junge Gelehrte, der sich auf einen Schafhirten

pelz der Länge nach hingestreckt hatte, notirte mit Bleistift auf einem Bogen Papier Daten für das „Goldene Buch“.

„Auch das können Sie noch aufschreiben, domine Frater!“ (Jetzt wird er nicht mehr auctus titulirt.) „Bei dem Blutbad von Ebersberg war eine ungarische Truppe, das Regiment Benkovsky, diejenige, welche als allerletzte auf der Traunbrücke den Rückzug unserer Armee gegen die ganze Streitmacht Massena's zu vertheidigen hatte. Bajonnette und Gewehrkolben arbeiteten; der Ungarn wurden immer weniger. Anton Bogdan war der Fahnenträger. Schon umringte ihn der Feind; der Rückzug war ihm von allen Seiten abgeschnitten. Da nahm er die Fahne zwischen die Zähne, sprang von der hohen Brücke in die Traun und schwamm unter dem Kugelregen der Franzosen mit der geretteten Fahne an's andere Ufer.“

„Konnten ihm denn seine Verfolger nicht nachschwimmen?“ fragte eine junge Stimme, die sich im Hintergrund vernehmen ließ.

Herr Bernard maß den naseweisen Schwäger grimmig vom Kopf bis zum Fuß.

„Nicht wahr, mein Sohn, Du möchtest es wohl auch so machen wie der gewisse Jäger, der dem Hasen nachgelaufen war, während er ein Gewehr in den Händen hatte? — Und die Geschichte von dem tapferen Tambour, habt Ihr die schon gehört? Ja, ja, in der Schlacht von Rassin hatte sich der Tambour so sehr ausgezeichnet, daß ihn der Regiments-Kommandant für die silberne Medaille vor-

schlug. Die Ordens-Kommission geizte jedoch mit dem Silber und sie gab ihm lieber Gold, sechs Stück Dukaten. Dem Trommler, der nur mit zwei hölzernen Schlägeln kämpfte, gebühre kein Tapferkeits-Abzeichen. „Und doch sterbe ich nicht eher, als bis ich die Medaille bekommen habe,“ sagte der trommelschlagende Held vor den Generalen, als diese ihm das Geld in die Hand drückten, das sie ihm aufnöthigen mußten. Bei der Belagerung von Sandomir fand er dann Gelegenheit hierzu. Zweimal hatte der Feind sein gegen eine Schanze stürmendes Bataillon zurückgeschlagen; beim dritten Sturm riß sich der Tambour die Trommel vom Halse, warf sie in den Graben, ergriff ein Gewehr und rief seinen Kameraden zu: „Dort in der Schanze liegt meine Medaille; heute hole ich sie heraus!“ und dann stürmte er voran, auf den Graben, die Brustwehre los, mitten unter die feindlichen Kanoniere hinein; zwei Hiebe erhielt er über den Kopf und zwei theilte er nach rechts und nach links aus; die feindliche Kanone war aber zum Schweigen gebracht und in einem Augenblick war die ganze Schanze eingenommen; der tapfere Tambour aber war der Erste auf derselben gewesen.“

„Sind denn aber alle diese Geschichten auch wahr, spectabilis?“

„Wie sollten sie nicht wahr sein! Sind sie ja doch in das authentische Protokoll der Ordens-Kommission eingetragen. Und den Obersten Pulszky, der das Schloß von Zamosz vertheidigt hat, werden Sie doch nicht auslassen, Herr Bruder! Der ließ aus dem brennenden Pulver-

magazin die Pulverfässer heraustragen und war dabei so kalten Blutes, als wenn es Bierfässer wären; und als der Feind schon zum Thore hineindrängte, ließ er mit seinen sämtlichen Kanonen mitten in ihn hineinfliehn, vertheidigte die über seinem Kopf brennende Stadt von Gasse zu Gasse und ergab sich nicht."

"Ein wahrhaftiger Miklas Brinyi!"

"Und den Husaren-Korporal Jaslo möchten Sie nicht aufnotiren, Herr Bruder? Bei Edmühl erblickte er mit vier Anderen eine aus fünf Kanonen bestehende Kavallerie-Batterie, die der Feind den Unserigen bereits abgenommen hatte und nun nach rückwärts führte. Die fünf Husaren besprechen sich rasch untereinander, stürmen mit großem Geschrei aus dem Waldsaum heraus, sprengen die Kanonenbedeckung auseinander, hauen die einen nieder, jagen die anderen zum Teufel, erfassen die Bespannungspferde am Zaum und jagen, ehe der Feind zur Besinnung gelangt, mit den wiedergewonnenen Kanonen zu ihrem Regimente zurück."

"Derlei thut aber auch nur ein Husar!"

"Der 'Bakantsoš' (der ungarische Infanterist) trifft es gleichfalls. In der Schlacht von Collegnano hatte die französische Kavallerie die Unserigen so hart bedrängt, daß diese in einem Hohlweg fünf Kanonen und drei Haubizen, deren Bedeckung theils gefallen, theils zersprengt war, dem Feind zur Beute zurücklassen mußte. Da setzen drei tapfere Gemeine vom Regiment Alvinczi, namentlich: Stephan Katona, Johann Blaslo und Johann Doroghazi, auf das

Zureden des Korporals Balthasar Horbal mit diesem ihr Leben daran, die Kanonen zu retten, sammeln einen Haufen Gewehre, welche die Fliehenden weggeworfen haben, vertheilen sich zu je zweien zu beiden Seiten des Hohlwegs, und eröffnen auf die anrückende feindliche Kavallerie ein so mörderisches Feuer, daß diese Halt macht, erschreckt umkehrt und so sämtliche acht Geschütze unter der Bedeckung der vier Infanteristen davontommen läßt. Und der Korporal Gransai, der mit neun Anderen bei Montebello einen Maierhof genommen hat, den eine ganze Kompagnie vertheidigt hatte! Wohl waren alle von ihnen, die nicht gefallen waren, verwundet worden; aber die Tapferkeitsmedaille bedeckte ihre Blessuren.“

„Zudem waren alle diese nur Söhne höriger Leute gewesen,“ bemerkte Graf Babel, „die gegen eine Löhnung von zehn Kreuzern dem Kaiser dienen. Was werden erst Jene vollbringen, die für ihre angestammte Freiheit zu den Waffen griffen, die ungarischen Edelleute!“

Da unterbrach den Reigen der Heldensagen der Anruf, der in weiter Ferne bei den Vorposten erklang und immer näher ertönte. „Halt! Wer da?“

Babel eilte aus dem Zelte, warf sich auf sein gesattelttes Pferd und sprengte dorthin, woher der Anruf gekommen war.

Die Patrouille hatte einen Bewaffneten angehalten, der die Losung nicht kannte und heimlich die Vorpostenlinie überschreiten wollte. Man brachte ihn triumphirend vor Babel; sie hätten einen Spion gefangen.

Babel erkannte ihn und sagte: „Laßt ihn los, das ist mein Mann!“

Es war Satan Laczi.

Er selbst hatte sich Jenen, die ihn gefangen, nicht genannt.

„Komm' mit mir,“ sagte Babel zu dem räthselhaften Gefellen und führte ihn in sein eigenes Zelt. „Streck' Dich nieder, wenn Du müde bist.“

„Pappenstiel!“ murmelte der Abenteurer. „Heute komme ich nur von Kapuvar, querselbein.“

„Zu Fuß?“

„Theils zu Fuß, theils schwimmend.“

„Was für Nachrichten bringst Du?“

„Im Röhricht von Vitnyed haben wir einen französischen Courier aufgefangen, als er eben mit seinem Pferde die Raab bei Kapuvar durchschwimmen wollte.“

„Wo habt Ihr ihn hingethan?“

„Ja, einer meiner Kameraden hat ihn zufälligerweise nur zu fest am Kragen gefaßt, weil er sich gewehrt hatte und dann war seine Seele mit gar dünnem Zwirn an seine Haut genäht.“

„Das habt Ihr schlecht gemacht. Ein anderes Mal muß der Gefangene lebend gebracht werden; denn man kann von ihm wichtige Mittheilungen erfahren. Ich habe schon gesagt, daß Ihr für den Lebendiggefangenen eine Prämie erhalten werdet.“

„So sind wir also diesmal zu Schaden gekommen, deshalb haben wir uns aber doch nicht ganz umsonst ge-

plagt. Wir haben ihm seine Tasche abgenommen und in dieser einen versiegelten Brief gefunden. Den habe ich hier. Sicherlich wollte der eine feindliche General einen anderen mit diesem Brief von seinen Absichten verständigen."

"Gieb ihn her."

Bavel übernahm den aufgefangenen Brief.

"Bleib hier, bis ich zurückkehre. Dort in der Ecke findest Du zu essen und zu trinken; wenn Du Feuer schlägst, wirst Du's sehen. Dann schau dazu, daß Du Dich ausschläfst; denn es kann geschehen, daß Du plötzlich zu Pferde weiter mußt."

"Dann ist aber das allein schon des Ausruhens genug."

Bavel verließ das Zelt, um bei dem nächsten Wachfeuer sich von dem Inhalt des Briefes Kenntniß zu verschaffen.

Wie Leon Barthelmy gesagt hatte: im Krieg sind alle Gesetze der Ehre auf den Kopf gestellt; man geht darauf aus, einen Brief, der an einen Anderen geschrieben ist, zu erbrechen und ihn zu lesen.

Dieser Brief war an General Guillaume adressirt; *ibi ubi*.

Daß Guillaume einer der Brigade-Kommandanten des Vice-Königs von Italien sei, mußte Bavel.

Der erbrochene Brief war umfangreich; vier enggeschriebene Seiten.

Vor Allem schaute Bavel nach der Unterschrift.

"Marquis de Fervolans."

Es war ihm, als hätte er diesen Namen bereits irgend einmal gehört.

Der Inhalt des Briefes gab ihm sodann Aufschluß darüber, wer dieser sei.

„Herr General!

Die Intrigue ist vollständig gelungen. Themire ist unseren Flüchtlingen auf die Spur gerathen. — Diese hatten sich an einen abgelegenen Ort am Neusiedlersee in Ungarn zurückgezogen, wo sie gerade durch ihre übertriebene Abschließung das allgemeine Interesse auf sich lenkten. Die erste Aufgabe Themirens war, sich in ihrer Nähe einzunisten. Dies hat sie meisterhaft ausgedacht. Jener Ort gehörte einem wiener Baron, der das Indigenat besaß; dieser hatte sich durch seine kostspieligen Passionen total zu Grunde gerichtet. Themire hatte dem Roué den Antrag gemacht, daß sie die Besitzung, auf deren Erträgniß er nur rechnete, um hunderttausend Gulden unter der Bedingung kaufe, daß er seinen Namen auf sie übertrage. — Eine solche Namensübertragung geht in Oesterreich leicht. So wurde aus ihr die Baronin Katharina Landsknechtsschild. Sie mußte sich in eine vollständig deutsche Frau umzuwandeln. Um den Verdacht des gefährlichen Protektors einzuschläfern, ging sie anfänglich selbst der entferntesten Begegnung mit ihm aus dem Wege, und spielte die Dame, die sich von der Welt zurückgezogen hat. Nur auf dem Gebiete ihrer Wohlthätigkeitsakte begegneten sich ihre Intentionen, aber aus dort nur, um einander zu kreuzen.

Themire mußte, daß der Protektor mittels eines starken Fernglases sich von dem Kenntniß zu verschaffen pflegte, was um ihn her vorging. Hierauf baute sie ihren listigen Plan.

Ich hatte der Intrigue ein rascheres Ende machen wollen und war selbst nach Wien gegangen. Dort hatte ich mich für einen emigrierten Kavalier ausgegeben, und war, wie Sie wissen, unter dem Namen eines Grafen Leon Barthelmy in die Armee getreten, um meinen Auserkornen näher zu sein.

Mein Plan, der aus derberem Gemebe war, ist jedoch zunichte geworden. Er war darin bestanden, einen berühmten Räuber der Gegend dazu zu dingen, daß er entweder das Mädchen oder die auf sie Bezug nehmenden Dokumente oder, wenn möglich, alle beide aus dem namenlosen Schloß raube. Dieser mein Plan ist daran gescheitert, daß der Räuber zu feig war, die Ausführung desselben zu übernehmen.

Ich war bemüht, die feinere, aber langwierigere Intrigue Themirens zu acceptiren.

Eines Nachts, als man zum Vorhinein wissen konnte, daß der Einsiedler des namenlosen Schlosses in seinem Observatorium sein werde, weil der Kalender gerade eine Mondfinsterniß prophezeit hatte, war sie mit aller Zuversicht an ihr Spiel gegangen.

Ist es doch sicher, daß für einen Mann, insbesondere für einen Eremiten, die Gestalt einer schönen Frau interessanter als alle Planeten des Himmels ist.

Der Protektor ging in die Falle. Als der Mond sich verfinsterte, erkletterten maskirte Räuber die Altane des Nachbarkastells. (Jocrisse war ihr Anführer!) Der Ritter, der dies sah, konnte, wenn auch nur noch ein Tropfen vom Blute Duguescelin's in seinen Adern floß, nichts Anderes thun, als zur Rettung der in Gefahr schwebenden Dame hinüberzustürzen. — Jocrisse hatte seine Rolle gut gespielt; bei dem Herannahen des Befreiers entsprangen die Räuber durch alle Fenster, und der edle Ritter fand niemand Anderen, vor sich, als eine gebundene, wunder-schöne Dame in bezauberndem Negligée, auf sein erlösendes Erscheinen wartend. Von diesem Augenblick an war er gefangen . . .“

. . . Ach! Wie kochte jeder Tropfen Blut in Babel's Adern! Wie flammte sein Gesicht vor Scham!

Er las weiter:

„Themire war vollständig dessen sicher, daß der räthselhafte Ritter sich in sie verliebt habe; aber ich war nicht ganz sicher, ob nicht etwa Themire sich in den Ritter verliebt habe, denn Frauenherzen sind empfänglich!

Ich bewirkte, daß ich mit meinem Regiment in ihre Ortschaft einquartiert wurde.

Da versuchte ich denn auf alle mögliche Weise, den Champion irgendwie aus seiner Höhle zu locken. Das ist aber ein gar schlauer und pffiffiger Fuchs. Er ließ einen nicht an sich herankommen. Endlich entschloß ich mich zu einem Schritte, bei dem der gordische Knoten mit dem Schwerte entzwei gehauen werden mußte. Ich nahm

mir vor, ihm einmal auf seiner gewöhnlichen Promenade, wenn er jene verschleierte Dame am Arm führte, in den Weg zu treten, mich für einen beleidigten Gatten, der seine entführte Frau sucht, auszugeben und zu verlangen, daß die Dame ihr Gesicht entschleierte. Das werde er nicht zulassen. Hieraus werde ein Duell entstehen. Er hat seit Jahren keine Waffe in die Hand genommen; ich aber bin in jeder Virtuose. Ein Eremit gegen einen Spadassin! Ich werde ihn tödten. Und dann werde das räthselhafte Mädchen, verfolgt, ohne Beschützer, ohne Bekannte in der Welt dastehen, unsere sichere Beute . . . "

. . . Eiskalte Schauer überliefen Babel.

„Das war mein fester Vorsatz. Da ist aber etwas dazwischen gekommen, worauf ich nicht gerechnet hatte. Als ich in den räthselhaften Ritter im Walde drang, er möge mich seine Dame, von der ich glaube, daß sie meine Gattin sei, kennen lernen lassen, (ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß das ganze Gerücht von der Ange Barthelmy meine Erfindung ist; ich habe es in einem Provinzialblatt, aus dem es in alle europäischen Blätter übergegangen ist, mit dem Vorhaben veröffentlicht, daß ich selbst als der negative Held dieses idealen Frauenraubes unter diesem Rechtstitel meinen Flüchtlingen auf der weiten Welt nachspüren werde,) als ich, wie gesagt, in ihn drang, wobei sich mein Mann gar kräftig auf die Beine stellte, und als wir schon zu den äußersten Thätlichkeiten schreiten wollten, da schlug die Dame, die mit ihm

war, plötzlich den Schleier zurück, und — ich sah Themire vor mir!

Hier blieb mir denn der Verstand stehen. Ich beginne diese Frau nicht zu begreifen. Ist ihr etwa widerfahren, was schon so vielen Frauen geschehen ist, daß sie nämlich für einen Mann, in den sie sich wirklich verliebt hat, Alles hingeben, Alles vergessen, das glänzende Vermögen, das wir ihr versprochen, im Stich gelassen, glänzender als dieses Ludwig Babel's Augen befunden und wegen dieser schönen Augen nicht ihn an uns, sondern uns an ihn verrathen hat? Oder hat etwa diese Frau wieder eine feinere Intrigue als die meinige gesponnen, und sucht sie mit den Spinnweben romantischer Neigungen ihr Opfer zu umgarnen, das in dem Augenblick, als sie sich zu erkennen gab, sagte: „Dies ist meine Braut!“ — Dies ist mir noch ein ungelöstes Räthsel. — Ich habe ein Mittel, mit dem ich meine Zaubermacht über diese Frau aufrecht erhalten kann: ihre Tochter aus erster Ehe befindet sich in meinen Händen.

(So ist also „Katharina“ Wittwe und — hat eine Tochter!)

„In Folge dieser Macht lasse ich sie ihre Kette nicht abstreifen. Es kann sich aber doch ereignen, daß eine Frau, wenn sie verliebt ist, ihr eigenes Kind über Bord wirft.“

Sobald der Krieg zwischen den beiden Staaten ausgebrochen war, warf der geheime Protektor die Maske ab, trat aus dem geheimnißvollen Dunkel heraus, errichtete

selbst ein berittenes Banderium und führt dieses nun gegen uns.

Er war bemüht, den ihm vertrauten Schätzen für die Zwischenzeit einen anderen Hüter zu geben.

Aus den Briefen Jocriffe's erfuhr ich, daß diese jetzt in die Hände Themirens gelangt sind. Das, zu dessen Erwerbung diese Frau entsendet wurde, befindet sich somit bereits in ihren Krallen . . .

Es ist aber nun die Frage, was sie damit beginnen wird?

Jocriffe theilt mir mit, daß Themire von der Liebenswürdigkeit des Mädchens, das ihr anvertraut wurde, ganz bezaubert ist. Wenn dies wahr ist, dann steht es sehr schlimm. Wenn dies nicht eine berechnetes Possenspiel Themirens, sondern wirkliches Gefühl ist; wenn dieses Mädchen, dessen wunderbare Güte selbst Jocriffe zu rühmen gezwungen ist, das Bild der pikanten kleinen Amélie, von der sich ihre Mutter während sechs Jahren ohnedies schon entwöhnt hat, aus dem Herzen Themirens verläßt und die Stelle jener eingenommen hat, dann wird es schwieriger sein, Themiren von dem Mädchen als von ihrem Geliebten zurückzuerobern."

Oh, wie wohl that Babel dieser einzige Sonnenstrahl in jener entseßlichen Aufthürmung finsterner Wolken, die ihn betäubte.

"Ich kann nicht mehr volles Vertrauen in diese Frage setzen. Heute habe ich sie durch einen Courier verständigt, daß ich mit einer starken bewaffneten Schaar über die

Grenze gehen und mich an einen bestimmten Ort in den Hinterhalt legen werde. Sie möge kommen und die in ihre Hände gerathenen Schätze mit sich bringen. Einen Vorwand, das Kastell zu verlassen, hat sie; unsere Truppen nähern sich auch von der Seite Steiermarks und haben die ungarische Grenze bereits überschritten. Es wird sich so machen, als wäre sie mir zufällig in die Hände gefallen."

Ludwig Bavel begann in übermächtigem Entsetzen das Herz stille zu stehen. Der Brief zitterte in seiner Hand, als er weiter las:

"Ich verlasse mich aber nicht gänzlich auf wankelmüthige Launen einer Frau. Bei dieser kann ein Liebesbrief, eine vergossene Thräne die Waagschale sinken machen. Kommt Themire bis morgen Abends nicht mitsammt dem Mädchen und den Dokumenten dorthin, wo ich sie erwarte, dann mache ich mich des Nachts mit meiner Truppe auf, ihr Dorf aufzusuchen. Meine Truppe ist der 'Region der Dämonen' entnommen. — Für diese giebt es keine Unmöglichkeit. Bringt Themire sie freiwillig, so werde ich ihr dafür danken; bringt sie sie nicht, so nehme ich sie ihr mit Gewalt ab."

Ludwig Bavel bemerkte nicht einmal mehr, daß das Feuer, an welchem er den Brief las, zu verlöschen begann. Er glaubte, daß die Buchstaben in glühendem, blutrothem Nebel schwimmen.

"Und nun komme ich zu der Instruktion, die ich Ihnen zu geben habe. Sie werden sich mit Ihrer Truppen-

abtheilung gegen das südliche Ufer des Neusiedlersee's ziehen und unserem Flüchtling den Ausweg gegen Tirol abschneiden. Außerdem harrt noch eine andere Aufgabe Ihrer, wie Sie sogleich begreifen werden. Das räthselhafte Mädchen muß, wenn es in unsere Hände geräth, mit der ausgesuchtesten Delikatesse behandelt werden. Ein merkwürdiger Beruf harrt ihrer. Sie wissen wohl, daß sich der Kaiser von Josefinen trennen läßt. Die Creolin wird in den Scat gethan. Ein neuer Palast wird für die neue Braut hergerichtet. Wer diese sein wird? Noch weiß es Niemand. Ein Wesen, welches eine Herrscherkrone mit sich bringt. Eine Ehe, welche die kaiserliche Krone mit der Krone Hugo Capet's verbinden würde, würde den Thron Napoleon's vollständig befestigen. Die legitime Dynastie würde sich mit dem vom Volk erwählten Herrscherhaus vereinigen. Und das Mädchen ist, wie ich weiß, so schön, so anspruchslos, so resignirt und so bar alles Wissens, wie nur das Ideal einer Herrscherin sein kann."

Ludwig Babel sprang wüthend auf und stampfte in blindem Zorn mitten unter die verglühenden Kohlen. Dieser Gedanke hatte die ganze Gasmenge, welche der verrätherische Plan in dem schwarzen Kohlenschacht seiner Leidenschaften allmählig angesammelt hatte, in Flammen gesetzt, daß sie platzend mit einem Male explodirte.

Hätte man gesagt, man wolle Marien rauben, um sie für ewige Zeiten hinter den Mauern irgend eines Klosters vor der Welt abzusperren! — Hätte man gesagt, daß ihre

Feinde sie suchen, um sie geradewegs auf die Richtstätte zu führen! — Auf den Gedanken aber zu verfallen: seinen Abgott, sein Altarbild in das Brautbett jenes Mannes, in dem sich sein ganzer Haß konzentrierte, wegen dessen er die Kirche mied und aufgehört hatte, gottesfürchtig zu sein, zu schleppen, damit dessen Adlerfänge ihre Lilien umkrallen und nach ihnen eine Generation erstehe, die für immer den Thron Frankreichs innehabe! — Dieser Gedanke war ärger als alle Qualen der Hölle!

Und doch mußte er seine Ruhe wieder gewinnen. Den Brief hatte er noch nicht zu Ende gelesen. Das Feuer war im Erlöschen begriffen; es mußte von Neuem angefacht werden, damit es wieder auflodere. Erst dann konnte er sich zu demselben setzen, um zu erfahren, was jener noch enthalte.

Der Brief schloß folgendermaßen:

„Diesen Umstand vor Augen haltend, erteile ich Ihnen, General, die Instruktion, daß Sie, nachdem Frau und Tochter Sie begleiten, Madame und Mademoiselle ersuchen mögen, daß sie — natürlich unter starker Bedeckung — in irgend eine Grenzstadt (etwa Friedberg) uns entgegenkommen, und die aufgefundenen Schätze von uns übernehmen. Sie werden begreifen, daß man eine Dame von dieser Stellung nur in Begleitung hervorragend distinguirter Damen nach Paris reisen lassen kann. Die Rolle der Gräfin Dealba ist zu Ende; sie kann in keinerlei Eigenschaft die Begleiterin unserer präsumtiven Gebieterin sein. Sie erhält ihre fünf Millionen Francs und hiermit ist sie abgefertigt. Die Generalin und Ihr

Fräulein Tochter mögen sich daher zur Begleitung bereit machen. Hierum ersuche ich Sie nochmals.

Der ich übrigens verbleibe u. s. w.

Marquis de Fervlans."

Ludwig Babel besann sich auch nicht einen Augenblick, was er zu thun habe.

Den Posten, dessen Bewachung ihm der Oberkommandant anvertraut hatte, konnte er unmöglich verlassen. Von dem Soldaten, der vor dem Feinde steht, ist dies Verrath.

Er eilte in sein Rohrzelt zurück.

Satan Laczi schlief bereits; auf den nackten Boden hingestreckt, schnarchte er gewaltig. Ludwig rüttelte ihn aus dem Schläfe.

"Schläfst Du noch immer?"

Der Arme hatte sich eben erst niedergelegt.

Für Babel aber hatte es eine Ewigkeit gedauert, bis er jenen Brief zu Ende gelesen hatte. Es war ihm, als wäre indessen so viel Zeit verstrichen, daß irgendwer Zeit gehabt hätte, zu sterben, zu Staub zu werden; daß er Zeit gehabt hätte, mit seiner herumvagabundirenden Seele durch Hund, Schlange, Löwe zu wandern und dann wieder aufzustehen.

"Steh doch auf und mach' Dich fertig!"

Satan Laczi schnellte in die Höhe.

"Setz Dich schleunigst auf mein bestes Handpferd und jage über Stock und Stein auf dem kürzesten Weg nach Fertőszegh."

"Was habe ich dort zu thun?"

„Erinnerst Du Dich noch, daß Dich einmal ein großer Herr aufgefordert hat, Du mögest mir heimlich einen Schatz rauben, den ich im namenlosen Schloß hüte?“

„Ich hab's ihm aber nicht gethan.“

„Nun befehle ich, daß Du es thust. Hol' ihn mir aus dem Kasten.“

„Welchen? Das Mädchen oder das Kästchen?“

„Wenn möglich, beide; auf jeden Fall aber das Mädchen.“

„Das wird schwer gehen. Jener andere große Herr sagte: gebrauche Gewalt; wenn sie schreien will, so verstopfe ihr den Mund; hülle sie in einen dicken Teppich, daß sie sich nicht rühren könne. Ich habe mich nicht dazu hergegeben.“

„Du wirst dieß nicht zu thun brauchen. Trachte nur, daß Du sie allein triffst. Dann sage ihr, ehe sie noch vor Dir davonlaufen kann, nur den Namen: „Sophie Botta!“ Auf diesen Namen wird sie zu Dir gehen, wie ein zahmes Lamm und wird Dich fragen, was Du wünschest? Dann wirst Du ihr diesen Stahlring zeigen — da, stecke ihn an Deinen linken Daumen — und wirst ihr sagen: „Derjenige, der diesen Ring trägt, wünscht, daß Sie diesen Ort sogleich verlassen und mir dahin folgen, wohin ich Sie führe.“

„Und wohin soll ich sie führen?“

„Du wirst einen Wagen mit guten vier Pferden am Ausgang des Parks auf der Seite des Friedhofes bereit halten und wirst mit ihr, was nur Pferd und Wagen aus-

halten, nach Raab jagen; bis dahin hältst Du nicht einmal zum Verschmaufen an; in Raab wirfst Du Dich nach dem Doktor Tromsßky erkundigen, der jetzt unser Feldarzt im Hauptquartier ist. Er wird bereits verständigt sein und die Dame von Dir übernehmen. Dann kehrst Du eilig zu mir zurück, suchst mich, ob im Himmel, ob auf der Erde, ob in der Hölle, auf, und erzählst mir, was Du ausgerichtet hast. Wenn Du an unseren Linien angehalten wirst, so weise den von mir ausgestellten Passirschein vor. Nimm diesen Beutel mit Geld; schone keine Auslagen. Von dem, was Dir aufgetragen ist, sprich keiner lebenden Seele, weder im Kommen noch im Gehen."

"Es wird Alles so geschehen!" sagte Satan Laczi, indem er die Hütte verließ; und als Babel ihm folgte, um ihm zu zeigen, in welcher Richtung er am schnellsten aus dem Lager gelangen könne, war von ihm nichts mehr zu hören und zu sehen. Nur eine Lücke in der Reihe der Handpferde zeigte, daß Satan Laczi hier gewesen sei.

So war denn der Räuber damit betraut, den aus den Händen gegebenen Schatz zurückzustehlen.

Und konnte man etwa auf das Wort des Pferdediebes fester bauen, als auf den thränengeheiligten Eid der Herzensräuberin?

Babel kehrte nicht zu der Anekdoten erzählenden Gesellschaft zurück. Er blieb draußen in der Nacht und stierte unbeweglich stehend mit auf dem Rücken verschlungenen Armen in die Finsterniß, sich fragend, was wohl jenes Aufblitzen dort unten am Horizont sein möge, das den Himmel

von Zeit zu Zeit für kurze Augenblicke erhellt? Ist's ein Gewitter oder Kanonenfeuer? Ob das eine ob das andere — so mag's ein argeß Unwetter sein; — sein Donner dringt nicht hiß hierher.

* * *

Ludwig Bavel verständigte noch in dieser Nacht das Oberkommando in Raab, daß bei Neustiedel eine feindliche Abtheilung über die Grenze gedrungen sei und erbat sich die Ermächtigung, mit seinen „Volons“ ausgehen zu dürfen, um jene aufzuheben.

Neunter Theil!

Katharina oder Themire?

Erstes Kapitel.

Es war ein herrlicher Mai-Abend. Marie übte sich emsigst am Klavier, damit sie, bis Ludwig aus dem Krieg zurückkehrt (und Jene, für die so inbrünstig gebetet wird, müssen doch zweifellos zurückkehren) ihn mit irgend einem besonders schönen Stücke überraschen könne.

Katharina war unterdessen in den Park gegangen, um allein eine Promenade zu machen. Sie hatte den ganzen Tag über Kopfschmerz geklagt.

Sie mochte guten Grund dazu haben, daß sie der Kopfschmerze. Sie hielt de Ferrolans' Brief in der Hand, in welchem dieser ihr zu wissen gab, wo er sie und Marien mit seiner im Hinterhalt liegenden Schaar erwarte. Hundertmal, wenn nicht öfter, hatte sie diesen Brief bereits gelesen.

Die Aufgabe ist bereits gelöst, und zwar glänzend!

Der verborgen gehaltene fürstliche Sprößling und dessen sämtliche Dokumente befinden sich in ihren Händen.

Doch die bebende Hand hat nicht den Muth, hat nicht die Kraft, den bereit liegenden Lohn einzustreichen!

Der Dämon, der im Frauenherzen wohnt, wird häufig dadurch zu Schanden, daß der bessere Genius, der die Wohnung mit ihm theilt, ihn niederhält und nicht freiläßt.

Die Frau kann nie dafür gutstehen, daß sie zu einem Teufel wird; sie kann leicht auf ihren Engel treffen, der sie aufwärts fliegen macht.

Der Lohn, der ihr für den mit gar großer Hinterlist errungenen Sieg versprochen ist, bildet einen ganzen Schatz. Reichthum harret ihrer, der ihr Ersatz in jeglichem Taumel des Genusses für die drei einsam und freudlos verlebten Jahre verheißt, in welchen sie keine andere Komödie hatte, als die Uebung der Wohlthätigkeit in *anima vili*: an den Bauern!

Wenn es aber etwa mehr als Komödie gewesen?

Wenn etwa ihr Herz in der That einen neuen ungetauften Genuß darin gefunden hat, daß es die wahren Thränen des Dankes kennen lernte; und wenn es etwa ein größeres Glück in der Beseitigung der Noth armer Bauern als in den sämtlichen schillernden Freuden der großen Welt entdeckt hat?

Aber fünf Millionen Francs auf einem Haufen!

Ist denn das ein Wort, an dem man nur so vorübergehen kann, ohne sich auch nur umzuschauen, was daraus geworden?

Und wenn sie noch allein wäre! Aber Amélie? Ihre Tochter ist jetzt vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. Jetzt tritt sie in das Mädchenalter. Soll sie sie nun dort in der anwidernenden Verbindung der „Brigade Cytherens“ lassen, der Schande, dem sittlichen Verkommen preisgegeben? Oder soll sie sie hieher zu sich kommen lassen und dann dem Manne, von dem sie geachtet sein will, gestehen, wer sie einst gewesen ist? Statt, daß sie nach Hause zu ihrer Tochter eilen, diese an ihr Herz schließen, sie in den Palast ihrer Vorfahren, den nicht länger Schulden belasten, einführen, und sie der Welt in einem Glanze, der ihrem Range entspricht, vorstellen würde!

Und zu dem ist nichts weiter nothwendig, als daß sie ihren Wagen anspannen läßt, sich mit Marien in denselben setzt und nun schön langsam auf der Landstraße dahin fährt; unterwegs läßt sich etwa auch ein kleines Schläfchen machen, bis plötzlich Reiter, die aus einem Hinterhalt hervorbrechen, den Wagen umringen und die aus dem Schlafe aufwachenden Damen ein höflichst lächelndes Gesicht durch das Wagenfenster mit den Worten beruhigt: „Fürchten Sie nichts, meine Damen! Sie sind in die Gewalt Ihrer Verehrer gelangt: Wir sind Franzosen!“

Wem sollte das schaden?

Wenn es aber so schwer fällt, der Achtung zu entsagen, die einmal errungen worden!

Wie sehr betet sie jener Mann an! Und wie sehr verdient er, daß hinwieder auch ihm Anbetung zu Theil werde! Hätte dieser Mann gewollt, so hätte er sich die Liebe einer

Königstochter erworben. Er aber hatte für seinen Schützling zu bewahren gewußt, was er ihm schuldete: seine huldigende Ehrfurcht. Lieber wollte er sie zu seiner Königin als zu seiner Gemahlin machen! Ein solcher diamantner Charakter findet sich selten.

Und nun soll sie diesen Diamant, nachdem sie ihn gefunden, seinen Werth erkannt hat, in den Roth werfen?

Läßt sich denn um alle Millionen der Welt ein solcher Schatz einhandeln?

Schatz? Und wenn es selbst kein Schatz wäre?

Wenn Ludwig Babel nur ein gewöhnlicher Alltagsmensch voll Fehler und Gebrechen wäre, ist denn der Mann, den eine Frau wirklich liebt, nicht ihr Gott? Kann sie diesen verlassen, betrügen, zu Grunde richten, wenn sie ihn liebt? Und wenn er ein Feind, ein Verräther, ja selbst ein Verbrecher ist? Kann ihn jene verrathen, die ihn liebt?

Katharina blühte schwer für ihr Vergehen. Sie hatte mit dem Herzen eines Andern spielen wollen und hatte ihr eigenes verloren. Wo immerhin sie auch dachte, konnte sie der Idee nicht ausweichen, daß sie für Ludwig nicht mehr sein solle, was sie bereits gewesen.

Dagegen aber empörte sich jede Regung ihrer Weiblichkeit, daß sie eine Freundin, die sich mit dem aufrichtigen Lächeln der Unschuld in ihren Schutz begeben, ein Kind verrathen solle, daß sie Mutter nannte, daß sie aufforderte, jenes Männerherz zum Geschenk zu nehmen, daß es selbst nicht glücklich machen darf; daß eben darin ein Königskind ist, daß es besser lieben und entsagen als Andere kann.

Kann sie denn jene an ihrer Seele hängende Seele verrathen, die sich des Nachts an ihr Bett schleicht, sich an sie anschmiegt und bittet, sie möge ihr etwas erzählen, um sie einzuschläfern; welche die Hand in die ihrige gelegt, ihr das gemeinsame Gebet nachspricht? Kann denn ein Weib ein anderes Weib so kalten Blutes vernichten?

Wenn ihr Opfer ein stolzer herrschsüchtiger Charakter wäre; wenn sie ihre Anhänger zur Rache aneifern und nach Ruhm dürsten würde, dann gäbe es vielleicht eine Entschuldigung für Jene, die sie den Händen ihrer Feinde überliefert; dieses Mädchen aber bebt vor der Größe zurück, von der es seit seiner Kindheit an nichts als ihren Fluch empfunden, und es wünscht nichts Anderes, als daß man ihm gestatte, vergessen, verborgen zu bleiben.

Die Zeit drängte. Jocrisse war bereits dreimal mit der Frage wiedergekommen, ob seine Herrin nicht eine Antwort auf den empfangenen Brief senden werde.

Katharina kämpfte noch immer mit sich selber.

Und doch mußte sie sich zu irgend etwas entschließen.

Als Jocrisse sich zum dritten Male einstellte, sagte sie ihm:

„Was ich antworten will, ist so heikel, daß ich es keinem Fremden anvertrauen kann. Du selbst mußt Dich bereit machen, um meine Antwort dem Marquis zu überbringen.“

„Ich bin schon bereit.“

„Bringe Schreibrequisiten in den Pavillon. Ich will nicht in das Kastell hinaufgehen, um dort den Brief zu

schreiben. Es könnte sich Jemand erkundigen, was ich schreibe."

Jocrisse hatte hurtig die Schreibrequisiten gebracht.

Katharina schrieb ihre Antwort an de Ferlans, versiegelte dieselbe sorgfältig und übergab sie Jocrisse, der ungesäumt einen Wagen bestieg und eilig davonfuhr.

War es etwa eine instinktartige Eingebung, daß Katharina gerade durch Jocrisse den Brief sendete? Daß sie jenen einzigen Menschen aus dem Kastell entfernte, der in das Geheimniß ihrer Anwesenheit eingeweiht und ein direkt von de Ferlans bestellter Vertrauter dieses Letzteren war, während er scheinbar in ihrem Dienste stand?

In dem abgeordneten Brief standen nur die drei Worte:

"Io non posso."

("Ich kann nicht.")

Also sie kann nicht. — Das ist aber erst nur das Geständniß der Schwäche. — Dies bedeutet erst nur so viel, daß die Kraft des Weibes nicht bis zur gänzlichen Beendigung des fanatischen Verraths ausgedauert hat. Und daß sie bemüht ist, den Schlußstein in Manneshand zu legen.

Da ist aber noch die Möglichkeit offen gelassen, daß es ein Anderer beendige, den sein eigenes Herz nicht so sehr in Versuchung führt, wenn er allein ist.

Katharina hatte noch eine Stunde Zeit, um mit ihrem Dämon zu kämpfen; vier volle Viertelstunden, sechzig ganze Minuten waren ihr vom Schicksal gewährt, damit sie Großes beschließe, etwas, das ihres Herzens würdig ist, das ihre Seele errettet. Diese Stunde ist die Zeichenstunde der ver-

rathenen Königstochter, die von dieser auch nicht Eine Minute verloren gehen läßt. Wenn die Dame in der neunundfünfzigsten Minute dieser Stunde sich einschließt, wenn sie das goldene Futteral, in welchem sie die fünf Millionen Francs verheißende Verschreibung wie einen Talisman an ihrem Busen trägt, von ihrem Halse reißt, es in den tiefsten Brunnen wirft und dann die Hand des Mädchens ergreift und ihm sagt: „Fliehen wir davon! Deine Verfolger kommen!“ — dann beugt sie dem Schlage aus, welchen die unerbittliche Nemesis, die keine Schuld unbezahlt läßt, nach ihrem Haupte führt; dann entrinnt sie einem Leid, von dem sie nachher alle Schätze der Welt nicht befreien könnten! „Io non posso . . .“ Das ist nicht genug. So viel hat auch Judas gethan.

Ich kann jenen, den ich anbete, nicht in Eure Hände geben; ich werde ihn nur küssen, damit Ihr ihn daran erkennt! das Uebrige ist dann Eure Sache! Dann war es zu spät, die dreißig Silberlinge zurückzuwerfen!

Katharina schloß sich in den Pavillon des Parkes ein und beauftragte den Bedienten, Niemanden, weder einen Bekannten noch Fremden, zu ihr zu führen.

Gleichwohl wurde an die Thür geklopft.

„Ein fremder Herr ist hier,“ meldete der Bediente durch die Thür.

„Sag ihm, er möge ein andermal kommen,“ antwortete die Dame, ohne die Thür zu öffnen.

Nach einigen Augenblicken kam der Bediente wieder.

„Der fremde Herr bittet Euer Gnaden, das zu übernehmen, was er für sie aus — Paris gebracht hat.“

Hierauf öffnete Katharina die Thür gerade so weit, daß man den gebrachten Gegenstand durch die Spalte schieben konnte.

Es war ein Medaillon aus Elfenbein, vom Alter vergilbt; das Bild aber, das es enthielt, war noch lebendig; es war — „Amélie,“ das Bild der kleinen Amélie.

„Wissen Sie Madame, noch aus jener Zeit, als die kleine Amélie noch unschuldig war!“

„Laß ihn eintreten,“ stammelte die Dame mit von Schreck erstickter Stimme und ihre Hand bebte sammt dem Medaillon, als würde sie das Erscheinen eines aus dem Grabe erstandenen Geistes erwarten.

Und dieser erschien.

Es war zu spät, vor ihm zu fliehen. Ueber die Stunde, welche ein gnädiges Geschick ihr gewährt hatte, war — eine Minute verstrichen.

„Cambray!“ rief die Dame und sie steckte alle fünf Fingerspitzen ihrer Hand in den Mund, um ihren Aufschrei zum Geflüster zu dämpfen.

„Ja, Madame, ich bin Cambray, mit meinem andern Namen Marquis Richard d'Avoncourt; ich bin derjenige, dem Sie einst sagten: Ich werde, so lange ich lebe, Dankbarkeit für Sie fühlen!“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Was meine Entfernung aus dem Gefängniß von Ham betrifft, so kann ich hierüber nichts erzählen; denn ich bin

einfach entwichen und ich will nicht jenen Ungelegenheiten bereiten, die mir hierbei behilflich waren. Wie ich aber Sie aufgefunden habe? Das ist eine höchst einfache Sache gewesen. Ich bin nach Paris gegangen und habe Ihre Tochter aufgesucht."

"Sie haben meine Tochter gesehen!" fiel ihm die Dame in's Wort, die Alles Andere vergaß. "Haben Sie mit ihr gesprochen? O, reden Sie, reden Sie, was hat sie gesagt? Wie hat sie sich gemacht?"

"Das werden Sie sogleich erfahren, Madame. Ich habe der Komtesse in aller Aufrichtigkeit gesagt, daß ich ihre Mama auffuchen will und habe sie gefragt, ob sie ihr nicht einen Brief schicken will. Auch habe ich ihr gesagt, daß ich aus meinem Gefängniß entsprungen bin."

"Das konnten Sie meiner Tochter erzählen? Wo trafen Sie sie?"

"Ich werde Ihnen Alles deutlich auseinandersetzen, Madame. Ich sprach mit Amelie; ich sagte ihr, daß ich fliehe; ich sagte ihr, daß ich Sie suche; und, sehen Sie, man hat mich unterwegs nicht aufgefangen; ich habe Sie aufgefunden."

"Sie hat mir durch Sie einen Brief geschickt?"

"Das hat Sie gethan. Könnte ich aber nicht, ehe ich Ihnen denselben übergebe, etne Gluthschäufel voll Kohlen und ein Bißchen Kampher haben?"

"Wozu?"

"Ich werde Ihnen auch den Grund hievon sofort an-

geben. Wissen Sie nicht, Madame, was Napoleon aus der blutigen Schlacht von Eylau heimgebracht hat?"

"Ich weiß es nicht."

"Nun, so weiß ich es: die „Influenza.“ Sie haben nicht einmal den Namen derselben gehört, nicht wahr? Sie werden ihn schon noch hören. Es ist dies eine ansteckende Krankheit, die dort, wo sie zu Hause ist, wo sie bereits das Bürgerrecht erlangt hat, sich ziemlich glimpflich benimmt; wenn sie aber unter die Fremden eindringt, tritt sie unbarmherzig verheerend auf, wird sie zur tödtlich verlaufenden Seuche. Dem Russen war es nicht genug, die Thäler von Eylau mit den Leichen junger Franzosen auszufüllen; er biß auch noch die Heimkehrenden in die Kehle; so brachten sie die Krankheit mit sich nach Hause, und den Weg, auf dem sie heimkehrten, bezeichneten sie mit Friedhöfen, so daß man in Paris ein eigenes Spital für sie errichten mußte, in welchem die an der Influenza Erkrankten von der Außenwelt abgeschlossen sind. Ihre Tochter fand ich in diesem Influenza-Spital als Krankenwärterin."

"Jesus Maria! Heiliger Gott!" schrie die Mutter verzweifelt auf.

"Dort habe ich sie aufgesucht; dort hat sie diesen Brief an Sie geschrieben."

Die Dame griff gierig nach dem Brief.

"Dieser Brief kann ansteckend sein. Wollen Sie nicht daß er früher über Kampfherrauch gehalten werde?"

"Was kümmert mich das! Geben Sie mir ihn, ich bitte Sie!"

Sie erbrach hastig den Brief, den sie Cambray aus der Hand gerissen.

In dem Brief stand Folgendes geschrieben:

„Liebe kleine Mama, meine alte Freundin!

Was für ein Leben führst Du denn dort im Ausland? Langweilst Du Dich nicht gar stark; hast Du genug Unterhaltungen? Sieh, ich habe mein Leben schon gar satt bekommen. Alle Tage lügen, betrügen, Verrath treiben, davon leben! So lang ich noch ein kleines Kind war, freute ich mich darüber, daß man meine Geschicklichkeit lobte. Dann aber kam ein Tag, an dem mir vor mir zu ekeln begann. Ich kann den Grund nicht herausfinden; aber von da an konnte ich nicht mehr in den Spiegel sehen, ohne gegen mein eigenes Antlitz zu spucken und ohne Medusengesichter gegen die verhaßtesten Augen, gegen meine eigenen Augen zu schneiden. Es ist ein infames Handwerk, das wir treiben, kleine Mama! Ich habe es bereits aufgegeben und habe mir ein anderes gesucht. Mit diesem bin ich sehr zufrieden. Und wenn Du den gutgemeinten Rath einer alten Freundin annehmen willst, so sage ich Dir: Kehre auch Du um! Geh' nicht weiter auf diesem Weg. Du kannst sehr schön sticken und Klavier spielen; die großen Herren haben jetzt die Goldstickereien auf ihren Kleidern wieder eingeführt; Du kannst von Deiner Hände Arbeit leben und auch noch Klavierlektionen geben. Meinetwegen mache Dir weiter keine Sorgen, ich bin gut aufgehoben. Und wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, so würdest Du, denke ich, Dich darüber

freuen. Und so bitte ich Dich denn, werde ehrlich und dann erinnere Dich auch manchmal meiner.

Deine alte Freundin und kleine Tochter —
cidevant Amélie — nun aber Soeur Agnès."

Ach, dieser Peitschenhieb war wohl verdient! Er schmerzte mehr, als wenn eine schöne Sünderin an den Schandpfahl gebunden, ihr das Hemd von der Schulter gerissen und dann ihre schöne weiße Haut mit blutigen Streichen zerschlagen wird.

Katharina ließ nach dieser Züchtigung ihre Hände kraftlos in den Schooß sinken.

Sie kehrte erst auf jenen stechenden Schmerz wieder zu sich zurück, der sie mehr als alle anderen Qualen peinigte.

"Amélie im Influenzaspital! Meine Tochter!"

Und als wäre Cambray damit betraut gewesen, während der ganzen Zeit, als sie ihre Tochter verlassen hatte, deren treuer Behüter zu sein, stürzte sie außer sich auf ihn zu, erfaßte seine Arme und rief: "Meine Tochter! O, meine Tochter! Meine Amélie!"

Cambray erwiderte bitter:

"Jene Tochter, jene Amélie, die Sie mir anvertraut haben, habe ich treu behütet, habe ich an meinem Herzen getragen. Sehen Sie, ich habe sie Ihnen zurückgebracht."

Die Frau bedeckte nun das Porträt mit ihren Küssen und weinte dabei.

"So war sie, als sie noch unschuldig war!"

"Nun ist sie es aber wieder geworden, Madame!"

"Wie sieht sie aus? Wie hat sie sich verändert? Ist

sie schön geworden? Ist sie gewachsen? Oh, erzählen Sie. — Konnten Sie mir nicht ein Porträt von ihr bringen?"

"Ich habe eines gebracht."

"Sie haben eines gebracht? Das jetzige Abbild Amélie's? Sie hat nie zugegeben, daß man sie porträtire. Und Ihnen hat sie es gestattet?"

"Mir hat sie es gestattet."

"Haben Sie das Porträt bei sich? Oder haben Sie es irgendwo zurückgelassen? Wo sind Sie eingekehrt? Ich gehe mit Ihnen dahin. Warum reden Sie denn nicht?"

"Ich denke darüber nach, ob ich es Ihnen übergeben soll oder nicht?"

Die Frau hat nur mehr stumm mit gefalteten Händen.

"Ei," sagte Cambray. "Was brauche ich Erbarmen mit Ihnen zu haben, mit der Gott selbst kein Erbarmen hatte. Hier haben Sie Amélie's letztes Porträt!"

Es war ein kleines Miniatur-Gemälde in einem eben solchen Elfenbeingehäuse wie das andere.

Ein weißes Gesicht mit geschlossenen Augenlidern, einem Myrtenkranz auf der Stirn, den Kopf auf einem Sargpolster gebettet.

"Sie ist todt!" schrie die Frau mit vom Entsetzen erstarrter Stimme, und wie versteinert stierten ihre Augen auf das traurige Bild.

"Ja, Madame, sie stellt sich nicht todt. Diese weiße Farbe ist nicht auf ihr Gesicht gemalt, diese geschlossenen Augen spielen nicht Komödie, dieses Todtengewand, dieser Myrtenkranz sind keine Theaterkostüme. Das ist eine wirk-

liche und wahre Bewohnerin der andern Welt. . . . Ein solches Porträt sendet jene Tochter zum Andenken, deren Mutter sie unter dem Thorweg fremder Häuser ausgesetzt hatte, damit sie verfolgten Menschen auflauere und nachspüre. . . .“

Unter der Wucht dieser unbarmherzigen Worte fiel die Dame zuerst auf ihre Knie, dann auf ihre Hände, endlich auf ihr Gesicht. Sie war vernichtet.

Und der Mann, der kein Erbarmen kannte, wollte nicht einmal den Atomen der Gebrochenen Ruhe lassen; er wollte auch diese in die Luft verstreuen, daß sie, auseinandergebracht, sich nie wieder zu einem Ganzen zusammenfinden können.

„Und nun können Sie gehen, Madame, Ihre fünf Millionen zu beheben! Sie sind wohl verdient!“

Auf diese höllische Marter schnellte die Dame wie eine wuthentbrannte Furie empor, riß aus ihrem Busen das goldene Futteral, brach dessen Deckel ab, holte mit einem Ruck die Verschreibung heraus, zerriß dieselbe in kleine Stücke und verstreute diese ringsum sich her; ihre Augen funkelten wie im Fieberparoxysmus und ihre blaugewordenen Lippen schäumten.

„Möge der verflucht sein, der mich dazu gebracht hat. Möge das Herz verflucht sein, das sich dazu herbeigelassen hat!“

Und sie begann dieses verfluchte Herz mit den Fäusten zu schlagen, daß endlich ihr Peiniger Mitleid hatte und ihre Hand erfaßte.

„Madame, Sie haben noch nicht zu Ende geführt, wo- zu Sie entsendet worden sind?“ fragte er ruhig.

„Nein! Kommen Sie mit mir. Hier ist das Mädchen und hier sind seine Schätze. Unversehrt. Uebernehmen Sie sie von mir. Fliehen Sie mit ihr, wohin Sie wollen.“

„Nein, Madame, das kann ich nicht thun. Ich bin fremd in diesem Lande. Ich weiß nicht, wo Freund, wo Feind stehen. Sie selbst müssen Sie befreien. Gibt es auf dieser Welt eine Buße für Ihre Schuld, so ist dies Ihre Buße. Sie wissen am besten, wo sie verborgen werden kann, daß ihre Verfolger sie nicht finden, und wenn Sie es nicht wissen, so ist es Ihre Sache, es ausfindig zu machen. — Ludwig Babel hat Ihnen seine Liebe und mehr noch als dies: seine Achtung geschenkt. Diese läßt sich nicht so in Fesseln reihen, wie jene fünf Millionen! Wollen Sie auf meinen Rath hören?“

„Er sei mir Befehl.“

„Verkleiden Sie sich als Bäuerin, binden Sie das Stahlschränken in Ihren Bündel und trachten Sie damit Ludwig Babel wo immer im Lager aufzufinden.“

„Und Marie?“

„Diese können Sie nicht mit sich nehmen. Das Mädchen und der Schrank dürfen nicht beisammen bleiben. Bestimmen Sie für Marie irgend einen Versteck, wo sie zu verbleiben hat, bis Sie zurückkehren.“

„Können Sie nicht bei ihr bleiben und über sie wachen?“

„Ich danke, Madame, daß Sie so gütig gegen mich und

— gegen sie sind. Ich habe aber ein ernstes Bedenken Auch ich selbst komme aus dem Influenzaspital. Diese russische Seuche ist so heimtückisch, daß sie Jenen, den sie bereits ergriffen hat, noch wochenlang in der Welt herumlaufen läßt, während er die Inkubation des tödtlichen Giftes mit sich trägt. Ich weiß es bereits. Ich werde mich nicht mehr weit schleppen. Ich wüßte auch nicht, wozu! Meine Aufgabe ist beendet. Ich habe mich hier an gutem Orte einquartiert. Das namenlose Schloß ist jetzt ganz leer; nur eine gute alte Freundin, die ernsthafteste Lisette, und ein mürrischer kleiner Junge bewohnen dasselbe. Dort kann ich mich niederlegen, mich ausruhen. Darum bitte ich Sie sehr, Madame, Marien nicht zu sagen, daß ich hier bin. Sie würde mich sehen wollen. Die Influenza ist aber das falsche aller teuflischen Wesen. Sie lauert gierig darauf, ein schönes, junges, unschuldiges Mädchen mit ihren Krallen zu erfassen. Von den Männern kommt noch der eine oder der andere davon; die jungen Mädchen aber nimmt sie insgesammt mit sich. Lassen Sie Marien nicht zu mir. In diesem Lande kennt man diese Seuche noch nicht. Ich will nicht, daß ich derjenige sei, der ihre Keime unter ein Volk verpflanzt, das meinem Abgott ein Asyl gewährt hat, und daß ich zum Danke hiersfür gerade durch den beschützten Engel neue Friedhöfe auf dem Boden Ungarns eröffne. Lassen Sie Niemanden zu mir. Sterbe ich, so möge man mich am Ufer begraben und ungelöschten Kalk auf meinen Leichnam schütten. Nicht einmal meinem Grabe möge ein junges Mädchen nahe kommen!“

Der sich entfernende Cambray ließ eine in Thränen aufgelöste Frauengestalt zurück.

Von Schauern geschüttelt, taumelnd, wankte er dem namenlosen Schlosse zu, während er den Kragen seines Mantels vor das Gesicht nahm. Wer den Hauch der Influenza in seinen Adern trägt, für den genügt es, einen Blick auf einen See, wie jener, der sich vor Cambray hinstreckt, zu werfen, damit der Ausbruch der Krankheit sofort erfolge.

Zweites Kapitel.

Die Zeichenstunde war zu Ende und Marie beeilte sich, Katharinen aufzusuchen.

Nur einem Zufall war es zuzuschreiben, daß sie nicht mit Cambray zusammengestoßen war. Sie war durch eine Seitenthüre aus dem Kastell getreten und er hatte sich durch das Hauptthor entfernt.

Marie fand Katharinen im Sommerpavillon.

Der Anblick, der sich ihr hier darbot, erfüllte sie mit Schrecken.

Katharina kniete dort inmitten der Trümmer ihrer Schätze.

Zwei Porträts, ein Brief und die Fetzen einer zerrissenen Schrift, eben so viele verlorene Millionen.

Ihr verstörtes Gesicht, ihre verweinten Augen, ihre

schmerzlich verzogenen Lippen bekundeten, daß sie sehr schwer leide.

„Kleine Mama, was fehlt Dir?“ stammelte Marie, die zu ihr hineilte, um sie vom Boden zu erheben.

„Laß mich! Wer mich Mutter nennt, zu dessen Mörderin werde ich.“

Und als sie sich nicht vom Boden erheben ließ, setzte sich Marie zu ihr hin und blickte ihr mit der fragenden Erwartung banger Furcht in die thränenersfüllten Augen.

Katharina reichte ihr das Bildniß hin, jenes, welches Amélie als ihr Kind darstellte.

„Sieh, so war sie als ich sie verließ.“

„Wer? Deine Tochter? Du warst schon verheirathet und bist nun Wittwe?“

„Ja.“

„Um so besser.“

Katharina reichte ihr dann das andere Porträt hin.

„Und jetzt, da ich sie zurückverlangte, ist sie so!“

„Oh, mein Gott! Ist sie gestorben?“

„Nein! Umgebracht! Grausam in verruchter Weise meuchlings gemordet, so wie sie Dich meucheln werden, wenn Du in meiner Nähe bleibst. Fliehe von hier!“

„Mein Gott! Was sprichst Du? Katharina!“

„Ich sage, daß Du dieses Haus sogleich verlassen mußt. Gehe hinüber zu Mercatoris; sage ihm, er möge Dich wo immerhin fortführen. Er möge Dich in Lumpen, in Rogen-
tuch kleiden; er möge Dich in das Gewand einer Magd stecken; Du aber, schwärze Dein Gesicht mit Ruß und be-

schmutze Deine Hände. Und wenn Du Pferdegewieher hörst, dann verstecke Dich und komm' nicht früher hervor, bis sie fort sind."

"Und Du? Was willst Du thun?"

"Auch ich verlasse dieses Haus, allein."

"Und kann ich nicht mit Dir gehen?"

"Wohin ich gehe, kannst Du nicht mitkommen. Ich werde mich durch die Lagerlinien schleichen und möglich, daß ich mit feindlichen Patrouillen zusammentreffe."

"Und warum mußt Du das thun?"

"Um das Schränkchen, das Deine Dokumente enthält zu Babel zu bringen."

"Du willst Ludwig im Lager auffuchen?"

"Ja. Und da weiß ich nicht, was dann mit mir geschehen wird."

"Erschrecke mich nicht. Glaubst Du etwa, daß Ludwig Dich nicht lieben wird, wenn er erfährt, daß Du Wittwe bist und daß Du eine Tochter hast?"

"Deshalb, daß ich eine Tochter habe, würde er mich nicht hassen; wohl aber deshalb, daß ich sie hatte; denn ich habe sie umgebracht."

"Sprich nicht so!"

"Siehst Du denn nicht, daß sie todt ist. Siehst Du diese geschlossenen Augen, dieses geisterhafte Gesicht nicht? So sage diesem Bild, es möge die Lippen öffnen und möge sagen, daß nicht ich sie getödtet habe."

"Katharina! Und wenn etwa dies nicht wahr ist? Wenn es etwa nur Deine Feinde ausgedacht haben, um Dich

recht tief zu kränken? Sieh nur, diese zwei Bilder sind einander nicht ähnlich. Diese, die so lächelt, diese mag Dein Töchterchen gewesen sein; diese aber, die so bleich ist, kann nicht dieselbe sein. Sieh doch nur, auch nicht ein Zug ist derselbe! Das ist nicht Deine Tochter! Derjenige, der Dir das gesagt, hat in fluchwürdiger Weise gelogen."

Ueber das Gesicht Katharinens leuchtete es für einen Augenblick wie ein Freudenstrahl hin. Es verschwand aber sofort. Sie seufzte traurig auf.

"Derjenige, der mir das gesagt hat, lügt nicht."

"Und er lügt doch! Stell' ihn mir gegenüber, und ich werde ihm in's Gesicht sagen, daß er lügt!"

Katharina vermochte sich nicht zurückzuhalten:

"Der mir das gesagt hat, ist Cambray . . ."

"Cambray?" fragte Marie auf's Außerste erstaunt. —

"Cambray ist hier? Mein Befreier, mein Beschützer, mein zweiter Vater! Weshalb kommt er hierher?"

"Um Dich von Neuem zu befreien und zu beschützen."

"Und wo ist er?"

"Er hat bereits vollbracht, weshalb er gekommen ist. — Er hat mich in den Staub geworfen, hat Dich gerettet und ist hierauf wieder weiter gegangen. . ."

"Das ist unmöglich, daß er dort sei, wo ich bin, und auch nicht ein Wort zu mir sprechen wolle. Er konnte erst in diesem Augenblick hier gewesen sein. Ich eile ihm nach."

"Bleibe hier!" rief ihr Katharina zu und erfaßte ihre Hand. "Du darfst ihn nicht auffuchen."

"Warum nicht?"

„Cambray hat gewünscht, — nein, hat mir befohlen, daß ich Dich nicht zu ihm lasse.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Nun, so erfahre; dieses Bild und diesen Brief hat mir Cambray aus Paris gebracht. Den Brief hat noch meine Tochter geschrieben. Das Bild hat man schon von ihr abgenommen. Sie ist dort im Spital der entsetzlichen Seuche, wo sie die Kranken pflegte, wie eine Heldin, wie eine Heilige gestorben. Es ist ihr gut ergangen! Sie ist in den Himmel gekommen. Wenn ich weine, beweine ich nicht sie, nur mich selbst. Und Cambray, Dein Beschützer und mein Rächer, hat nicht allein Brief und Bild, sondern auch die Reime ihres tödtlichen Leidens mit sich gebracht. Die Seuche hat auch ihn ergriffen. Doch der edle Mensch ist selbst im Sterben ein edler Mensch! Er sagte, ich will nicht, daß ich das neue tödtliche Verderben in den Boden dieses Landes verpflanze, daß meinem Engel eine Zufluchtsstätte gegeben hat; ich will nicht, daß ich etwa auch meine Schutzheilige mit mir nehme! Ich ziehe mich wie das Edelmild, um zu sterben, zurück.“

„Oh, theurer Cambray! Dies ist Dein Bild!“ rief Marie. „Und wohin ist er?“

„Er ist in das namenlose Schloß gegangen. Dort ist es nun still und leer. Lisette wird ihn pflegen. Derartige kräftige Greisinnen fürchten sich vor Seuchen nicht. Sie wird ihn sorgfältig warten.“

„Lisette, die sich scheute, selbst ihren eigenen Gatten anzublicken, als er im Sterben lag, und den sie doch so sehr

geliebt hatte, die jede Krankheit für ansteckend hält und sich fürchtet, in ein Zimmer zu treten, in welchem ein Kranker liegt! Und ihrer Pflege solle Cambray überantwortet sein? Das ist nicht möglich!"

"Ja, was willst Du? Ich sende ihm eine andere Wärterin."

"Was ich will? Was ich will, wenn man mir sagt, daß Cambray hier im Nachbarhause krank liegt? Was ich dann will? Niemand auf dieser Welt ist verpflichtet, ihn zu lieben, nur ich allein. Nicht wahr, er hatte, als er mich in seine Pflege nahm, nicht gefragt, was mir fehle? Und das war erst die rechte Seuche! Wer mich berührte, riskirte am nächsten Tag seinen Kopf zu verlieren, und es gab keine Arznei, die ihn davon geheilt hätte. Und er hat mich jahrelang gepflegt und verborgen gehalten. Statt meines Vaters war er mir Vater gewesen. Meinetwegen wurde er eingefangen, lebendig begraben. Und jetzt, da er aus seiner Gruft ausgebrochen ist, um sich mit seinem letzten Athemzuge mir nachzuschleppen, um mich noch mit seinem letzten Wort zu beschützen, jetzt soll ich ihn unterwegs zu Grunde gehen lassen, soll nicht einmal meine Hand unter sein Haupt schieben, um es vom Boden zu erheben? Ich werde zu ihm gehen. Ja, Katharina. — Wozu die eine Deiner Töchter Muth hatte, wird ihn die andere auch haben."

"Marie, denk' an Ludwig! Willst Du, daß er verzweifelt?"

"Katharina! Wacht denn nicht Gott über uns? Es ist dies der Tag seines Gerichtes. Ludwig und seine Getreuen haben mit dem Schlachtruf den Säbel gezogen: ihre Erwählte möge leben! Wenn Gott billigt, was sie wollen, so

gehe ich selbst durch die Bethesda der Pest unverfehrt hindurch. Wenn er aber nicht billigt, daß der Zukunft, wie er sie beschlossen, sterbliche Hände eine andere Wendung geben; wenn er nicht will, daß meinetwegen das Blut der Völker fließe, so nimmt er mich an dem Faden eines Spinnengewebes, wie sie in der Herbstluft schweben, von dem Niemand weiß, woher er kommt, wohin er geht, von dieser Erde zu sich. Ich habe gesagt: Ich thue es. Ich bin nicht die Herrin Frankreichs, wohl aber bin ich meine eigene!"

Katharina nahm noch zu einem verzweifelten Versuch ihre Zuflucht, um Marie zurückzuhalten.

„Marie! Willst Du etwa deshalb zu Cambray gehen, um von ihm zu erfahren, wer ich bin? Um aus seinem Munde zu hören, daß ich jenes fluchbeladene Raubthier bin, das man mit armseligem Blutgeld bestochen und ausgesendet hat, daß es Dich verderbe, verrathe, in die Hände Deiner Feinde liefere? Willst Du meine Schande in ihrer ganzen Größe kennen lernen?“

Auf diese Worte trat Marie vor sie hin, reichte ihr die Hand und sprach voll edelmüthiger Milde:

„Und wenn er so von Dir sprechen würde, würde ich ihm sagen, daß Du mich nicht in's Verderben gebracht, nicht verrathen, sondern mich befreit hast; daß Du mich nicht gehast, sondern geliebt hast und daß Du mich auch fortan lieben wirst, sowie ich Dich liebe.“

Und sie wollte Katharinen küssen.

Diese aber wendete ihr Gesicht ab und hielt sie mit der Hand zurück.

Dann hob sie den Brief vom Boden auf und reichte ihn Marien hin:

„Lies dies und lerne mich gänzlich kennen.“

Während Marie den Brief las, verhüllte Katharina ihr Gesicht mit ihren Händen.

Marie zog die bergenden Hände von dem mit brennender Schamröthe bedeckten Antlitz und sagte:

„Auf diesen Brief muß eine Antwort geschickt werden. Giebt es Jemanden, der sich dahin reisefertig macht, wo sie bereits wohnt, so will ich ihr durch ihn sagen lassen: „Kleine Schwester! Deine gute Mutter läßt Dich durch mich grüßen; sie hat das schöne weiße Kleid, das Du ihr gesendet hast, angelegt, und trägt es; in diesem trauert sie. Statt Deiner wird sie mich lieben und statt Deiner liebe ich sie. Segne uns und sei selig!“ Willst Du nicht, daß ich dies Amélie durch Cambray sagen lasse?“

„So gehe denn!“ kreischte Katharina auf und fiel dann der Länge nach auf ihr Antlitz hin.

Marie eilte in's namenlose Schloß.

Drittes Kapitel.

Katharina aber raffte ihre Kostbarkeiten zusammen und lehrte verstoßen, damit Niemand sie bemerke, in's Kastell zurück. Dort nahm sie aus dem in die Mauer eingelassenen

Schrank das Stahlkästchen, wickelte es in ihr großes Tuch und schlüpfte, ohne mit einem ihrer Diensteute gesprochen zu haben, über die Hintertreppe in den Park und durch diesen in den Maierhof. Die Maierin hat eine junge Tochter; deren Kleider legte sie an; dann band sie ein buntes Tuch um den Kopf; so verwandelte sie sich vollständig in eine Bäuerin. Den Leuten machte sie glauben, sie wolle einen kleinen Scherz machen, wie er einer Braut wohl anstehe. Sie hatte die Maierin bereits einmal mit allerlei Mundvorrath zu Ludwig in's Lager gesendet; nun wolle sie selbst Ludwig mit solchem überraschen. Sie ließ das Maulthier satteln, auf welchem die Maierin sich in die Stadt zu begeben pflegte. Vorne am Sattelsknopf befand sich ein überhängender Doppelkorb. In den einen Theil that sie das Stahlkästchen in den anderen den vierläufigen „buona notte“.

Es war dies eine gewaltige Venezianer Pistole mit vier Hähnen und vier Zungen, und die Dame war eben in der richtigen Stimmung, um mit ihr wen immer zu bewillkommen. Die beiden Porträts und den Brief hatte sie im Busen geborgen. Sodann füllte sie die beiden Körbe mit allerlei Lebensmitteln, mit Brot, Käse, Speck an, als wenn sie dieselben zu Markte bringen würde; auch ein Fäßchen Branntwein vergaß sie nicht. So rüsteten sich die Marktetenderinnen aus.

Dann setzte sie sich nach Art der Bäuerinnen in den Sattel und trat ganz allein ihren Weg auf der Straße nach

Rapuvar an. Wer ihr begegnete, sagte bei sich: „Was für eine hübsche, kleine Bauersfrau!“

Die Sonne stand noch beträchtlich hoch und für die halbe Nacht war auf Mondschein zu rechnen.

Für Ludwig Vavel war dies nicht der einzige Streich gewesen, der ihn in's Herz getroffen. Zu gleicher Zeit mußte er auch das erfahren, daß alle seine hochfliegenden Pläne in Sand verronnen sind.

Die Erhebung der deutschen Patrioten gegen Napoleon war zu Schanden geworden. Der Soldat ist eine Maschine. Wenn man ihm sagt, er solle sein eigenes Volk tödten gehen, so geht er. Wenn man ihm sagt, er solle umkehren, um sein Vaterland zu vertheidigen, so versteht er dies nicht. Wer es aber versteht, der ist wieder kein Soldat; der zu kämpfen weiß, der kann sich nicht begeistern; wer aber sich begeistern kann, weiß nicht zu kämpfen. Die Kämpfer der Freiheit werden überall niedergeschlagen — durch ihre eigenen Landsleute. Die Hälfte der großen Armee Napoleon's bilden die Korps des Rheinbundes. Sechszehn Regimenter baierische Kavallerie stampfen vor ihnen das Schlachtfeld flach.

Von der großen Bewegung, die im französischen Volke selbst erstanden war, ist keine Spur mehr zu finden. Als wenn ein Jahrhundert seit dem Tage verstrichen wäre, als der ausgehungerte französische Soldat beim Vivouakfeuer von Gila zu Napoleon, der einen Griff in seine gebratenen Topinamburs gemacht, sagte: „Wenn Du Kaiser bist, so iß Fasanen und stiehl mir nicht meine gebratenen Topinamburs!“ Der Soldat betet wieder seinen Götzen an.

Das Blitzen, das Babel in einer der jüngstverflossenen Nächte am Horizont wahrgenommen, hatte in der That ein irdisches Gewitter angedeutet. Es war das Nachtleuchten der Schlacht von Aspern gewesen.

Am dritten Tag nach der Schlacht trat Meister Mathas schwerfälligen Schrittes in Babel's Zelt.

Der Tausendkünstler war sogar im Kriege gut zu verwenden; zwar nicht zum Dreinschlagen, denn da war er lieber doch nur beim Zuschauen dabei; als Spion dagegen war er unschätzbar.

„Ich habe Alles gesehen, Alles beendet. Ich habe den Luftballon gesehen, in welchem ein „Inſchenér“-Oberst aufgestiegen ist, um das Lager der Oesterreicher auszukundschaften. Er ist so hoch wie ein Drache gestiegen; an einem Strick haben sie ihn gehalten; und von dort hat er seine Meldungen über die Bewegungen der Oesterreicher herabgelassen. So was könnte ich auch machen. Ich habe die Congreve'schen Raketen gesehen, die Alles, wohin sie fallen, durch und durch brennen. Das habe ich schon längst erfunden, man will es aber nicht aufnehmen. Ich habe die zweihundertvierzig Klafter lange Brücke gesehen, die in Einem Stück weiter transportirt wird, und von dem einen Ufer der Donau zu dem andern reicht. Dann habe ich auch das gesehen, wie die Brander der Unsrigen diese Brücke zerstört haben, so daß ein Drittel der Armee Napoleon's dießseits der Donau stecken blieb und den anderen zwei Dritteln nicht zu Hilfe kommen konnte. Und dann habe ich den Halbgott auf seinem Schimmel fliehen und in einem

Rahne an das diesseitige Ufer gelangen sehen. Er war bleich und zitterte.“

„Und wie hat der Meister Mathias dies Alles gesehen?“

„Ich habe mich fangen lassen, und dann hat man mich mit den übrigen Gefangenen zum Schanzengraben getrieben; wir haben Erdaufwürfe wie eine Festung gemacht.“

„Und war es Ihnen irgendwie möglich geworden, meinen Brief zu übergeben?“

„Sehr leicht. Die Philadelphier kann man daran erkennen, daß sie in den Ohrläppchen silberne Rinsen tragen. Als ich einem das Lösungswort gesagt hatte, gab er mir das seinige zurück; darauf zog ich den Brief hervor, übergab ihm denselben und er brachte mir auf der Stelle die Antwort.“

„Und wie konnten Sie meinen Brief und die Antwort verbergen?“

„Sehr leicht. Ich drehte das feine Papier zusammen, und schob es in mein Pfeifenrohr. Der Feind nimmt ja doch die Pfeife nicht einmal den Gefangenen ab.“

„Und wie konnten Sie wieder entfliehen?“

„Sehr leicht. Gegen Abend, als ich bereits die Antwort in Händen hatte, sagte ich den Kameraden: „Jetzt begrabt mich hier!“ Dann legte ich mich auf die Sohle der Schanze und ließ so viel Erde auf mich werfen, daß ich gänzlich zugedeckt war. Um nicht zu ersticken, hielt ich ein Stück Rohr im Munde, durch dieses athmete ich. Niemand fragte, wohin ich gekommen sei. Gegen Mitternacht kroch ich dann unter der Erde hervor und zur Schanze hinaus. Dann kann ich auch auf allen Vieren laufen.“

Wenn ich zu einem Vorposten kam und dieser mich anrief: „Qui vive!“ begann ich zu bellen, ich verstehe mich darauf so gut wie ein wirklicher Bauernhund. Darauf ließ er mich dann in Ruhe und da bin ich jetzt.“

„Wackerer Mann!“ sagte Ludwig. „Hat doch selbst das Spioniren seinen Heroismus!“

Hierauf machte er sich daran, die erhaltene Antwort zu lesen. Diese vermehrte seine gedrückte Stimmung.

Oberst Dudet, das geheime Haupt der Philadelphier in der französischen Armee, dankte Babel herzlich für sein Anerbieten, zum Sturze Bonaparte's mitzuwirken, er gab ihm aber auch zu wissen, daß sie die Republik wieder herstellen wollen.

Was wird aber dann aus seinem Phantasiegebilde?

Jene, auf welche er rechnete, wollen mit dem Napoleon auch den Thron stürzen; Marie bliebe dann sowie bisher die aus ihrem Vaterland Verbannte. Und dem französischen Volk giebt die Periode des erträumten Friedens weder das Kaiserthum noch die Revolution zurück. Von dem Engel des Friedens — von seinem Engel — will weder das Eine noch das Andere wissen.

Es gehört ein zäher Charakter dazu, um selbst nach so bitteren Täuschungen nicht die Energie zu verlieren. Die Philadelphier dachten, Babel und seine Anhänger mögen ihnen nur zum Sturze des Kaiserreichs behilflich sein, nachher würden sie schon die Republik wieder herstellen. Die Anhänger Babel's hingegen dachten, die Philadelphier mögen nur den kaiserlichen Thron untergraben; sie würden

dann schon an dessen Stelle den alten Königsstuhl wieder aufrichten. Die Anhänger des Kaiserreichs aber mußten ganz gut, was jene Beiden dachten. Und schon waren die Kugeln gegossen, welche in der Hitze der nächsten siegreichen Schlacht die Führer der Philadelphier aus den Reihen ihrer eigenen Soldaten niederzustrecken hatten; und schon stand die geschlossene Kutsche bereit, welche Babel's Marie an sicheren Ort zu bringen hatte.

Von der Schlacht bei Aspern blieb Babel wenigstens der eine Trost, daß Napoleon nicht unbesiegbar sei.

Wohl hatte der Riese nach seinem Scherzwort in der Schlacht von Aspern deshalb retiriren müssen, weil ein neuer, gewaltiger Feind: der „General Donau“, ihm in den Rücken gefallen war; trotzdem mußte er doch anerkennen, daß so wie in der Donau-Ebene sich noch kein Feind mit ihm geschlagen, und daß er seine Armee noch nie in solcher Verwirrung gesehen habe, wie auf der großen Insel Lobau, als sämtliche Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie, Kanonen und Train, sich zu einem wirren Knäuel ineinander verrannt hatten und die ganze Masse (nicht mehr Heer) sich inmitten der plötzlich hoch angeschwollenen Donau als gefangen fühlen konnte, bis nicht das Garde-Matrosen-Regiment herbeikam und die im rechten Donau-Arm zerstörte Brücke wieder zusammenflückte, wobei er eine ganze Wasserschlund mit der feindlichen Flottille von Brandern, Rähnen acht Donaumühlen zu bestehen hatte.

Bei Aspern waren auch schon zwei Regimente Insurgenten-Kavallerie im Feuer gewesen, die Neutraer und die

Primatials-Kavallerie, und beide hatten die Feuertaufe in allen Ehren bestanden. Sie hatten die französischen Kürassiere attackirt mit dem — Fokos in der Faust und auf ungefattelten Pferden. Dies giebt Hoffnung, daß sie sich auch anderwärts gut schlagen werden. Nur an den Lagerdienst sind sie schwer zu gewöhnen. Ruhig auf Vorposten zu bleiben; wortlos, unbeweglich in Wasser und Roth zu stehen, sich bei Unwetter nicht in feinen Schaspele hüllen, trotz Hunger und Durst tagelang ruhig auszuhalten; dies ist's, woein sich der Naden der ungarischen Edelleute nicht fügen will.

Wegen dessen mußte Ludwig Babel die ganze Nacht auf der Hut sein. Alle Stunden kam er aus seinem Zelt, warf sich auf sein Pferd, ritt die Vorposten ab, und verhörte die Patrouillen über das Ergebniß ihrer Runden.

Seine berittenen Streifpatrouillen zogen stundenweit aus und brachten die Meldung, daß der Feind sich noch nirgends zeige.

Es war nach Mitternacht. Die Stange des „Wagens“ stand am Himmel nach abwärts. Ludwig war an's Wachfeuer zurückgekehrt und sagte dem dienstthuenden Oberlieutenant, er möge in sein Zelt gehen und sich ausschlafen. Indessen werde er selbst den Dienst versehen. Es sei dies ohnehin die Stunde, in welcher er aufzustehen pflege.

Und dann warf er den Zügel auf den Hals des Pferdes und, während dieses im üppigen Gras zu weiden begann, nahm er den Karabiner von der Schulter und setzte das Wachthalten fort.

Die Nacht war ruhig; nach dem Strichregen, der am

vergangenen Abend niedergegangen war, erfüllte Grassdust die Luft. Von Zeit zu Zeit fiel eine Sternschnuppe.

Ludwig Babel las hintereinander die beiden Briefe, die in seinem Busen versteckt waren. Er mußte dieselben nicht erst hervorholen; er mußte beide auswendig, als wenn sie von ihm ausgearbeitet wären. Der eine war der Liebesbrief der Braut, der andere die Judasbotschaft des Feindes. Das eine Mal las er den Brief der Braut zuerst und nachher jenen des Ränkespinners, das andere Mal umgekehrt. Wie wohl das Bittere auf das Süße und das Süße auf das Bittere schmecke? Auch das versuchte er, was für eine seltsame Narretei wohl herauskommen werde, wenn er die Briefe nebeneinander lege und die Zeilen ineinander lese.

In der Stille der Nacht konnte man schon von Weitem die Glocke eines Maulthieres hören, das immer näher kam; und als es die Vorposten passirte, empfingen diese statt des: „Halt! wer da?“ mit einem „Gefegneten guten Morgen!“ die herannahende Person.

„Aha!“ sagte Ludwig bei sich. „Meine schöne Braut schickt mir wieder eine schwere Menge von allerhand Lederbissen. Wie sehr denkt sie doch an mich!“

Die Glocke des Maulthieres erklang immer näher. Beim Scheine des Wachtfeuers sah Ludwig Babel schon von Weitem das bekannte rothe Wiener Kopftuch der Maierstochter aus dem Dunkel herausleuchten. Das Maulthier schritt gerade auf ihn zu.

Als es bereits nahe gekommen war, hielt die Reiterin es an, glitt aus dem Sattel, warf aus dem einen der

Sattelförbe alle die kostbaren Eßwaren, die zu oberst lagen, hastig auf die Erde, beeilte sich, den zu unterst befindlichen Gegenstand herauszuheben und lief dann auf Babel zu.

„Ach, diese Schritte, welche kaum den Boden berührten, waren Ludwig so bekannt!

„Ich bin's! Ich bin's!“ rief die Kommende schon von Weitem, damit man sie früher an ihrer Stimme erkennt, ehe man noch ihr Gesicht gesehen.

Ludwig's Herz pochte gewaltig. — Der Daumen der rechten Hand ruhte auf dem Hahn seines Gewehres, den Zeigefinger auf der Zunge.

„Wer da?“ rief er in hartem, strengem Tone. „Katharina oder Themire?“

„Katharina! Katharina! Wer sollte ich sonst sein? — Ich, Katharina, bin's!“ stammelte die Dame, während sie trotz seines drohenden Blickes zu ihm hineilte.

„Warum sind Sie hierher gekommen?“

„Ich mußte schleunigst zu Dir. Sieh, ich habe das Stahlkästchen mit mir gebracht.“

„Und was ist aus Marien geworden?“

„Diese ist gut aufgehoben. Sie befindet sich bei dem Marquis.“

„Bei dem Marquis?“ schrie Babel entsetzt auf und richtete die Mündung seines Gewehres gegen Katharina's Brust.

Diese aber trat mit ihrem bezauberndsten Lächeln so nahe an den Lauf heran, daß dieser bereits ihre Brust berührte und erst dann flüsterte sie:

„Ja, bei dem Marquis d'Aboncourt.“

„Was? d'Aboncourt, Cambray ist hier!“ rief Ludwig außer sich, während er die Mordwaffe von sich warf.

„Ja. Cambray ist hier. Und nun wacht er über Marien. Möglich, daß er sie tödten wird, doch wegnehmen läßt er sich sie nicht.“

„Es giebt einen Gott im Himmel!“ seufzte Ludwig auf.
„Oh Katharina, wie viel habe ich wegen — Themiren gelitten!“

„Und Ihnen hatte man doch nur Ihre Katharina getödtet, Themiren aber hat man ihre Tochter, ihr einziges Kind getödtet. Gleichwohl weint Themire nicht, klagt sie nicht; sie sagt: Ich bin nicht! — Ich bin gestorben!“

„Möge sie nie wieder auferstehen!“

„Ich danke.“ — Es war dies eine kurze Grabrede gewesen.

„Sprechen wir von etwas Anderem. — Nehmen Sie die kostbaren Schätze des Kästchens zu sich. Mit uns geht die Gefahr einher. Für mich ist die Last gar schwer.“

„Ich kann es nicht öffnen. Ich habe den Schlüssel nicht bei mir.“

„Sie tragen ihn ja doch an Ihrem Ring.“

„Ich habe den Ring nicht bei mir.“

„Wohin haben Sie ihn gethan?“

„Ich habe ihn dem berühmtesten Räuber des Landes gegeben, damit er des Nachts in Mariens Zimmer eindringe, ihr den Ring zeige und ihr als meinen Willen bekannt gebe, daß sie ihm folgen möge, wohin er sie führen werde. Mein Ring ist bei Satan Laczi.“

Katharina bedeckte ihre Augen mit der Hand und senkte ihr Haupt.

„Dies habe ich verdient.“

Ludwig Babel strich sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ein Traum war Alles! — Es war Verrücktheit des Träumenden, wenn er Unmögliches geträumt hat. Als Astronom hätte ich so viel wissen sollen, daß es Sternbilder giebt, die nie an den Horizont herabsteigen. Zu diesen gehört auch die Krone. Wozu sind diese Fegen? Wem wollen sie noch dienen? Sie verursachen sowohl dem Leid, der sie behütet, als jenem, der ihnen nachstellt. — Ich kann das Kästchen nicht öffnen; wohl aber kann ich seinen Inhalt vernichten. Ich bitte Sie, stellen Sie den Schrank mitten in's Feuer.“

Die Dame gehorchte ohne Zögern.

Das Metallkästchen begann inmitten der Lohe zu glühen, es wurde roth, dann rosenfarben; durch das Schlüßelloch drang pfeifend, kreischend ein dünner Rauchstrahl, der im Freien als wehklagende Flamme aufloderte.

„Da verbrennen die sechs Hemdchen,“ murmelte Babel, „und die Dokumente — die Zeugnisse — die Porträts — und ein Haufen nichtsnutzigen Geldes. Von heute an lerne ich ein armer Mensch sein.“

„Ich habe es bereits gelernt,“ sagte Katharina. „Sehen Sie dieses Gewand an mir? Ich habe kein anderes. Und auch dieses habe ich mir geborgt.“

„So liebe ich Sie!“ rief Babel und er reichte unwillkürlich der Dame die Hand hin.

„So reichen Sie mir dennoch die Hand. So glauben Sie, daß ich Katharina bin? Daß ich niemand Anderer, daß ich nur Katharina bin?“

„Damit mein Glaube ein vollständiger sei, beantworten Sie mir eine Frage. Ein Mensch, der sich Marquis de Fervlans, mit einem anderen Namen Leon Barthelmy nennt, wartet hier in der Gegend irgendwo auf Sie, damit Sie ihm eine alte Schuld abzahlen. Sind Sie mir, was Sie mir gewesen sind und bin ich Ihnen, was ich Ihnen gewesen bin, dann ist die Abzahlung meine Sache. Sagen Sie, wo finde ich de Fervlans?“

Katharina's Gesicht strahlte wie Feuer; sie erhob mit stolzem Zorn ihr Haupt.

„Ich selbst werde Sie hinführen. Wir finden ihn in der Nähe.“

„Dann reiche mir Deine Hand. Du bist Katharina, meine Katharina!“

Und er drückte inbrünstig Katharina's Hand.

Ludwig Babel ließ Reveille blasen und wählte aus seiner Truppe, als sie angetreten war, hundert gute Reiter aus. Katharina sagte ihm, er möge zweihundert mit sich nehmen; er aber entgegnete hierauf stolz: „Ich selbst werde ein Hundert sein!“ Die rückbleibende Truppe vertraute er seinem Rittmeister an, und er machte sich mit den Auserlesenen auf den Weg nach der Hansag auf, noch ehe die Sonne aufgegangen war. Katharina trabte im Bauernkleid auf ihrem Maulthier, dem man die Glocke abgenommen hatte, neben ihm her.

Zehnter Theil.
Satan und Dämon.

Erstes Kapitel.

Bei der Armee Napoleon's befand sich eine berüchtigte Truppe, das sechste italienische Regiment, das man die Legion der Dämonen nannte.

Diese Truppe war aus sämtlichen verrufenen Taugenichtsen, Wegelagerern und Tagdieben Italiens gebildet worden. In diese waren alle unverbesserlich verschwenderischen Söhne der ersten Familien eingereiht, die Exilirten der guten Gesellschaft, die verzweifelte Gestalten, welche die Existenzberechtigung verloren hatten und als das einzige Asyl vor der Verfolgung der Gesellschaft das Schlachtfeld fanden, die auf jedem Terrain die Ehre verloren hatten und denen sich dann das Feld des Blutes eröffnet hatte, auf welchem sich eine zurückgewinnen läßt. Mit welchem Durst mochten sie sich in die geöffneten Schranken gestürzt haben! — Nach kurzer Zeit hatten sie sich den Namen: Legion der Dämonen

erworben. Perlen und Lumpen, Edelsteine und Kehrlicht auf einem Haufen. Auf der Brust den Orden, auf dem Rücken den Galgen als Brandmal. — Sie waren im Kampfe unbändig, sie waren es aber auch beim Rauben. Ihre Fäuste waren ebenso zu fürchten, wie ihre langen Finger. Einmal hatten sie ihre eigene Regimentskasse ausgeraubt, ein anderes Mal hatten sie die Apotheke des Feldlazareths wegstibigt und die sämtlichen theuren Medicinen des Feldscherers zum Frühstück ausgetrunken. Sie bestahlen einander im Bivouak; wenn aber dann ein Kamerad in der Schlacht verwundet wurde, so setzten die anderen ihr eigenes Blut daran, ihn zu befreien. Ein „Dämon“ hatte in der Schlacht einen englischen Offizier getödtet. Der sterbende Feind bat ihn, er möge seine Gattin und sein kleines Töchterchen, die er in dem vertheidigten Ort zurückgelassen, in Schutz nehmen; und der Mörder suchte Weib und Kind auf und wurde während des ganzen Feldzuges ihr Beschützer und ihr Pfleger. Das sechste italienische Regiment war eine Wundersammlung der ungeheuerlichsten Verbrechen und der unglaublichsten Tugenden.

Ihr Kommandant pflegte, wenn er seine Dämonen zur Attaque führte, sie mit dem Rufe zum Kampfe anzufeuern:

„Avanti, avanti Signori briganti! cavalieri ladroni avanti!“ (Vorwärts, vorwärts, meine Herren Wegelagerer! meine chevaleresken Diebe vorwärts!)

Eine Abtheilung dieser Dämonen-Region war mit dem Vice-König von Italien durch das Veltlin bis hierher vorgebrungen und mit der Mission betraut worden, welche der Brief de Ferrolans' erwähnte. Der Marquis kommandirte

sie, der zur Zeit, als er Oberst Barthelmy gewesen, die ganze Gegend gründlichst durchstudirt hatte.

Zweites Kapitel.

Es bewohnten nur mehr ihrer Zwei das namenlose Schloß, die ernste Lisette und ein mürrischer Junge, der Sohn Satan Laczi's.

Auf das Läuten Mariens wurde die Thüre geöffnet, der kleine Laczi stand in derselben.

„Ist der fremde Herr hier?“ fragte das Mädchen.

„Ich weiß es nicht. Er ist zu Lisetten hineingegangen.“

„So laß mich zu ihr.“

„Belieben, sie wird mich aber schlagen.“

Schon auf dem Korridor war jener entsetzliche Krankenstuben- und Sakristeigeruch zu riechen, der aus der Räucherung mit Kampher, Weihrauch und Wachholder zusammen- gemischt war, und als der kleine Laczi an der Küchenthür pochte, wurde ihm vor Allem eine mit glühenden Kohlen gefüllte eiserne Gluthschaufel durch die halbgeöffnete Thür entgegengestreckt. Beinahe wurde ihm sein Schopf verbrannt; auf der Gluth prasselte der darüber gestreute Kümme!, und hinter der Thüre belferte eine zornige Stimme:

„Was willst Du schon wieder? Was behelligst Du mich, Du Irrwisch.“

„Ich bitte, Lisette!“ entschuldigte sich der Junge. „Unsere Herrin aus dem Kaste! ist da.“

Auf diese Worte schlug Lisette die Thüre erst vollends zu und dann erschien sie nur bei dem in der Mitte der Thür befindlichen viereckigen Fensterchen mit ihrem Gesicht, von dessen kugelförmiger Rundung der enge Rahmen nur ein würfelfartiges Stück durchschauen ließ. Nur diese viereckige Gesichtsparzelle sprach mit Marien. Und in welch grobem Tone sprach sie!

„Was wollen Sie hier? Hat Sie der liebe Herrgott verlassen, daß Sie hierher in diesen Palast der Pest kommen? Nur noch Sie habe ich hier gebraucht! Trachten Sie, daß Sie rasch weiter kommen! — In dem schmutzen Castell ist's nicht gut sein, nicht wahr? Wußte ich's doch! Die Karten haben es mir längst gesagt. — Giebt es aber denn nicht genug Bauernhöfen, wo man sich verstecken kann? Gehen Sie zu den Schmidts! Diese sind vielleicht noch keine Verräther. Aber warum sollten sie keine Verräther sein? Der hinkende Bettler, der Krüppel, der unser Brot gegessen hat, ja sogar der Geistliche selbst, warum könnten sie keine Verräther sein? — Gehen Sie in's Jägerhaus, das steht jetzt leer. Suchen Sie sich einen hohlen Baum, eine Höhle, verstecken Sie sich dort wie Genoséva. Hier können Sie nicht bleiben!“

„Ich werde aber doch hier bleiben, Lisette. Wo ist Cambray?“

„Was weiß ich, wo Cambray ist? — Schöne Frage! Als wenn ein Kind fragen würde, wo das Rattengift steht? Das wäre noch nöthig, daß Sie mit Cambray in Berührung

kommen. Er ist gar nirgends. Er hat sich niedergelegt. Man kann nicht zu ihm gehen."

"Ich werde ihn auffuchen."

"Nun, so suchen Sie ihn nur. Das sage ich Ihnen aber gleich, daß Sie ihn nicht finden werden. Den können Sie schon suchen! Cambray ist ein Edelmann. Cambray ist ein gescheidter Mann. — Ein Edelmann und ein gescheidter Mann. Er hat es vorausgesehen, daß mon petit garçon, wenn dieser erfährt, daß er hier ist, sich durch Niemanden abreden läßt, daß er ihm nachgeht; Cambray war aber so edel und mußte zu verhindern, daß Sie mit ihm zusammentreffen. — Den suchen Sie vergebens."

"Es ist gut, Lisette!" sagte Marie, dann wendete sie sich zu dem Jungen: "Komm' mit mir, Jacqto, suchen wir ihn."

Die selbstsüchtige Lisette sah ihnen eine Weile nach, indem sie ihr Gesicht in das viereckige Fensterchen drückte; als aber Marie bereits am Ende des Korridors angelangt war, rief sie ihr nach:

"Mon petit garçon, kommen Sie zurück. — Kommen Sie auf ein Wort zurück!"

Marie kehrte zu ihr zurück.

"Wenn Sie sich schon durchaus nicht aus dem Kopf schlagen lassen, den Alten aufzusuchen, dann bitte ich, nehmen Sie dieses Glas mit sich. Es ist echter, guter Maiblumen-Essig darin, waschen Sie sich damit jetzt und auch, nachdem Sie mit ihm gesprochen haben, gut Gesicht und Hände. Das ist ein vortreffliches Mittel, das vertreibt die Pest."

Sie reichte Marien ein langes Glas durch's Fenster.

„Ich danke, gute Lisette!“ entgegnete Marie lächelnd. „Behalten Sie nur Ihr kostbares Mittel. Sie benöthigen es. Ich kenne keine Gefahr.“

Und hiermit machte sie sich auf den Weg.

„So war sie immer!“ murmelte die dicke Lisette, und als Marie ihr aus dem Gesicht gekommen war, steckte sie die Gluthschaufel durch den viereckigen Thürausschnitt und machte mit Rummel einen tüchtigen Rauch auf dem Korridor. Dann schloß sie das viereckige Fenster mit einer Eisentafel und kehrte in die Küche zurück, um dort — wo eine ganze Schaar unsichtbarer Streitlustiger ihrer harrten — mit diesen zu zanken.

Marie aber machte sich auf, um mit dem kleinen Laczko das leere Schloß abzugehen.

Welche Veränderungen hatte dieses erlitten?

Die Teppiche auf der Stiege voll rothiger Fußspuren; in die lackirten Wände großköpfige Nägel eingeschlagen, an welche die Freiwilligen ihre Quersäcke gehängt hatten; auf den Parquetten zu Haufen angewachsener Rehrich, Reste von Streustroh und Heu; im großen Prunksaal Feldbetten der Reihe nach aufgestellt, die schönen Thüren mit Karkaturen voll gekritzelt, unter welche spöttische Späße geschrieben waren. Selbst Ludwigs Zimmer in der größten Unordnung; der Boden mit den Fesseln zerrissener Papiere bedeckt, über und über mit Tinte besudelt, mit den aus den Pfeifen geschlagenen Tabakresten besudelt. Marie erkannte ihr einstiges stilles Asyl nicht wieder.

Sie rief mit heller, sanfter Stimme in jedes Zimmer hinein: „Cambray, mein Vater! Bist Du hier?“ Von nirgends erfolgte eine Antwort.

Da fiel ihr etwas ein.

Wenn auch Ludwig sämtliche Wohnräume des Schlosses seiner Freischaar preisgegeben hat, so hat er doch sicherlich nicht gestattet, daß ein Zimmer durch fremde Fußspuren entheiligt werde: ihr eigenes Mädchenzimmer.

Sie eilte dahin.

Auch dessen Thür war offen; auf den ersten Blick aber konnte sie entnehmen, daß es bisher vor Besuchern abgesperrt war. Die Teppiche waren rein, und das ganze Zimmer durchdrang noch immer jener jungfräuliche Duft, der in dem Heiligthume eines Mädchens heimisch ist, und obgleich man alle jene Möbel, welche Marie gehörten, hinüber transportirt hatte, so hatte man doch jenes lederne Ruhebett, auf welchem Ludwig zu schlafen pflegte, hier gelassen. Unzweifelhaft hatte Lisette ihren theuren Gast in diesem einzigen bewohnbaren Zimmer untergebracht.

Das lederne Ruhebett war jedoch leer; Cambray lag nicht auf demselben.

Marie blickte dann im Zimmer um sich und da fiel ihr in die Augen, daß die Stahlrollette, welche ihre einstige Bett-nische abschloß, herabgelassen sei.

Dort mußte Cambray sein

Er war dort.

Marie eilte hin. Hinter dem Metallvorhang war Licht;

es brannte eine Dellampe. Man konnte durch die Spalten hineinsehen.

Der edle Ritter lag dort auf der nackten Erde, ohne Bettstätte, auf einem Kissen; sein Kopf ruhte auf den beiden Händen, die er zurückgelegt hatte. Seine Augen blickten starr, um so erschreckender war das Feuer, das aus ihnen strahlte. Die trockenen Lippen waren geöffnet und schienen zu sprechen — mit dem All — mit dem Nichts.

„Cambray! Mein Vater!“ rief Marie durch das Gitter hindurch.

„Wer ist's? Marie!“ erwiderte der Fieberkranke und wollte sich unter schweren Zuckungen erheben, er fiel jedoch wieder zurück, streckte aber seine Hand entsetzt vor sich hin, als wolle er sie von sich stoßen.

„Cambray! Laß mich ein. Ich bin's, Deine Marie. Wie liegst Du hier? Allein, nicht einmal zugedeckt. Niemand, der Dir Arznei reichen würde; nicht einmal einen Trunk Wasser Deinen brennenden Lippen. O laß mich zu Dir! Dort, nicht weit von Dir, befindet sich ein Knopf auf dem Boden. Du brauchst nur mit einem Finger auf ihn zu drücken, und der Vorhang geht in die Höhe.“

Der Kranke begann zu lachen. Nur sein Gesicht zeigte, daß er lache, kein Ton begleitete sein Lachen. Er lacht wohl darüber, daß er seinen Liebling, seine angebetete Gottheit so schlau zum Besten zu halten mußte, daß sie, wie sie nun zu ihm dringen will, sich seinem verpesteten Lager nicht nähern kann. Sicherlich lachte er über diesen gelungenen listigen Streich.

Da erfann sich aber auch Marie eine Gegenlist. („Warte nur! Wenn Du mich zum Besten halten willst, werde auch Dich ich zum Besten halten.“)

Sie begann mit lauter Stimme zu zanken.

„Na, siehst Du, Cambran! Nun bin ich böse auf Dich. Wenn Du mich nicht einmal da hinein zu Dir läßt, dann lasse ich Dich hier und komme gar nie wieder in Deine Nähe. Ich gehe fort von hier. Gute Nacht! Wenn Du etwas benötigst, so wird der kleine Laczko hier sein. Du kannst ihm durch das Drücken des Knopfes klingeln, er wird Dich bedienen. Ich werde Dich nicht die ganze Nacht warten, weißt Du? Ist ja nicht einmal ein Bett hier, auf das ich mich legen könnte. Gute Nacht, Cambran!“

Auf diese Worte hörte der Kranke zu lachen auf, blickte mit träumerischem Entzücken nach der Stelle, woher die liebe helle Stimme klang und grüßte sie zwei-, dreimal matt mit der Hand winkend. Dann legte er sich still hin und faltete seine Hände über der Brust zum Gebet.

Marie aber gab flüsternd dem kleinen Laczko Instruktionen.

„Geh', verschließ die Thüre gut mit der eisernen Querstange. Ich bleibe hier. Dann komm' zurück, bring' Kerzen und Feuerzeug mit Dir und stelle es hierher neben das Ruhebett. Draußen auf dem Gange zünde die Nachtlampe an.

„Darf ich auch mein Gewehr mit mir bringen?“

„Gewehr? Wozu?“

„Dann fürchte ich mich nicht so sehr.“

„Dann bring' es mit. Bringe es aber nicht herein,

denn vor dem fürchte ich mich wieder, sondern lehne es draußen neben der Thüre an die Wand.“

Es war ganz dunkel geworden, als Łaczo zurückkam ein schweres doppeläufiges Jagdgewehr auf der Schulter, daß er sorgsam in die Ecke lehnte.

„Soll ich nicht die Kerzen anzünden?“

„Warum nicht gar! Ich will, daß der franke Herr nicht wisse, daß ich hier bin. Später wird er vielleicht den eisernen Vorhang öffnen, wenn er etwas benöthigt. Ich lege mich hieher auf das Kanapée; Du bleibst dort vor der Nische und giebst Acht, was der Herr macht. Wenn er das Gitter aufzieht und ich etwa eingeschlafen wäre, dann weckst Du mich.“

Marie streckte sich, in ihren Shawl gehüllt, auf's lederne Ruhebett, der kleine Łaczo aber stellte sich vor den Vorhang und paßte auf.

Wie aber hätte es Marien widerfahren sollen, daß sie eingeschlafen wäre? Ist es denn möglich, mit solchen Gedanken nicht wach zu sein? Sie fragte flüsternd fort und fort was der Kranke mache.

„Er wirft sich stark hin und her,“ lautete darauf die Antwort.

Einmal erfolgte aber doch die Meldung, daß er nun ruhig geworden sei.

Hierauf nahm Marie sich vor, nicht weiter zu fragen, sondern eine Stunde lang ruhig liegen zu bleiben.

Auf dem Korridor befand sich eine altmodische Uhr, welche Lisette selbst täglich aufzog. Diese lebendige Maschine zählte die ewige Zeit, indem sie mit ihrer, wie eine Glocke

flingenden Stimme die Viertelstunden verkündete. — Elf Uhr war bereits vorüber.

Marie „glaubte“ daß sie schlafe und „bildete sich ein“ daß sie träume. Sie träumt, daß jene wunderliebliche Frau zu ihren Füßen liege und ihr zwei Porträts zeige, das eine eines lebenden Mädchens, das andere eines todten — dann noch einen Brief, in welchem ein kleines Mädchen seine Mutter auf den rechten Weg bekehrt, und daß dann die schöne Dame ihrem Schützling sagt: Fliehe schleunig von hier, denn wenn Du hier bleibst, tödte ich Dich! — Wie kann man Derartiges träumen!

Plötzlich begann der Wache haltende Knabe zähneklappernd zu wimmern:

„Ich fürchte mich so sehr.“

„Wovor fürchtest Du Dich?“

„Der Herr dadrinnen liegt seit einiger Zeit so ruhig da.“

„Sicherlich schläft er.“

„Wer schläft, bei dem hebt sich die Brust. Dem seine aber bewegt sich schon lange nicht mehr.“

Marie sprang vom Ruhebett auf und eilte hin.

Der Docht der Nachtlampe flackerte rauchend bei Cambray's Kopf und beleuchtete dessen Gesicht.

Marie hatte bereits einmal ein solches Gesicht gesehen, jenes Henry's.

Dies ist der Tod.

Sie schauerte zusammen.

Der Lebensdrang äußerte sich durch unwillkürliches Er-

beben aller ihrer Glieder. Es ist nicht gut, hier zu verweilen.

Wie grauenhaft mag der Tod sein, der sich sein Opfer schon vor Wochen auserkoren, sich dann wie ein Reiter auf seine Schultern gesetzt hat und sich von demselben über Berg und Thal, durch Länder und Städte schleppen ließ, bis er an sein Ziel gelangte. Hierauf sagt dann der knöcherne Reitersmann zu jenem: Wir sind zu Hause, und jenen Menschen, welcher noch heute Nachmittags ein kräftiger Mann war, der mit der einen Hand ein ganzes Babel der Intrigue zerstört hatte, diesen Menschen hatte der räthselhafte Reiter, der sich von dem einen Lande in das andere tragen läßt, bis gegen Mitternacht zum stillen Todten gemacht.

Und wie lange die Nacht noch dauert.

Marie wagte nicht länger, in diesem Zimmer zu bleiben.

„Komm. Zünde Licht an,“ sagte sie zu dem Knaben: „Gehen wir zu Lisetten. Ich will dort bei ihr schlafen.“

Auch Laczko fand dieß viel rathsamer.

Marie blickte schauernd auf jenes unausschließbare Gitter, das so lange ihr selbst zur Zufluchtsstätte gedient hatte. Der gegenwärtige Bewohner der Nische hatte diese nun so hinter sich abgeschlossen, daß man wegen des Verschlusses nicht zu ihm kann. Er hat sich auch gleichzeitig begraben. Er hat sich eine Gruft im namenlosen Schloß gemacht. Wenn man nicht die Mauern von Außen einreißt, kann man nicht zu ihm. Bis Ludwig nicht zurückkehrt, kann Cambray aus dem Versteck, in das er sich eingeschlossen, nicht herausgebracht werden. Marie erfüllte dieser Gedanke mit Entsetzen.

„Komm' gehen wir zu Lisetten.“

Der Knabe zündete die Kerze an der im Korridor hängenden Lampe an, dann nahm er das Gewehr, Marie das Licht in die Hand und so gingen sie den stillen Korridor entlang über die finstere Treppe. Marie war die Muthigere; sie schritt voran bis zu Lisettens Thür.

Nur eine aufgeschreckte Fledermaus hatte sie bis dahin erschreckt. Die tapferen Herren hatten sicherlich irgendwo eine Fensterscheibe zerbrochen, durch welche jene dann eingedrungen war.

Sie hatten nicht nothwendig, der Reihe nach an die Thüren zu pochen, um Lisetten aufzufinden. Wenn diese schlief, war sie nicht verborgen. Als wenn eine riesige Sägemühle im Verein mit einem ungeheuren Blasbalg arbeiten würde, so ertönte ihr Schnarchen durch das ganze Parterre.

„Lisette, liebe Lisette,“ so suchte Marie sie anfänglich zu erwecken, während sie leise an die Thüre klopfte; später aber machte sich Laczko an's Werk, der eine energischere Methode anwendete, indem er die Thüre mit seinen Stiefelabsätzen bearbeitete. Doch Alles war umsonst. Das Poltern an der Thür, das in der gewölbten Halle kräftig widerklang, unterbrach das entsetzliche Schnarchen ebensowenig, als es die Thätigkeit der Sägemühle unterbrochen haben würde, wenn deren Triebkraft in Funktion ist.

„Da haben wir gut klopfen,“ meinte der kleine Laczko. „Wenn die Franzosen mit ihren sämtlichen Haubitzen hier um ihre Ohren herum kanoniren würden, so würden sie sie doch nicht aufwecken, wenn sie einmal eingeschlafen ist. Und

von selbst wird sie vor dem Morgen nicht wach, bis nicht die Fliegen ihr auf der Nase herumkrabbeln.“

„Sieh Dich um, ob nicht zu ebener Erde irgend ein Zimmer offen ist, wo ich die Nacht zubringen könnte,“ sagte Marie.

Der Junge blickte sie zaudernd an.

„Ich traue mich nicht, allein zu gehen.“

„Oh Du Held mit dem Schießgewehr! So geh' also hinter mir drein, wenn Du schon so ein Mordjunge bist.“ Und hiermit nahm Marie die Kerze vom Boden auf und schritt dem andern Ende des Ganges zu.

Plötzlich schrie sie erschreckt auf:

„Heiliger Gott! Dort steht ein Mann!“

Die dunkle Gestalt trat aus der Vertiefung einer Thür hervor.

Marie wich zurück.

Da zeigte sich denn, daß der Mann doch Mann ist, wenn er auch noch in den Kinderschuhen steckt. Als der kleine Laczko sah, daß seine Herrin bedroht sei, überkam ihn bei der Größe der Gefahr plötzlich männlicher Muth, man könnte es die Tollkühnheit des Schreckens nennen. Er sprang vor Marien hin, legte das Gewehr mit gespanntem Hahn an die Wange, zielte auf den Fremden und schrie ihn mit kräftiger Stimme an:

„Halt! Denn ich schieße Dich nieder.“

„Bist ein Mordkerl, mein Sohn Laczko,“ murmelte die dunkle Gestalt. „Schieß' nicht! Ich bin's, Dein Vater!“

„Kommt nicht näher!“ kreischte der Knabe, „denn bei Gott, ich schieße Euch nieder!“

„Kennst Du denn Deinen Vater nicht, mein Sohn Laczko?“

„Jetzt bin ich nicht „mein Sohn Laczko“, sondern eine Schildwache! Ich schieße!“

„Nun, so rühre ich mich nicht von der Stelle. Mache keinen dummen Streich!“

„Was habt Ihr hier zu suchen? Ich lasse meiner Herrin nichts zu Leide thun.“

Jetzt endlich kam Marie von ihrem Schrecken zu sich; ein noch stärkeres Entsetzen hatte sie ergriffen. Da will jetzt ein Sohn ihretwegen seinen Vater tödten. Sie hielt rasch mit beiden Händen Laczko die Augen zu, damit er nicht zielen könne, und gebot ihm:

„Setze das Gewehr ab! Ich will nicht, daß Du schießest! — Was wollen Sie, guter Mann? Ich habe gar nichts und das Kasten ist leer. Was wollen Sie von mir?“

Da sprach der Einbrecher den Namen aus:

„Sophie Botta.“

Hierauf ließ das Mädchen wie auf ein Zauberwort ihren Vertheidiger stehen und ging wie ein zahmes Lamm auf den Mann zu, der sie im sanften Tone angesprochen hatte.

Als sie diesem mit der Kerze ins Gesicht leuchtete, schauerte sie unwillkürlich zusammen. Satan Laczki konnte nun einmal sich nicht schön machen.

Er zeigte jedoch Marien den Stahlring, der ihm übergeben worden war.

„Derjenige, der diesen Ring trägt, sendet mich mit der Botschaft hierher, daß Sie sogleich von hier wegeilen und demjenigen, der sie führen wird, wo immerhin folgen sollen. So lautet sein Befehl.“

„Ich gehorche demselben,“ sagte Marie zitternd; sie vermochte aber, wie ein von der Boa verzaubertes Eichhörnchen, die Augen nicht von jenem fürchterlichen Gesicht abzuwenden.

Der Mann fuhr leise fort:

„Mein Herr, der mich hierher gesendet hat, damit ich seine Schätze, wo ich sie auch finde, zu ihm bringe, hat mir auch die Entführung eines Stahlkästchens aufgetragen.“

„Dieses hat bereits jene zu ihm getragen, der die Be-
hütung desselben anvertraut war.“

„So? Jene hat es fortgetragen? Und zu ihm? Dann ist's in der Ordnung. Ich weiß, was ich zu thun habe. Mein Herr hat mir zwar befohlen, daß ich sein Theuerstes bis zu dem bezeichneten Zufluchtsort begleiten solle, ich habe aber etwas Anderes ausgedacht. Mein Gesicht ist nicht dazu, um Jemanden aufzuheitern. Auch bin ich auf diesem Weg gar nicht nothwendig. Bis Raab ist der Weg rein, da kann nichts passiren. Statt meiner habe ich mein Weib als Reisebegleitung für Sie mitgebracht. Ich glaube, Sie werden eine Frau lieber um sich sehen. Und das ist eine sehr gute, rechtschaffene Frau, die Mutter dieses armen Jungen.“

„Oh, so wird es ganz gut sein, das wird mir sehr lieb sein.“

„Dann nehmen Sie zu ihrem Schutze auch diesen kleinen Kerl mit. Sein Herz sitzt ihm schon auf dem rechten Fleck. Dann ist er kein so schlechter Mensch, wie sein Vater.“

Welcher Stolz leuchtete aus den Augen Satan Laczi's.

„Aber auch ich werde nicht mehr lange ein schlechter Mensch sein. — Wenn mein Herr mit jener Frau gesprochen hat, der die Bewachung seiner Schätze anvertraut war, und wenn diese Frau seine Schätze nicht verrathen, sondern sie versteckt, vor jenen gerettet hat, die sie suchen, dann weiß ich zum Vorhinein, wo mein Herr morgen erscheinen wird. Auch ich werde dort sein! Und auch die vierundzwanzig Kameraden des Satan. Und dann werde ich dort schon zeigen, was ich kann!“

„Gehe ich also nicht zu ihm?“

„Haha, meine Herrin! Dort, wohin er jetzt geht, biegt sich sogar die Erde unter dem Fuße des Menschen. Das ist eine sonderbare Erde! Und wie jene, die sich dort begegnen werden, miteinander reden, das ist für so ein zartes Herz nicht zu verstehen, das ist die Sprache der Teufel.“

„Die Sprache der Teufel?“

„Ja. Knattern von Gewehren und Klirren von Säbeln.“

„Möge Gott in dieses teuflische Gespräch dreinreden.“

„Eilen wir jedoch, wir müssen die Zeit benutzen, so lange der Mond am Himmel steht.“

„Ich habe aber kein Reisefleid.“

„Meine Frau hat für eine gute, warme Bunda gesorgt, sie wird Sie schon gut einhüllen.“

„Noch um Eines bitte ich Sie. Sie kennen den Meister, welcher den kunstvollen Verschuß in meinem Zimmer angefertigt hat. Können Sie mit ihm reden?“

„So viel ich weiß, ist er in den Dienst des Grafen Babel getreten. Sicherlich finde ich ihn im Lager.“

„Sagen Sie ihm, ich bitte, er möge je eher hierher eilen, er kennt das Geheimniß des Schlosses, er möge dieses öffnen. In dem Alkoven wird er einen Todten finden. Das war ein sehr guter Freund von mir gewesen. Er möge ihn schön begraben lassen.“

„Ich werde es mit ihm verrichten.“

Nun nahm Marie Abschied von dem namenlosen Schlosse wie Jemand, der sehr gut weiß, daß er hierher nie mehr zurückkehren wird. Die letzte Erinnerung weist sie von hier für immer hinaus. Sie hatte nicht den Muth, ihr einstiges Zimmer je wieder zu betreten.

Der vierspännige Bauernwagen wartete am Thore des Kastells. Sie setzten Marie auf denselben, hüllten sie in den Schafspelz, banden ihr ein Baumwolltuch nach Bauernart um den Kopf, das Weib Satan Laczi's setzte sich an ihre Seite, Laczko kletterte zum Kutscher hinauf und nahm das Gewehr zwischen seine Kniee, der Kutscher ließ die Peitsche schwirren und der Wagen rasselte auf der Straße dahin, daß die Staubwolken aufflogen.

Satan Laczi sah eine Weile dem davonsahrenden Wagen nach; als er an der Krümmung des Weges vor seinen Augen

verschwunden war, blies er in seine Signalpfeife und aus den Gesträuchen des Parkes tauchten wilde, bewaffnete Gestalten auf, jede derselben war mit Säbel, Pistolen und einem Doppelgewehr versehen. Leise wurden die Befehle ausgegeben, dann begaben sie sich insgesammt nach dem Weidengehölz am Ufer des Neusiedlersee's. Dort lagen zwei Plätten, sie bestiegen diese und machten sich dann mit raschen Ruderschlägen in der Richtung des Röhrichts der Hansag auf.

Im namenlosen Schloß waren alle Thüren offen geblieben. In dem ganzen Hause gab es Niemanden als zwei Schläfer, der eine schnarcht fürchterlich, der andere schweigt fürchterlich. Und der eine und der andere fürchtet sich vor der ganzen Welt nicht. . . .

*

*

*

Marquis de Ferblans war mit seiner Abtheilung von der Dämonenlegion bei Bruck über die ungarische Grenze gegangen, und hatte etwa anderthalb Meilen von der Grenze bei Neusiedl sein Lager aufgeschlagen. Die Dämonen durften hier noch nicht ihre Kunststücke zeigen, damit die Kunde von ihrer Ankunft sich nicht verbreite. De Ferblans hatte der Ortsbehörde des kleinen Marktfleckens Befehle in Bezug auf eine Fouragelieferung ertheilt. Das aber war offenkundig, daß in normalen Zeiten die Umgegend des Neusiedlersee's Wien mit Heu versorgte. Man brauchte daher die Eindringlinge für nichts Anderes als für eine fouragirende Truppe zu halten, wegen der es nicht der Mühe werth ist, dem Hauptquartier Kopfschmerz zu machen.

De Ferrolans hatte sich selbst im Gasthause einquartirt und unterzog mit ein paar Nobili von zweideutigem Charakter aber von unzweifelhafter Tapferkeit die feurigen Weine der Gebirge am Neusiedlersee einer eingehenden Prüfung, als ein neuer Gast unter die trinkende Gesellschaft trat, bei dessen Anblick de Ferrolans in freudigem Tone rief:

„Ah, Hector la Barbe! Alter Kumpen! Was machst Du denn hier?“

Möglich, daß der Angekommene, was seine Erlebnisse betrifft, alt genug war, sein Gesicht aber war noch ganz jung, und wenn wir unser Gedächtniß anstrengen, so wird uns einfallen, daß wir ihn schon einmal gesehen haben, — in den Sälen der Gräfin Themire. Auch er hatte zur Brigade Cytherens gehört.

Hector la Barbe trug als Reisekleid Kosatenkleidung (diese war damals bei den Franzosen wegen der russischen Allianz sehr populär) und an der Seite einen großen ledernen Quersack, dessen Flanken ganz ausgebaucht waren.

„Nicht schlecht, dieser Wein!“ sagte der Ankömmling, während er den goldfarbigen Ruster aus de Ferrolans' Glas ausschürfte. „Ich gehe nach Paris. Der Kaiser schickt mich mittels Eilpost. Was läßt denn Du nach Hause sagen?“

„Gratulire zu der Mission. Du hast Dir aber einen verdammt graden Weg gewählt, wenn Du auf der Reise via Schönbrunn nach Paris unterwegs auch Neusiedl mitnehmen kannst.“

„Das hat seinen Grund. Der Kaiser schickt einen Brief an Josefina.“

„Einen Liebesbrief?“

„Das weiß ich nicht.“

„Gieb her, wir wollen's sogleich sehen.“

Der Kaiser pflegte seine Briefe nicht in Couverts zu stecken; er faltete sie zusammen und siegelte sie.

De Ferrolans verstand sich dann schon auf die Art, wie man einen solchen Brief rund drücken müsse, um durch die Spalte in den Inhalt einblicken zu können.

„Eine entsetzliche Schrift!“ sagte er kopfschüttelnd. „Wahrlich nicht so hatte der „Konsul“ der schönen Kreolin kalligraphirt! Und erst der Inhalt! Ma santé est bonne. Daß er gesund ist. Le temps est superbe. Daß wir herrliches Wetter haben. Les soldats sont gais. Daß die Soldaten lustig sind. Il y a ici du vin. Daß es hier Wein giebt. Porte-toi bien. Gehabe Dich wohl. Napoleon. — Nun, einen solchen Brief könnte auch ich schreiben, wenn es eine Frau Ange Barthelmy geben würde.“

„Mag sein, das beigeschlossene Geschenk bringt aber die Wage zärtlicher Delikatesse wieder in's Gleichgewicht. Der Kaiser schickt Josefina einen Hund.“

„Einen Hund? Hat sie denn an den zwei berühmten Carlins noch nicht genug?“

„Alle Beide sind krepirt.“

„Ach, wie schade! Es waren ein paar ausgezeichnete Hunde! Wenn Josefina Gesellschaft bei sich hatte, vermochte der eine den anderen wegen ihres Gebeltes nicht zu ver-

stehen. Keines Menschen Waden waren vor ihnen sicher. Als wenn ich auch jetzt den Cardinal Caprara sehen würde, wie er aus den Taschen seiner Soutane Zuckerstücke und Schinkenschnitten hervorholte, und wie ängstlich er sie, wenn er in das Zimmer der Kaiserin trat, den beiden Cerberussen zuwarf, um die Immunität seiner rothen Strümpfe zu vertheidigen."

"Aber noch viel schöner war, was Du nicht gesehen hast (weißt Du, während Du Deine Rolle als Barthelmy spieltest), als Josefina bei einer Soirée der Madame Laplace etwas erklären wollte und sie aufforderte, sie möge sich neben sie auf's Kanapée setzen. Madame Laplace hatte nicht daran gedacht, daß sie ein Majestätsverbrechen begeht, wenn sie den neben der Kaiserin liegenden Carlin unachtsam berührt, was zur Folge hatte, daß die Hofdame mit einem lauten Aufschrei mitten in den Saal sprang, so tüchtig hatte sie der Carlin durch alle Kleider hindurch gebissen."

"Haha! Und wohin hatte er sie gebissen."

"Das hat Elio nicht aufgezeichnet. Nach Shakespeare gehört auch dies zu den namenlosen Thaten."

"Schade um die zwei vortrefflichen Köter! Sie haben viel Gutes in ihrem Leben gethan. Die armen Leute steckten ihre Bittschriften unter ihre Halsbänder und ließen sie so in die Allerhöchsten Hände gelangen."

"Josefine war aber auch untröstlich ihretwegen. Sie sind zu gleicher Zeit gestorben, wie ein treues Ehepaar. Der Kaiser schickt ihr nun zum Trost ein neues Junge von einer Hunderasse, die jetzt der neueste Mode-Artikel in Paris

ist: man nennt sie chien de Vienne. Das ist meine Mission. Nachdem ich aber erfahren habe, daß der chien de Vienne nicht in Wien fabricirt wird, sondern daß sein Hauptdepot sich hier neben Strabo's lutum peisonis befindet, so habe ich in Folge dessen meinen Weg über diesen schönen Marktflecken am Saume des Campus Bojorum genommen. Auch habe ich mir bereits ein Prachtexemplar von diesem Salonartikel eingeschafft, das zu Hause allgemeinen Neid erregen wird."

Hiermit zog er aus seinem ledernen Quersack jenen Gegenstand, der dessen Flanken so anschwellen machte, heraus und setzte denselben mitten auf den Tisch.

Es war dies ein gewaltiger junger ungarischer Schäferhund mit schönem krausem, weißem Haar, der sofort, als er auf den Tisch gestellt war, sich mit dem Hinterfuß hinter den Ohren zu kratzen begann und sich sodann breit auf seine vier Füße stellte und die gesammte ehrenwerthe Gesellschaft tapfer anbellte.

"Dieser chien de Vienne ist aber ja ein ungarischer Schäferhund," sagte de Fervlans, "der mit der Zeit so anwachsen wird, daß die Kaiserin auf ihm reiten kann."

"Bis der Hund so groß wird, ist Josefine nicht mehr Kaiserin."

"Was Du nicht sagst! Glaubst auch Du es?"

"Man erzählt es bereits in allen Kaffeehäusern, und was noch mehr, auch Fouché erzählt es."

"Und was für einen Grund mag der Kaiser dazu haben?"

„Freund, wer sich von seiner Frau trennen will, der kann leicht einen Grund hierzu finden. Daß die Frau gar eifersüchtig ist, daß sie gleich weint und häufig ohnmächtig wird, daß sie viele Schulden macht und nie vollständig gesteht, wie viel sie betragen, und dann, daß sie Hausirerinnen, Kartenausschlägerinnen bei sich einläßt, die der Kaiser zum Palast hinausgeschafft hat. Das Alles ist aber nur Vorwand. Ich glaube, daß der Kaiser, nachdem er das halbe Europa erobert hat. . . .“

„Das ganze! . . . Du!“

„Nur das halbe, sage ich, weil er nur das Europa männlichen Geschlechtes erobert hat; daß er nun auf die andere Hälfte losgeht, und einen Feldzug gegen das Europa weiblichen Geschlechtes plant. Er denkt an eine neue Heirath, und da unsere christlichen Kanones dies nicht anders gestatten, muß er die alte lösen.“

„Wenn ich nur zum Vorhinein wüßte, wer diejenige sein wird, der wir unsere Huldigungen darzubringen haben werden.“

„Wahrscheinlich weißt aber Du mehr wie ich. Nicht ohne Grund hast Du Dich durch drei Jahre in dieser Gegend zur Zeit der Barthelmy-Saison gelangweilt.“

„Kolossal! Das war für mich keine Saison, sondern ein Leon!“

„Und wie spielt Themire hier ihre Komödie?“

„Ausgezeichnet! Eben jetzt erwarte ich ihre letzte Scene.“

„Ich kann mir vorstellen, wie sie sich sehnt, aus diesem

Roßneß nach Paris zurückzugelangen! Sie mußte Tantalusqualen ausgestanden haben, als sie die Beschreibung der Soirées der kaiserlichen Prinzessinnen in den Zeitungen las; diese Moden! Freund! Welch ein großartiger Wahnsinn! Sämmtliche Vögel aller Welttheile ihrer prachtvollen Federn beraubt, die mit Edelsteinen an den wolkenartigen Kleidern unserer Damen befestigt waren, und erst die Herrschaft der abscheulichen Cherusque, die wir wegen jener schön finden mußten, die sie trugen, und die zu tragen eine wahre Tyrannei von Seite unserer Schönen war, da sie uns durch dieselbe zur unbedingten Kapitulation zwangen und die häßlichen Damen aber völlig unausstehlich machten. Und an alledem konnte Themire nicht theilnehmen. Eines Abends hatte Hortense sämmtliche kostbare Federn und Brillanten mit ihrem Ballkleid in Schatten gestellt, dieses war mit frisch gepflückten Rosenblättern vollgesteckt. Sie trug einen Duft mit sich wie ein Rosenhain! Daß Themire dies nicht sehen konnte! Und daß sie ihre eigene Tochter nicht sehen konnte."

"Ist sie schön geworden?"

"Herrlich und geistreich. Als sie auf dem Bal paré bei Hortense den Fandango oder das Bacchanal von Steibel oder den orientalischen „Danse de Chales“ oder gar den „Danse de Cosaque“ tanzte, sah ihr alle Welt zu. In der Allegorie aber, wo sie die Folie darstellte, machte sie den ganzen Hof verrückt: im kurzen Kleid, in fleischfarbigen Tricots, mit einer Kleidertaille ohne Korset und ohne Ärmel. Ah!"

„So hat sie also Glück gemacht?“

„Im Gegentheil. Wohl hatte Hortense sie lieb gewonnen; die Prinzessin Pauline aber war eifersüchtig auf ihre Schönheit und untersagte ihr in einer Soirée, welche sie gab, die Rolle in dem obenbeschriebenen Costume darzustellen. — Da gab's nun großes Weinen! — Dafür verschaffte Hortense der Kleinen die Genugthuung, daß sie sie zu Josefina als Vorleserin brachte.“

„Eine sehr beneidete Stellung.“

„Nur zu sehr beneidet. Nicht lange darauf machte man Josefina auf den schönen Neuling eifersüchtig; man machte sie glauben, daß auch der Kaiser sich gern allerlei — aus den schönen Augen des Mädchens vorlesen lasse. Da gab's dann ein noch größeres Weinen. Das schöne kleine Mädchen zeigte sich dann nicht mehr bei Hofe und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.“

„Es wird gut sein, wenn ihre Mutter dies nicht erfährt, sie hat ihre Tochter sehr lieb. Wenn dieser ein Leid widerfahren sollte, würde sie darob mir zürnen.“

„Du wirst sie schon wieder zu versöhnen wissen. Es hat noch kein so theures Töchterchen auf der Welt existirt, das man nicht für fünf Millionen oder — für einen Mann hingegeben hätte. Die Pariserinnen sind nicht rachsüchtig. Sieh, wie man in Tyrol unsere Landsleute umbringt, und in sämmtlichen Salons von Paris ist heuer die Tirolertracht Mode geworden: unsere Damen in kurzen Röckchen, gesticktem Camisol, in rothen Strümpfen, die bis zum Strumpfband mit Gold gestickt sind. Die Weiber kennen

nur Weiber als Feinde. Themire wird noch zeitlich genug zum „grand père“ kommen. Dieser Tanz beschließt mit seinen possierlichen Figuren den Ball. — Uebrigens sind die schönen kleinen Mädchen jetzt in unseren Salons aus der Mode gekommen, seitdem Madame Tallenrand, das heißt, Pardon, die Herzogin von Benevent, die kleine Charlotte irgendwo auf der Straße aufgelesen hat, ein häßliches, schwarzes, dummes Ungeheuer, das zwischen den Beinen der Gäste der Herzogin herumkriecht, mit ihren schmutzigen Händen die Seidenkleider beschmiert, mit den Fingern in die Schüsseln fährt und den Marquisinnen und Marquis die rothe Farbe von den Wangen kügt. Jetzt ist dies in der Mode. — Doch, mein kleiner Hund wird ungeduldig. Ich muß eilen. Dieses Glas auf die Gesundheit der schönen Themire. — Wenn nicht der Teufel den einen oder anderen von uns holt — so auf Wiedersehen in Zingarelli's „Romeo“! Ah, die Grassini singt gottvoll Wenn Du sie hören würdest! Adieu!“

Hierauf schlürfte er das letzte Glas Wein aus, steckte den jungen, zu Großem gebornen Schäferhund wieder in seinen Quersack und ging, die Schluß-Arie Romeo's „ah ombra chiara“ vor sich hinträllernd. Draußen wartete ein vierspänniger Wagen seiner. Der chien de Vienne liebt mit Relais zu reisen.

„Hol' ihn der Teufel!“ brummte de Ferblans ihm nach. „Man kann nicht ein gescheitertes Wort mit ihm reden.“

Raum war der Wagen des Couriers davongerollt, als

ein dreispänniger Bauernwagen vor dem Wirthshause vorfuhr. Von demselben stieg Herr Jocrisse herab.

„Das ist schon ein gescheidterer Mensch! Was er wohl bringt?“

Er bringt den Brief der „Katharina Landsknechtsschild“.

De Ferplans schlug mit der Faust auf den Tisch, als er den sehr kurzen Inhalt des Briefes gelesen hatte.

„Dieser Windbeutel hat recht gehabt. Es existirt keine so geliebte Tochter, die nicht für einen Mann hingegeben würde. Und nicht allein die Tochter, sondern auch noch die fünf Millionen dazu. Für einen Mann! Nur daß nicht ich dieser Mann bin, sondern ein Anderer. — Also: io non posso? — Auch gut, Madame! — So werde also ich der Herr sein, der etwas zu thun weiß. — Jocrisse, was für Garnisonen giebt es auf der Dedenburger Seite?“

„In jeder Stadt liegen Abtheilungen Insurgenten-Kavallerie.“

„Das ist ärgerlich. Nicht, als wenn ich befürchten würde, daß sie meinen Dämonen gar zu viel zu schaffen machen werden, vielmehr fürchte ich, daß, wenn ich sie aufscheuche, sie derart laufen, daß sie die ganze Neusiedlergegend vor mir allarmiren und ich, bis ich nach Fertöszegh komme, das leere Nest finde. Ich muß sie über die Hansag überumpeln und auf demselben Weg zurückkehren. Warst Du je in dieser Gegend?“

„Ich begleitete einmal den Ingenieur nach Frauenkirchen.“

„Ist der Weg fahrbar?“

„Bis dahin, ja. Dann aber wird er bitter.“

„Gut. Du bestellst hier auf der Post einen Wagen und kommst uns bis Frauenkirchen nach. Dort wartest Du auf uns, bis wir zurückkommen. Um wie viel Uhr hast Du Dich von Fertőszegh auf den Weg gemacht?“

„Gleich nach Tisch.“

„Höre, ich vermuthe, daß Deine Herrin, als sie diesen Brief geschrieben hatte, auch noch etwas Anderes gedacht haben mochte. Ich halte sie auch dessen fähig, daß sie das Mädchen vor mir flüchten machte. Da muß ich mich denn gehörig sputen. Es macht aber nichts. Frauen trauen sich nicht in die tiefe Nacht hinein zu reisen. Wenn sie auch Fertőszegh verlassen haben, so können sie nicht gar weit gekommen sein. Die Donau ist gerade an dem Tag der Schlacht von Aspern ungewöhnlich gestiegen; in solchen Fällen fließt die Raab bei Vitnyed, durch den Hauptstrom zurückgestaut, in den Neusiedlersee zurück und reißt alle Brücken weg, und mit Plätten pflegt man des Nachts nicht überzufahren. Dort hole ich sie ein.“

„Es wird aber schwierig sein, bei Nacht über die Hansag zu kommen,“ machte Jocrisse ihn aufmerksam. „Und ein Führer ist unter diesem Volke um kein Gold zu haben. Ein sonderbares Volk. Es läuft nicht aus den Dörfern davon, wenn der Feind kommt, es geht vielmehr hin, ihn in der nächsten Nähe anzustauen, als wenn man eine Komödie vor ihm aufführen würde. Es thut ganz vertraulich mit dem Feinde und giebt ihm zu essen und zu trinken,

aber ein Spion, ein Wegweiser ist unter ihm um keinen Preis zu bekommen."

"Ich weiß es. Ich brauche aber einen solchen nicht. Ich habe eine sehr gute Karte von dieser Gegend. Herr Dobofa hat sie angefertigt. Dann bin ich selbst, während ich hier in Garnison war, bei meinen Jagden auf Wildschweine und türkische Enten die ganze Hansag die Kreuz und Quere abgegangen. Ich finde mich auf ihr auch in finsterner Nacht zurecht."

De Ferblans gab sodann seiner Truppe den Befehl, sofort ohne alles Geräusch aufzusitzen, und ehe noch die Abenddämmerung angebrochen war, befand er sich bereits auf dem Weg nach der Hansag.

Wenn wir nun annehmen, daß es, als das flüchtende Mädchen das namenlose Schloß verließ, Mitternacht sein mochte, so können wir ausrechnen, daß sie vor der Reiter-schaar, die gegen Sonnenuntergang von Neusiedel aufgebrochen war, wenn diese unterwegs auf kein Hinderniß stieß, kaum einen größern Vorsprung als von ein paar Stunden haben konnte, und daß, wenn der Wagen in der That an der Raab-Ueberfuhr bei Bitnyed halten muß, die Dämone de Ferblans' die Flüchtlinge dort unzweifelhaft einholen.

Ludwig Babel konnte gleichfalls erst nach Mitternacht durch Katharina von der Gefahr unterrichtet worden sein, welche Marie bedrohte; und wenn er sich auch sofort mit seiner Truppe aufgemacht hatte, um de Ferblans entgegen zu ziehen, so konnte er doch die Hansag vor Mittag des andern Tages nicht erreichen, um diese Zeit hat aber

de Fervlans seine Aufgabe längst beendet und befindet sich mit seiner Beute und der Dämonen-Legion bereits auf dem Rückweg, wo es dann schwer sein wird, ihn einzuholen, und noch schwerer, ihn weiter zu verfolgen.

Es muß ein Wunder geschehen, damit Marie gerettet werde.

Drittes Kapitel.

Und dieses Wunder geschah auch.

Ein wahrhaftes Wunder Gottes, wie deren eines die biblische Legende von dem rothen Meere erzählt, das dem verfolgenden Pharao den Weg verlegte. Die Zweifler verweisen wir auf die Monographie des Neusiedlersee's, in welcher diese Naturerscheinung verzeichnet steht.

In den letzten Jahren hatte man den Neusiedlersee abgelassen, und dort, wo er seine Hauptverbindung mit den Seen der Hansag hatte, starke Pallisadendämme querüber gezogen. Als heuer die Wässer der Hansag wieder gestiegen waren, begann das von unten andrängende Schlammwasser da und dort ganze Hügel aus dem Torfboden zu erheben, die wie große Geschwülste am Körper der kranken Erde aufquollen. Eine solche Erdgeschwulst war geplatzt und der schwarze Schlamm, der sich aus ihrem Schlunde ergossen, hatte die umliegende Fläche weithin überschwemmt.

Schon in der Gegend von St. Andras machte sich, als die Truppe der Dämonen über die mit Wegerich bewachsene

Fläche hinzog, die Erscheinung bemerkbar, daß die Fläche sich da und dort unter dem Gewicht der großen Menge Reiter bog. Als sie weiter kamen, war die ungeheure Schaar von Fröschen überraschend, welche den Reitern entgegenkamen, als wollte wenigstens dieses Heer sich mit dem Feinde schlagen; zu dreien hüpfen vor jedem Pferdefuß die Ballettänzer des moorigen Grüns auf.

Dann begann eine Schaar aufgeschreckter Wasservögel mit vielem Geräusch in der Luft zu kreisen; auch diese hatte der sich weiter ergießende Schlamm zur Nachtzeit aus ihren stillen Nestern aufgeschreckt.

Es war eine geräuschvolle Nacht. Die Kraniche schrien wie die Menschen, wenn sie ein großes Feuer löschen, mit wenig Wasser und viel Geschrei.

Jenseits des Dorfes Balla verlor sich dann plötzlich jenes Etwas, das sich nicht schämte, sich Landstraße zu nennen. Es war in einem breiten, sich weithin erstreckenden Rothmeer untergegangen, das sich wie ein schwarzer Spiegel in weite Ferne ausdehnte.

Die Pflüge, welche den Weg verlegte, konnte nicht breiter als die Weite eines guten Steinwurfes sein. De Fervlans glaubte, daß man dieselbe durchwaten könne.

Er befahl einem Dämon, in die Lache zu reiten, und zu erforschen, wie tief diese sei.

Man konnte die Fortsetzung des abgeschnittenen Weges jenseits des Rothspiegels beim Mondlicht ganz gut ausnehmen.

Der Dämon war kaum zwanzig Schritte weit gelangt,

als das Pferd plötzlich versank, daß nur dessen Kopf herausragte.

„Hilfe!“ brüllte der Dämon, der sich an die Mähne seines Pferdes klammerte.

„Schwimm heraus!“ rief ihm de Ferolans zu.

„Ich bin ein Teufel, aber im flüssigen Pech habe ich doch noch nicht schwimmen gelernt!“ rief der Dämon mit Galgenhumor zurück. Dann mühte er sich eine Weile inmitten des dichten, zähen Rothes ab, bis er plötzlich vor den Augen seiner Kameraden mitsamt dem Pferde unter dem schwarzen Schlamm Spiegel versank, der noch durch geraume Zeit einen tiefen Trichter an der Stelle bildete, wo er sein Opfer verschlungen hatte.

De Ferolans sendete hierauf einen Reiter nach rechts, den anderen nach links ab, um auszufundschaffen, woher diese Pechfluth komme und nach welcher Seite sie umgangen werden könne.

Jeder der Reiter kam mit der Nachricht zurück, daß die Schlamlava in der Richtung fließe, in welcher er gewesen war. Sie verbreitet sich daher nach beiden Seiten, ihre Mitte ist hier, wo sie aus der Erde hervorgebrochen ist.

„Das ist schlimm,“ sagte de Ferolans. „Dann ist es ein ganzer Torfdurchbruch, was uns den Weg verlegt. Mit diesem können wir nicht wettlaufen. Wir müssen uns einen andern Weg aussuchen. Es liegt aber nicht viel daran. Daraus ergibt sich höchstens eine Verspätung von ein paar Stunden. Diese werden wir schon wieder einbringen. Die

Nacht ist lang genug. Es giebt auch noch einen andern Weg.“

Er hatte recht. Das Brot der Bewohner der Hansag wächst im Sumpf. Sie ernten Gras und Rohr, fangen Fische, jagen; hiervon leben sie, manche Fahrwege sind so schmal, daß sie nur ein tief eingeschnittenes Wagengeleise bezeichnen, sie befahren das Moor in die Kreuz und Quere, und es giebt im Röhricht keine Stelle, an die man nicht zu Pferde gelangen könnte, wer eine vollständige Karte in der Hand hat, braucht nicht einmal einen Führer, um aus dem Labyrinth herauszufinden. De Fervlans kannte zudem aus persönlicher Erfahrung jeden Winkel des Röhrichts.

Auf den Seitenwegen, welche zwischen Valla und Banfalva durch das Rohr führten, konnte man der Schlamlava ausweichen und auf die prachtvolle alleebesetzte Landstraße von Eszterhaza gelangen. De Fervlans kannte hier sogar die einzelnen Hütten, in welchen sich die Jäger auf den Anstand legen. Hier beginnt dann die eigentliche Torfgegend. Die Ebene ist von den fußhohen Flechten röthlich gefärbt, welche den verwesenen Boden bedecken, der schon Festigkeit erlangt hat, manns hohe Euphorbiasträucher erheben sich in Gruppen. Fächer riesiger Farren, Stengel des haustieligen Schierlings, schirmförmige Blumen mit Giftgeruch, zum Gestrüppe angewachsen, mit diesen Schmerwurzel, Gaisblatt, Nachtschatten und wilder Hopfen verflochten und sie Alle insgesamt, wie sie ineinander verschlungen sind, scheinen sich zum Sturm auf eines der da und dort vereinzelt stehenden Nadelhölzer zu erheben, daß seine spärlichen Aeste mit den an deren

Enden zu Büscheln vereinten Nadeln gleichsam um Hilfe rufend in die Einöde hinausstreckt, seinen fernstehenden Gefährten hat das würgende Pflanzenheer bereits erfaßt. Die wasserreichere Fläche ist mit zahlreichen verstreuten Moorschollen, Bülsen, bedeckt, die zu ungeheueren Massen angewachsene riedgrasartige Vegetation mit in die Höhe ragenden Aehren gleicht einem Blumenkorb, ringsumher nichts als Vergißmeinnicht und Schwarzwurzel mit den rothen Glockenblumen.

Da und dort hat das tiefer liegende Röhricht seine zottigen Winterbehänge noch nicht abgelegt, es ist noch fahl und trocken, zwischen dem Rohr sind an vielen Stellen geschnittene Rohrbüschel und Heuschaber zurückgeblieben, deren Gipfel schon zu grünen beginnen.

Aus dem sumpfigen Torfboden erhebt sich da und dort ein höherer Hügel, auf welchen sich silberblättrige Weiden mit dunkelgrünbelaubten Erlen zusammengedrängt haben; an anderen Stellen unterbrechen offene Seen, die von Fichten mit angefaulten Stämmen eingefast sind, das Rohrmeer, der eine Hügel heißt die „Erdburg“, der zweite der „Fuchshügel“, der dritte die „Erbinsel“. Jener geigenförmige See dort heißt der „Königssee“. Von dem einen Hügel zum andern führen Wege, die seit unvordenklichen Zeiten mit Rohr und mit Weidenprügeln statt mit Riefeln makadamisirt wurden.

Als die Dämonen-Abtheilung den Fuchshügel erreicht hatte, fand de Fervlans es rathlich, Rast zu kommandiren. Die Pferde waren ganz ermüdet. Die Wege der Hansag

nehmen ihre Besucher stark mit, da und dort waret das Pferd bis zum Sprungbein in ihnen. Auf dem Gipfel des Hügels befanden sich Rohrbündel, mit diesen ließ sich hurtig Feuer machen. Die Nächte sind in dieser Gegend feucht und kalt. Daß irgend Jemand auf die Lagerfeuer aufmerksam werden könne, war nicht zu befürchten. Im Umkreis von drei Meilen giebt es hier keinen von Menschen bewohnten Ort und über Nacht bleiben weder Menschen noch Vieh im Röhricht der Hansag.

Nur das Kreischen der Wildkaze und das dumpfe Blöken der Rohrdommel tönte vernehmlich aus dem Lärm der Millionen heraus, welche das Röhricht bevölkerten. Manchmal brachte ein leiser Windstoß das Liebesgeheul eines brünstigen Wolfes aus dem Gehölze herüber.

Von dem Fuchshügel konnte man, besonders wenn man eine große Rohrpyramide erkletterte, eine weite Strecke überblicken. Beim Mondlicht konnte man gegen Osten die großen Pappel-Alleen wahrnehmen, welche nach Eszterhaza führten, und selbst ein in seiner Vergoldung erglänzender Thurm des ungarischen Versailles war sichtbar. Man konnte in zwei Stunden dahin gelangen.

Plötzlich erklang in scharfem Tone das „qui vive“ eines der ausgestellten Vorposten, worauf eine halb menschliche halb thierische Stimme antwortete. Das „qui vive“ ertönte ein zweites Mal und ihm folgte ein Schuß von Seite des Postens, worauf ein wildes Gelächter, richtiger ein Grunzen, die Antwort war, das sich nach wenigen Augenblicken in weiter Ferne wiederholte.

De Fervlans eilte zum Posten hin.

„Was war das?“ fragte er.

„Ich weiß nicht, war es ein wildes Thier oder ein Teufel in frazenhafter Menschengestalt! ein großköpfiges Ungeheuer mit spitzigen Ohren, es hatte zerlumppte Kleiderreste auf sich, und da sollte ich wol glauben, daß es ein Mensch war; es lief aber auf allen Vieren, wie ein Wolf und so war es doch ein Thier.“

„Ah! das war sicherlich mein durchgegangener Fischmensch!“

„Als ich ihn zum ersten Male anrief, richtete er sich auf zwei Füßen auf und bellte oder was es sonst war. Auf meinen zweiten Anruf bestand seine Antwort darin, daß er irgendwoher Feuerzeug hervorholte und damit Feuer zu schlagen begann. Bei dem Leuchten der Funken war sein Fraßengesicht noch entsetzlicher. Ich konnte mich nicht enthalten, auf ihn zu schießen, ich vermochte ihn aber nicht zu treffen, denn plötzlich warf er sich auf den Bauch und entlief dann in's Röhricht.“

„Es wäre schade gewesen, wenn Du ihn niedergeschossen hättest. Es ist in Wirklichkeit mein verloren gegangenes Ungethüm. Ich habe es Feuer schlagen gelehrt. Sicherlich ist es auf die Feuer, die wir angemacht, zum Vorschein gekommen.“

Es war aber doch kein so geringes Uebel, daß der Posten den wasserbewohnenden Zwerg nicht niedergeschossen hatte. Raum war de Fervlans auf den Fuchshügel zurückgelehrt, als der Adjutant ihn auf eine verdächtige Röhre in

dem vor ihnen sich hinziehenden Röhricht aufmerksam machte, welche nach wenigen Augenblicken zur auflodernden Flammensäule wurde, die sich knisternd himmelwärts erhob. Nach fünf, sechs Minuten war das Röhricht an zehn Stellen in Brand gerathen.

„Hölle und Teufel!“ schrie de Fervlans. „Das Ungeheuer steckt uns das Röhricht in Brand. Und ich selbst habe dieser Ausgeburt des Teufels gelehrt, wie man Feuer schlagen und aus dem Weisfuß Zündschwamm bereiten müsse. Macht Jagd auf das Ungethüm!“

Das Jagen kam aber zu spät.

Das wilde Thier hatte einen großen Vorthail vor den Jägern voraus. Zwischen ihnen befand sich das brennende Röhricht und aus diesem warf es unausgesetzt neuen Zündstoff nach rechts und nach links, dann mußte es auch auf den Moorschollen rascher als die Reiter fortzukommen. Zudem erhob sich ein leiser Ostwind, um ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Binnen zehn Minuten stand das Röhricht um den Fuchshügel in Flammen, das Ungeheuer erkletterte einen Haufen von Rohrbündeln und sah von dessen Höhe grunzend zu, wie das prächtige Flammenmeer tiefer und tiefer zwischen die Gehölze drang; die beiden Fäuste auf die Hüften gestützt, grunzte und kreischte es bei dem herrlichen Feuerwerk, welches es diesmal zu Ehren seines einstigen Patrons veranstaltet hatte. Muthmaßlich wird es selbst in den Flammen zu Grunde gehen.

Mit diesem Spaß hat es aber den Plan seines Ziehvaters gänzlich über den Haufen geworfen.

Die Herren Dämone mußten der ehrgeizigen Annahme entsagen, in was immer für einer Verwandtschaft mit den höllischen Excellenzen zu stehen, denn nicht nur, daß sie durch dieses in Flammen gehüllte Röhrchen nicht zu dringen vermochten, sie mußten auch noch ihren Pferden tüchtig die Sporen einsetzen, um der Gefahr zu entrinnen. Wo ein großes Feuer ist, stellt sich auch sogleich der Herrentanz der Wirbelwinde ein, der feurige Wirbel segte über die in Flammen gehüllte Fläche hin; selbst das Bruchmoor gerieth wie Zündschwamm in Brand und die Torfsschollen, welche die in aller Heimlichkeit Heranziehenden so still aufgenommen hatten, riefen ihnen nun mit tausend Feuerzungen: *Fliehet! zu.*

De Fervlans vermochte seine auseinandergesprengte Truppe erst wieder auf der Ebene von Balla zu sammeln.

Und doch war es erst die Karikatur der Insurgenten gewesen, was ihnen so großen Schrecken eingejagt hatte.

„No, diese Geschichte gleicht in der That dem, was man ein Fiasco nennt!“ sagte Fervlans. „Zuerst verlegt uns der Roth und dann das Feuer den Weg. Quis quid peccat, in eo punitur. Worin einer gesündigt hat, darin wird er gestraft. Meine Sünde war, daß ich diesem Ungeheuer Feuer machen lehrte. Jetzt haben wir damit vier Stunden Zeit verloren.“

Oh, diese vier Stunden hatten das fliehende Mädchen und der heraneilende Ludwig Babel sehr nothwendig gehabt.

Mögen sie keine Furcht haben! Es bleibt ihnen selbst zum Ausruhen Zeit.

De Fervlans befand sich mit seiner Schaar wieder dort, wo das hervorbrechende Schlammwasser den Fahrweg verschlungen hatte. Aus der Mitte, wo der recognoscirende Reiter untergegangen war, stiegen noch jetzt riesige Blasen auf, welche die Gasmenge mit starkem Knall plazen machte.

Dort erstreckte sich eine natronhaltige weiße Fläche auf weite Ferne. Das Volk jener Gegend erwirbt sich sein Brot mit dem Rehrbesen, es sammelt Soda, auf der Ebene befindet sich kaum ein Grassalm oder Strauch. Der hervorgebrochene Schlamm aber windet sich wie eine schwarze Schlange darauf entlang und lockt die Reiter hinter sich her, die ihn nirgends zu durchwaten vermögen und während dieses Versteckenspiels Alles, was sichtbar und unsichtbar ist, verschlucken. Aus dem brennenden Röhricht jagen Schaaren des sich flüchtenden Wildes auf demselben Weg wie die Pferde hin, Hirsche, Luchse, Eber, Wölfe und Füchse; ein Rudel Wildschweine versucht wiederholt durch den Schlammfluß zu dringen, doch auch sie schrecken vor ihm zurück, und doch liebt das Schwein den Roth und kann zudem schwimmen. Aus dem schwarzen Schlamm steigen betäubende Gase auf. Der Brand greift immer weiter um sich. Sein Widerschein macht das Himmelsgewölbe erglühen, das glühende Firmament giebt dann der ganzen Gegend eine neue Färbung, es färbt die natronhaltige Ebene rosenroth und den sich hinschlängelnden schwarzen Schlammfluß blutroth.

Endlich stockt der Rothstrom zwischen einer Hügelgruppe und die Dämone, die ihn endlich losgeworden, gewinnen

lärmend die andere Seite, auf der sich der Weg vor ihnen wieder eröffnet.

Da bricht aber schon die Morgendämmerung an und sie haben die kostbare Zeit verzettelt. In der That eine kostbare Zeit!

Nun hatten sie die jenseitige Hälfte der Hansag vor sich. Ein großer Landstrich, in welchen sich, wie in das Meer, drei Flüsse ergießen. Er verschlingt sie alle drei und grünt über ihnen. Ein Vierter durchschneidet ihn und führt bis an die Donau und dieser fließt nach Belieben, je nachdem die Donau oder der Neusiedlersee höher ist, bald abwärts, bald aufwärts. Gerade jetzt beliebt es ihm, abwärts zu fließen. In solcher Zeit sind auch die kleinen Seen, welche über die Hansag zerstreut sind, tiefer als sonst und man muß sie umgehen, was viel Zeit raubt.

De Fervlans wollte den Weg abkürzen. Ein solcher See von fünfzig, sechzig Schritte Breite ist für den Reitersmann kein solches Hinderniß, daß man wegen seiner einen Umweg von tausend Schritten mache. Man muß ihn durchschneiden. Hat er doch gar oft während der Jagd bei Verfolgung des Hirsches diese kleinen Seen mit dem Pferde durchschwommen. Nur daß es damals Herbst war, jetzt aber Frühling ist. Die Flora des Seegrundes hat mehrere Pflanzengattungen, die sich hübsch unter dem Wasser bergen und dort das ganze Jahr leben, wenn aber der Frühling, die Zeit der Liebe kommt, dann lassen sie ihre langen Ranken, ihre Franzen, ihre Blattguirlanden, ihre spiralförmig gewundenen Triebe aufwärts steigen; am Ende derselben be-

finden sich die Blüthenknospen, und die Blüthen bedürfen des Sonnenscheines und der freien Luft. Durch zwei Wochen ist der ganze See ein Blumenbeet, Rosen, Tulpen, Nelken, Glockenblumen sind über die Fläche verstreut, weiße, blaue, gelbe, fleischfarbige, dann ziehen sie sich insgesammt wieder unter das Wasser zurück, die Ranken winden sich zusammen und harren versteckt des nächsten Frühlings.

De Fervlans mußte auch das noch erfahren, daß sogar Blumen zu Feinden werden können. Jene Reiter, welche die ersten in den See geritten waren, begannen plötzlich um Hilfe zu rufen. Im blühenden See kann weder Mensch noch Thier schwimmen.

Das Seegras, die Kaulinse, die Hyppuriten, die Wasserfeder umklammern insgesammt ihre Beine; tausend Fäden, tausend Schnüre erfassen sie bei jeder Bewegung; sie verstricken sich in das zähe, unzerreißbare Gewebe und das zappelnde Thier gehört dem Wassergrund.

Die Leute, die am Ufer standen, mußten die Pferde an den Schweifen herausziehen; de Fervlans wollte an diese wunderbare Erscheinung nicht glauben und wäre selbst bald bei einem forcirten Versuch im Seegras umgekommen.

So geschehen also auch in den neuen Zeiten noch Wunder. Dasselbe außerordentliche Ereigniß, das Anschwellen der Donau, welches bei der Schlacht von Aspern einen so verhängnißvollen Einfluß auf die Entscheidung geübt, hatte auch hier im Kleinen seine Macht gezeigt und den Marquis de Fervlans gelehrt, daß es bei kriegerischen Operationen außer den Menschen noch Jemanden giebt, den man nicht

außer Rechnung lassen darf. Nennen wir diesen Jemand: „das Wetter.“

Wenn aber jeder im Weg liegende See umgangen werden muß, dann ist kaum Aussicht vorhanden, daß sie auf die Pomogyer Landstraße gelangen können, ehe es heller Tag geworden.

Dann ergab sich noch ein anderer Uebelstand. Der Brand des Röhrichs hatte die ganze Gegend allarmirt und die Bewohner der Dörfer der Hansag waren nun insgesamt auf den Beinen, um, mit Stangen bewehrt, den um sich greifenden Flammen, die die Frühlingssechzung ihrer Wiesen bedrohten, Einhalt zu thun. Die Bewohner dieser Dörfer sind Schwaben. Und so friedlich die Schwaben zu Wasser und zu Lande sind, so wüthend werden sie, wenn sie in's Feuer kommen. Wenn eine Feuersbrunst ausbricht, die ihre Habe bedroht, dann fallen sie auch über den Teufel selbst her.

Es war jetzt für die Schaar de Fervlans' nicht räthlich die Dörfer zu passiren, sie mußten denselben durch die Gehölze auf Feldwegen ausweichen, was eine beschwerliche Arbeit war. Die Pferde strauchelten fort und fort auf dem holperigen Boden und mehrmals mußten die Reiter absteigen, um die Pferde am Zügel über die Stege zu führen, die, aus Pflanzenfasern gebildet, über bedenkliche Stellen des Morastes führten. Ueber Wasseradern, die ihnen hier in die Quere kamen, mußten sie mittels Sprunges setzen und wo der Weißdorn sich mit den Ranken des Brombeerstrauches verschlungen hatte und denjenigen, der durchzudringen suchte, arg zer-

zaufte, mußten ganze Schanzen aus Dornen im Sturme genommen werden.

„Ne, auf diesen Weg kehren wir nicht zurück!“ sagte de Ferblans, als er mit seiner Schaar am späten Mittag die Landstraße unterhalb Pomogn erreicht hatte. Von hier an mußten sie auf der Straße verbleiben, denn die einzige große Brücke, welche über die, den Neusiedlersee mit der Donau verbindende Raab führte, befand sich eine halbe Stunde weit vom Dorf: und durchschwommen konnte die Raab nicht werden, weil ihre Ufer mit Ballisaden und Faschinen bekleidet waren, welche die Pferde nicht erklettern können.

Jenseits der Brücke befand sich das Mauthaus, das gleichzeitig Wirthshaus war.

„Hier müssen wir Rast halten,“ sagte de Ferblans. „Unsere Pferde fallen um.“ Durch achtzehn Stunden waren sie unterwegs und obendrein auf was für einem Weg!

Als die Reiter auf der Brücke erschienen, sahen sie zwei Leute aus dem Mauthaus laufen. Der eine lief in der Richtung von Eszterhaza, der andere in jener des Neusiedlersee's. Als sie zu der sumpfigen Niederung gelangt waren, banden sie sich lange Stelzen an die Füße und schritten mit deren Hilfe auf dem Moorboden von Scholle zu Scholle. Zu Pferde hätte man sie nicht einholen können.

Das Davoneilen der beiden Leute beunruhigte den Adjutanten de Ferblans', dieser aber gab ihm eine beruhigende Erklärung, die Hirten in dieser Gegend, deren Vieh an morastigen Stellen weidet, gebrauchen Stelzen.

Bei dem Brückenwirthshaus sammelte sich sodann die auseinandergefarene Truppe. Sie verlangte von dem Wirth, was es nur zu essen und zu trinken gebe. Er konnte ihnen jedoch mit nichts Anderem als saurem Apfelwein, Meth (ein Keller, in dem Wein hätte aufbewahrt werden können, ließ sich hier nicht graben) und mit Eiern von Wildenten aufwarten. Wenn der Teufel hungrig ist, verspeist er auch dies.

De Ferrolans, der nicht den geringsten Zweifel in das Gelingen des Unternehmens setzte, breitete hier die Landkarte vor sich hin und spann seinen Marschplan weiter aus. General Guillaume hatte seither einen der Briefe erhalten, welche er ihm durch zwei Boten in zwei verschiedenen Richtungen gesendet hatte, sicherlich habe der eine oder der andere den General aufgefunden und dieser werde den Marquis und seine kostbare Beute in Friedberg erwarten. Es mußte daher der Weg, der am leichtesten dahinführt, ausgezirkelt werden; das war aber für de Ferrolans eine höchst einfache Sache, da er die Insurgententruppen, die etwa auf seinem Wege herumlungerten, gar nicht in Rechnung zog. Und auf eine andere feindliche Streitmacht konnte er nicht stoßen.

Viertes Kapitel.

Der eine der beiden Männer, die auf Stelzen fortmarschirt waren, war Meister Mathas, dessen Distanzmärsche während dieses Krieges an das Fabelhafte grenzten.

Meister Mathas fand die Truppe Ludwig Babel's schon in Eszterhaza. Er meldete dem Führer, daß der Feind bereits an der Raabbrücke bei Pomogy angelangt sei und Anstalten treffe, bei dem Brückenwirthshaus Raftag zu halten.

Auch die Reiter Babel's hatten sich noch nicht ausruhen können, sie waren aber wenigstens auf ordentlichen Wegen bis hierher gekommen, sie waren nicht völlig erschöpft und ihr Führer ließ sofort zum Aufsitzen blasen und theilte die Befehle an seine Unteroffiziere aus.

Als er sah, daß auch Katharina ihr Maulthier bestieg und Wiene machte, sich ihm anzuschließen, ergriff er ihre Hand und suchte sie zum Verbleiben zu bewegen.

„Komm' nicht weiter mit mir. Verweile hier an sicherem Orte. Es könnte Dir etwas widerfahren.“

Die Frau ließ sich jedoch nicht überreden. Sie lachte. „Nein, mein theurer Freund! Ich habe ein sehr hohes Eintrittsgeld bezahlt, um das Schauspiel zu sehen, wie Du Barthelmy-Ferplans tödtest. Wenn es noch nicht genug war, so gebe ich auch noch meinen Kopf als Aufgabe, denn daß Du Ferplans tödtest, dessen bin ich so sicher, wie daß es einen Gott im Himmel giebt.“

Babel verstand sie vollständig. Die Frau, die so sehr zu lieben versteht, will ihr wahres Gefühl hinter einer alltäglichen weiblichen Schwäche verbergen und affectirt grausame Neugier. Sie wolle ihren Helden sehen, wie er siegt! Nicht wahr! Sie will vereint mit ihm sterben, wenn er unterliegt.

„Aber sieh doch, Deine Anwesenheit wird mich nur in meinen Dispositionen beirren, mit dem einen Auge werde ich stets auf Dich Acht haben und ich werde Grund zur Furcht in dem Augenblick haben, da ich Furcht gar nicht kennen sollte.“

„Oh, Sorge Dich nicht um Dich selbst! Ich kenne Dich besser! Wenn Du den Feind erblickst, so vergißt Du mich und schaust Dich nach mir nicht weiter um. Ich weiche nicht von Dir.“

Und sie lachte.

Eine lachende Frau kann man aber nicht von dem abbringen, worüber sie so herzlich lacht. Ludwig Babel mußte erfahren, wie weit diese Frau in ihrer Liebe geht, bis zum Knattern der Gewehre, bis zum Klirren der Säbel, bis zum Fließen des rothen Blutes.

Er muß bis zur letzten Probe sich vergewissern, ob sie Themire oder Katharina, die genussüchtige Modedame oder die bis in den Tod treue Braut ist.

Die Truppe trat ohne Trompetenklang ihren Marsch in der Allee von Eszterhaza an; als sie sich den Gehölzen von Pomoghy näherte, löste Babel einen Theil seiner Leute in eine Plänklerkette auf und schickte diese voran, während

er den andern Theil in geschlossenen Reihen auf der Landstraße marschiren ließ.

Als sie zum Röhricht der Hansag gelangten, drangen die Plänkler in das Gehölz ein.

Auf der mit dichtem Gebüsch bewachsenen Ebene war nur ein einziger Hügel und auch dieser war ein Werk von Menschenhand, ein aus den Schlacken einer Sodafabrik zusammengetragener Krater, der das tiefliegende Gebäude von drei Seiten umgab. Babel besetzte diesen Ort mit seiner Reserve und verbarg seine Reiter hinter der zusammengetragenen Schanze.

Er selbst bestieg mit Katharina den Gipfel des Hügels und besichtigte von dort das Terrain. Mit seinem Feldstecher konnte er die Raabbrücke und das weiß schimmernde Wirthshaus neben derselben wahrnehmen, die ganze Gegend war nichts als Röhricht, von der nach Süden gehenden Linie der Landstraße zog sich ein Wassergraben an den Neufiedlersee, dessen geometrische Linien lichtgrüner Ginster bezeichnete.

„So sei also mein Adjutant,“ sagte Ludwig im scherzenden Tone zu Katharina. „Ich steige wieder vom Hügel hinab, denn wenn man mich erblickt, so weiß man, was hinter mir ist. Du aber bist eine Bauersfrau, Du fällst nicht auf. Schau mit meinem Perspektiv gegen die Brücke aus und gieb mir zu wissen, was Du siehst.“

Der Adjutant de Fervlans' störte diesen vom Methglas mit der Meldung auf:

„Im Röhricht zeigen sich Reiter mit rothen Mützen.“

De Fervlans eilte schleunig vor das Wirthshaus, ließ zum Aufsitzen blasen und sendete auch von seiner Seite den Anrückenden eine Plänklerkette entgegen.

Im dichten Röhricht konnte man nur die Kopfbedeckung der Reiter sehen, wie sie zwischen den Sträuchern der Schmerwurzel da und dort zum Vorschein kamen, hier die schwarzen Helme der Dämonen mit den rothen Kammquasten, dort die rothen Esalos der Bolons mit den weißen Todtenköpfen.

Von Zeit zu Zeit fiel ein Schuß von hüben und von drüben, die aber nicht viel Schaden anrichteten.

Dann folgte lauter Austausch von Zurufen, wenn zwei Feinde im Röhricht aufeinanderstießen und handgemein wurden. Im Dickicht war die Stärke des Gegners nicht zu ermitteln. Wenn über Einen Reiter zwei, drei feindliche gingen, so hatte auch jener im nächsten Augenblicke ein Paar Kameraden an seiner Seite. Bald wurde ein Insurgent, bald ein Dämon umzingelt und schon als Gefangener abgeführt, sobald sich aber ein Paar seiner Kameraden zusammengefunden, eilten sie ihm nach und hielten ihn heraus. Im Röhricht konnte aber nur in kleinen Haufen gekämpft werden, denn die Torfschollen verhinderten Massenangriffe, die Pferde brachen in dem sumpfigen Boden ein und stürzten sammt den Reitern zwischen den Rohrmassen, die sich aus dem Moorgrund erhoben; jeder Reiter hatte außer mit dem Feind auch noch mit dem Boden zu kämpfen.

Mehrere Vermundete waren zu de Fervlans zurückgekehrt, sie zeigten ihm bitter klagend ihre blutigen Köpfe

die ihnen durch den Helm hindurch eingeschlagen worden waren.

„Wir wissen nicht, was jenes Krumme ist, auf jeden Fall ist es ein böses Ding.“

Jenes Krumme wird aber Fokos genannt. Dieser ist deshalb eine gefährliche Waffe, weil derjenige, der ihn in die Hand nimmt, nicht darauf rechnet, daß er sich zu vertheidigen haben werde, sondern nur auf den Angriff ausgeht. Dann ist auch die Form des Fokos gar arglistig ausgeflügelt. Am Ende eines zähen Eichenstodes ist ein hammerförmiges Eisen befestigt, dessen eines Ende wie ein Adlerschnabel ist. Der Fokos ist ein schlimmer Feind des Helms, dieser hält den Säbelhieb leicht aus, doch der Haken des Fokos schlägt ein Loch in ihn und macht ihn zu Schanden.

„Das sind Babel's Bolons!“ sagte de Fervlans, als er sich die feindlichen Reiter durch sein Glas besehen hatte. „Ich kenne ihre Equipirung aus Jocrisse's Beschreibung. Auch erkenne ich sie an ihren Fokosen. Sie hatten gerade solche Spuren ihrer Hände auf den Helmen meiner Dragoner zurückgelassen, wenn sie sich manchmal mit diesen in der Schänke zu Fertöszeg unterhalten hatten. — Der Verrath der Madame Themire ist somit ein vollständiger. Sie hat mir Babel selbst auf den Hals gebracht. — Nun so wollen wir auch diesem zeigen, daß der Krieg keine Sternguckerei ist. Dieser Herr war einmal Soldat gewesen, und er mußte seine Kriegsschule sehr schlecht durchgemacht haben, wenn er unterlassen hätte, jenen Hügel zu besetzen, auf welchem eine Bäuerin mit einem rothen Kopftuch steht. Das dort

ist eine Soda-Brennerei. Ich kenne den Ort ganz gut. Die Haupttruppe des Herrn Babel muß dort in der Reserve sein. Wenn er das nicht gethan hat, verdient er zum Gemeinen degradirt zu werden. Die Kunst wird nun darin bestehen, ihn von dort hervor und in die Falle zu locken."

Er hielt Umschau unter seinen Unteroffizieren.

"Signore Trentatrante!"

Der Aufgerufene trat vor. Es war dieß eine wild aussehende Gestalt mit drei Orden auf der Brust und vier Narben im Gesicht; schwarze Augen, die unter den dichten zusammengewachsenen Augenbrauen hervorblitzen, eine kühne Adlernase, ein schwarzer Schnurr- und Vollbart, der wahre Typus eines Romagnolen, sein Wuchs jener des vatikanischen Gladiators.

"Du und noch dreißig Mann sitzen ab; Ihr pflanzt das Bajonnet auf das Gewehr und umgeht das Röhricht. Wenn Ihr an den Wassergraben gelangt, so schleicht Ihr Euch unter dem Schutze des dichten Ginsters vor und legt Euch in den Hinterhalt, bis ich auf der Landstraße vordringe und auf die hinter der Soda-Brennerei verborgenen Bolons stoße. Diese werden dann aus ihrem Versteck hervorkommen, ich ziehe mich vor ihnen zurück und locke sie hinter mir her in's Röhricht. Dann stürzt Ihr aus dem Wassergraben hervor und fallt ihnen mit Gewehr und Bajonnet in den Rücken. Wenn Ihr an Ort und Stelle seid, werdet Ihr mir es dadurch zu wissen geben, daß Ihr den Rohrkegel dort inmitten der Weiden in Brand steckt."

"Sehr wohl!" antwortete der Unteroffizier, wählte sich

dreißig Leute aus, ließ sie absetzen und nahm sie mit sich in das Röhricht.

Die Franzosen practicirten bereits damals die gefährliche Kampfweise, einen Theil der Kavallerie absetzen zu lassen und ihn als Infanterie zu Angriffen mit Gewehr und Bajonnet zu verwenden.

Im Gebüsch dauerte unterdessen das kleine Geplänkel fort, Säbelduelle zwischen einzelnen Helden, herausforderndes Schießen mit Gewehren und Pistolen mit unsicherem Ausgang.

Die Dame, welche auf dem Gipfel des Hügels stand, wendete sich um und sagte zu Ludwig in ruhigem Tone:

„De Ferblans kommt an der Spitze seiner Truppe auf der Landstraße. Ich erkenne ihn.“

„So eilen auch wir zu seiner Begrüßung!“

Bavel ließ Alarm blasen und führte seine Reserve vor.

So viele militärische Kenntniß setzte auch er von seinem Gegner voraus, daß dieser den reductförmigen Hügel in Mitte der Ebene nicht unangegriffen lassen werde.

Nicht allein sein ritterlicher Stolz, sondern auch die Psychologie des Soldaten rieth ihm, den Angriff nicht abzuwarten. Es ist besser eine Truppe, welche zum ersten Mal das Schlachtfeld betritt, im Sturme zur Feuertaufe zu führen, als diese mit ihr in einer Defensivstellung abzuwarten.

Die beiden Abtheilungen, welche einander entgegerückten, waren an Zahl einander so ziemlich gleich.

Beide hatten die Landstraße à cheval genommen und rückten in geschlossenen Doppelreihen anfänglich in langsa-

mem, dann in scharfem Trab vor, wobei sie ihre vorge-
schobenen Plänkler an ihre beiden Flügel zogen.

„Rajta magya, rajta! schrie die Insurgentenschaar, wäh-
rend die Säbel in ihren Fäusten blitzten. — Die Dämonen
— alte kampfgeübte Krieger — ermunterten einander
lachend mit dem Spottruf: „avanti, avanti, signori briganti!
Cavallieri ladri avanti!“

Da stieg plötzlich eine Rauchsäule aus dem Röhricht
auf. Der Rohrkegel im Weidengebüsch war angezündet
worden.

Dies war das von de Ferolans erwartete Signal.

Auf dasselbe machte die Truppe der Dämonen Halt
und nahm die Karabiner von den Schultern, als wolle sie
den Feind ruhig erwarten und eine Salve auf ihn abgeben.

Bavel mußte sich auch dieser Absicht gegenüber zu helfen.
Er löste seine Schaar rasch in Plänklerschwärme auf und
schärfte ihr ein, nicht viel zu schießen, das Schießen aus
dem Sattel heiße nichts, es mache nur viel Lärm, es möge
Jeder trachten, sich seinen Mann herauszuholen und dann
mit Säbel und Fokos dreinschlagen.

Das Karabinerfeuer der Dämonen knatterte. — Die
Dame auf dem Flügel bedeckte entsetzt ihr Gesicht. Die
Postboten des Todes umflogen nun ihren Geliebten. Sie
hatten ihm aber nichts zu Leide gethan. In den Kriegen
vergangener Tage gehörte ein besonders außerlesenes Unglück
dazu, damit Jemand mit seinem Kopf an eine herumvaga-
bundirende Kugel renne.

Bavel näherte sich unverfehrt seinem Feind und ging gerade auf diesen zu.

Sie erkannten einander schon von Weitem und lachten aufeinander.

Als wenn zwei turnierlustige Ritter einander auf dem Karrouffellplatz zu einem Kampfspiel begegnen würden.

Sie fanden auch noch zum Scherzen Zeit.

„Hollaho! Marquis de fer blanc“ (Marquis von Blech), rief Graf Bavel. „Ein Mädchen hast Du erwartet, einen Mann habe ich gebracht.“

„Oho, mein Herr Sterngucker!“ rief der Marquis zurück. „Schau auf Deine Füße, damit Du nicht in eine Grube fällst!“

De Fervlans beging jedoch nicht den Fehler, gleich im Beginn der Schlacht die Aufmerksamkeit durch einen persönlichen Kampf auf sich zu ziehen. Einer seiner Lieutenants, ein gedrungener Sicilianer mit sonnengebräuntem Gesicht empfing den Grafen Bavel.

Bei dem Zusammenstoß schlug Bavel seinem Gegner den Säbel so aus der Hand, daß dieser saugend durch die Luft flog, und dann stieß er den Reiter, der noch nach seiner Pistole griff, mit der linken Hand aus dem Sattel.

„So wird man mit mir nicht fertig!“ rief er lachend.

Die Dame dort auf dem Hügel stampfte vor Freuden mit den Füßen.

Die erste Attaque war gut abgelaufen. Die Bolons hatten im Handgemenge gut Stand gehalten. De Fervlans

ließ seiner Schaar, welche der in Plänklerschwärme aufgelöste Feind überflügelt hatte, zum Rückzug blasen.

Die Todtenköpfe nahmen dies für einen Sieg und verfolgten unter dem Schlachtruf: „Rajta magyar, rajta!“ hitzig den retirirenden Feind.

Die Beobachterin auf dem Gipfel des Hügels hatte aber bereits wahrgenommen, daß dies nur eine Kriegslist sei.

Katharina sah ganz gut, wie die versteckten Dämonen in dem mit Ginster umsäumten Wassergraben heranschlichen; ihre rothen Rammquasten leuchteten aus dem Schilf hervor. Die Rückzugsbewegung des Fervlans hatte nur dazu zu dienen, Babel zwischen zwei Feuer zu bringen.

„Babel! Nimm Dich in Acht!“ schrie Katharina aus Leibeskräften. Sie glaubte, daß ihr Geliebter dies im Kampfgetöse hören könne. Doch dieser war gar weit und hörte den Zuruf nicht. Er war nur mit seinem Feind beschäftigt; an seine Geliebte dachte er nicht. Katharina hatte es vorhergesagt: „Wenn Du jenen erblickst, so vergift Du mich.“

Und Babel näherte sich mehr und mehr der Falle. Schon war er darin. Er hatte den Wassergraben bereits hinter sich, und die Leute mit den rothen Rammquasten begannen rasch im Schilf vorzudringen. Auf dem Bauch wie die Indianer wanden sie sich durch das Schilf.

Katharina vermochte sich nicht länger zurückzuhalten. Sie war nicht mehr Weib, sie war Furie. Sie stürzte den Hügel hinab, sprang auf ihr Maulthier und jagte dem Ge-

lieben nach. Sie schlug das Maulthier mit der Peitsche, daß dieses wie toll mit ihr davonrannte. Sie dachte nicht daran, daß die Dämonen sie sicherlich erschießen, wenn sie sie erblickten.

Der Rückzug de Fervlans' ging in sehr schöner Ordnung vor sich. Das mit Torffschollen und Röhricht bedeckte Schlachtfeld war nicht im jähen Ansturm zu nehmen. Es konnte von Strauch zu Strauch vertheidigt werden. Indessen konnte die mit Bajonnetten bewehrte Truppe hervorbrechen.

Da widerfuhr Katharinen das Malheur, daß ihr Maulthier mitten im Wege stutzig wurde, wie dieß bei Maulthieren der Fall ist, wenn sie stark geschlagen werden, es wollte auch nicht einen Schritt weitergehen.

Katharina sprang endlich ab und suchte nun zu Fuß in Babel's Nähe zu gelangen. Sie konnte auch sehr gut laufen.

Der Wassergraben führte an einem großen runden Rohrschlag vorüber, aus dessen Mitte eine alte weitverästete Weide hervorragte.

Als die umgehende Abtheilung der Dämone bei diesem Rohrschlag angelangt war, sprangen sie aus dem Graben und pflanzten die Bajonnette auf die Gewehre. Hierauf feuerten sie eine Salve in den Rücken der schwarzen Volons Babel's.

Dann hieß es: „Avanti!“

Der Rohrschlag aber sagte ihnen: „Piano!“

Plötzlich empfing sie aus der Tiefe des bisher so ruhi-

gen Rohres ein doppeltes Pelotonfeuer, daß die Hälfte der Schaar todt oder verwundet fiel, der übriggebliebene Theil aber fand sich gegenüber den Kameraden Satan Laczi's, die, schwarz vor Schlamm wie wahre Teufel, aus dem Schilf ihnen entgegensprangen und sich mit gezogenem Säbel auf sie stürzten, wobei jeder sich seinen Mann herausuchte,

„Nur auf die Köpfe, damit sie nicht lahm werden!“
kommandirte Satan Laczi brüllend.

Die erschreckte Dämonenschaar vertheidigte sich mit dem Heldenmuth der Verzweiflung, diesmal aber war sie auf ihresgleichen gestoßen. Auch diese sind Auswürflinge der Gesellschaft. Auch diese sind auf dieses Feld gekommen, um auf demselben ein verfluchtes Leben zu verlieren; auch diese tragen den Namen „Räuber“, bis sie ihn mit dem Namen „Helden“ vertauschen. Hier haben sich zwei solche wilde Thiere ineinander verbissen, die einander lebend nicht loslassen.

Der Führer der Dämonen, seine prächtigen weißen Zahnreihen zwischen dem Gestrüppe seines schwarzen Schnurr- und Vollbartes weisend, hielt mit grausamem Lächeln Umschau, wen er sich auerkiesen solle. Seine Wahl fiel auf den Allerhäßlichsten.

Dieser schien hinwieder an ihm Gefallen zu finden, denn er ging auf ihn los.

Der Decurio der Dämonen zog seinen breiten Säbel und rief, während er sich auf die Brust schlug, im prahlerischen Tone:

„Io sono il brigante Trentatrante! Dreiunddreißig Menschen habe ich schon getödtet! Komm', damit ich mich Trentaquarante nennen könne!“

Der Räuberhauptmann entnahm aus dem so viel, daß Jener sich mit seinem Namen brüste, und er gab ihm diese Höflichkeit zurück.

„Ich aber heiße Satan Laczi! Und jetzt wollen wir unsere Klingen versuchen.“

Hiermit warf er sich nach der ungeschliffenen Manier des Betharen, der den ersten Hieb nicht gern dem Andern gönnt, auf seinen Gegner.

Seine Klinge war aber denn doch schlechter als jene des Dämons. Sein Säbel brach über dem Griff an jenem seines Gegners entzwei.

Trentatrante lachte teuflisch.

„Jetzt ist die Reihe an mir!“

Welcher von den beiden Teufeln wird nun den andern fressen?

Satan Laczi aber war nicht faul, sondern stürzte selbst nur mit der bloßen Hand sich auf seinen Gegner; den einen Hieb, welchen er hierbei über den Kopf erhielt, fand er nicht einmal der Beachtung werth. Derlei muß sich der Soldat gefallen lassen. Der zweite Hieb aber war schon nicht mehr für ihn. Er wand seinem Gegner den Säbel aus der Hand und stach Jenen, der dreiunddreißig Menschen getödtet hatte, mit seinem eigenen Säbel durch und durch.

Die Leute Satan Laczi's waren in der Mehrzahl, sie hatten die Dämonen, ehe sich diese dessen versehen hatten,

niedergehauen oder niedergetreten und sie dann liegen lassen; hierauf warfen sie mit blutigen Gesichtern und selbst mehrfach blessirt sich auf die Reiterei de Ferrolans'.

Als de Ferrolans das Knattern der Gewehre in der Gegend des Waffengrabens hörte, glaubte er, es sei das Feuern seiner eigenen Leute, die er zur Umgehung abgesendet hatte und ließ rasch zum Angriff blasen; die Dämonen, die zu retiriren geschienen, machten hierauf Kehrt und attaquirten ihre Feinde.

Auf dem Sumpfboden war das Kämpfen gefährlich. Der Morast, die Torfsschollen, das Dornengestrüpp behinderten die Reiter in ihren Bewegungen, von Gewehr und Pistolen konnten sie keinen Gebrauch machen, da sie befürchten mußten, im Gebüsch die eigenen Kameraden zu treffen. Die Pferde wieherten angstvoll, wenn der Boden unter ihren Füßen einbrach; an mancher Stelle versanken die beiden Reiter, die aneinandergerathen waren, zu gleicher Zeit bis an den Sattelsknopf in der Pfütze, und dann vergaßen Beide auf's Kämpfen und war Jeder von ihnen nur darauf bedacht sich aus dem bodenlosen Morast herauszuarbeiten.

Im Dickicht vermochte keiner der beiden Führer die beiden Flügel seiner Truppe zu übersehen, nur aus den Zurufen konnten sie entnehmen, wo gekämpft wird. Und im Handgemenge hatten sich beide Theile so erhitzt, daß sie auf kein Trompetensignal mehr achteten.

Auch Babel hatte die Flintenschüsse hinter seinem Rücken gehört und daraus entnommen, daß eine feindliche Abtheilung ihn umgangen habe. Darauf ließ er die aber-

gläubische Meinung fahren, daß er, wie es in den Helden-sagen heißt, den Führer der Gegenpartei zu tödten habe. Der moderne Kommandant hat eine andere Aufgabe zu erfüllen. Bavel winkte seinen Trompeter heran, um diesem den Befehl zu geben, zum Rückzug zu blasen.

Der heransprengende Trompeter war jedoch so unglücklich, mit seinem Pferde zu stürzen, wobei er mit dem einen Fuß unter das Pferd zu liegen kam.

Drei feindliche Reiter aus dem Gefolge de Ferblans sprengten hierauf zu gleicher Zeit hin, um den Trompeter gefangen zu nehmen.

Als Ludwig Bavel die Gefahr sah, in welcher jener seiner Leute schwebte, der ihm am nothwendigsten war, eilte er selbst zu seiner Vertheidigung herbei und nahm den Kampf gleichzeitig gegen die drei Angreifer auf.

De Ferblans sah staunend diesem Zusammenstoß zu. Ein meisterhaft ausgefochtener Kampf erregt selbst die Bewunderung des Feindes, und Bavel erwies sich diesmal als Meister. Er socht kalten Blutes, er kam nicht in die Hitze, er führte keine niederschmetternden Streiche, sondern verwundete seine drei Gegner an der Hand, dem Ellbogen, dem Unterarm, wodurch er sie kampfunfähig machte. De Ferblans sah, wie seine schneidigsten Dämonen einzeln den Platz räumten, während die Bolons Bavel's den Trompeter unter dem Pferde hervorzo-gen und ihm wieder in den Sattel halfen, nachdem sie auch das Pferd auf die Beine gebracht hatten. Die Trompete hatte sich jedoch mit Schlamm

gefüllt; man konnte mit ihr nicht das Signal zum Rückzug geben.

Ein dichtes, ineinander verschlungenes Gestrüpp von wildem Hopfen schloß die östliche Seite des Kampfplatzes ab. De Ferolans blickte ungeduldig nach diesem Gestrüpp. Die mit Gewehren versehene Truppe, die dort hervorbrechen wird, wird über den Sieg entscheiden.

Endlich begann es sich in dem Hopfengestrüpp zu regen. Wer aber aus demselben hervorstürzte, war nicht Trenta-trante, den de Ferolans erwartete, sondern Satan Laczi.

Die blut- und lothbedeckte Schaar stürmte mit dem Bajonnette auf die berittenen Dämonen los.

Der Sturm war so unerwartet gekommen und war so vollständig der Gegensatz dessen, was de Ferolans erwartet hatte, daß dieser an dem günstigen Ergebniß eines weiteren Kampfes verzweifelte.

Damit die Unordnung, welche der Flankenangriff verursacht hatte, nicht seine ganze Schaar mit sich reiße, sprengte er selbst mit seinen Begleitern hin, um die Truppe Satan Laczi's niederzumachen.

Ludwig Bavel folgte ihm auf dem Fuße.

Nun hatte auch schon die Trompete wieder Luft bekommen, sie gab aber jetzt nicht mehr das Signal zum Rückzug; was sie den Bolons schmetternd zurief, das hieß: Vorwärts! Vorwärts!

Satan Laczi kam mit blutigem Kopf, den blutigen Säbel seines Gegners schwingend, auf de Ferolans zu.

Dieser erkannte den Räuber.

„So hat man Dich doch nicht aufgehängt?“ rief er ihm zu.

Satan Paczi rief im heftigen Tone zurück:

„Bei uns hängt man jetzt nur die Verräther!“

Und mit einem bewundernswerthen Satz, der selbst einem Springpferd zur Ehre gereicht haben würde, stand er vor dem Pferde de Ferolans', erfaßte es beim Zügel, daß es sich hoch aufbäumte, und rief dem Reiter mit wahren Räuberhumor zu:

„Ergieb Dich, Spießgeselle!“

De Ferolans erhob sich in den Steigbügeln des sich bäumenden Pferdes und führte wüthend mit seinem Säbel einen Hieb nach Paczi's Kopf. Das war nun schon der zweite Hieb, den Satan Paczi heute erhalten, und wie es schien, hatte er für diesen Tag genug; denn er taumelte seitwärts und brach zusammen; sein Säbel aber blieb in de Ferolans' Pferd stecken, dem er jenen bis an den Griff in die Brust gestoßen hatte.

Der Marquis hatte kaum Zeit, aus dem Sattel zu springen, um nicht unter sein zusammenstürzendes Pferd zu gerathen.

Es schien, als wäre er verloren.

Seine Schaar ist in voller Auflösung begriffen, und hinter den Sträuchen ist schon der mit einem Federbusch geschmückte Esako seines Gegners sichtbar.

Es waren schöne Wildrosensträucher, voll rother und fleischfarbiger Blüthen; sie waren so hoch, daß nur der Kopf des Reiters aus ihnen hervorragte.

De Ferblans riß aus dem Sattel seines gefallenen Pferdes jene Pistole, die frei geblieben war.

Aus seiner Tasche zog er einen Brief: Themiren's Brief.

Es fiel ihm ein, daß, wenn er lebendig gefangen wird, dieser Brief Ludwig Bavel das Recht giebt, ihn auf jenen einzigen Weidenbaum aufhängen zu lassen, der sich dort im Schilf erhebt. War er doch nicht ein Feind, sondern ein Ueberläufer, ein „Pribet“, wie die Türken sagen.

Diesen Brief ballte er zusammen und stopfte ihn in die Pistole.

Nur das Rosengebüsch trennte ihn noch von seinem Gegner; es waren kaum zwanzig Schritte — und de Ferblans war ein ausgezeichnete Schütze.

Ludwig Bavel sah die Vorbereitungen, die sein Gegner traf. Auch er zog eine seiner Lazarino Comenazos aus der Halfter. Auch er hatte einen Brief zu zerreißen, es war jener, in welchem de Ferblans über „Themire“ geschrieben hatte. Auch er machte einen Pfropfen aus ihm und lud diesen in die Pistole.

„Gute Nacht, Ritter Bavel!“ rief de Ferblans. „Hier sende ich Dir den Brief Deiner Geliebten!“

Der Schuß krachte, und das in Bewegung gerathene Sturmband des Esaks gab Ludwig zu wissen, daß die Kugel durch den Esak gegangen sei. Vielleicht hatte sie gerade den Todtenkopf getroffen; sie hatte aber keinen Todtenkopf gemacht! — Der Schuß war gut; nur daß die Ladung zu stark gewesen war.

„Nun, so empfang' also Deinen eigenen Brief retour, Marquis von Blech!“ rief Ludwig Babel zurück und feuerte ohne zu zielen, seine Pistole auf ihn ab.

Die brennenden Fegen des Briefes senkten sich wie Nachtfalter auf den großen Rosenstrauch nieder, dessen Stamm das rothe Blut eines zu Tode getroffenen Ritters benetzte.

Die Tragödie des Marquis de Fervlans war zu Ende.

Und die Salons der kaiserlichen Prinzessinnen werden ihn nicht wieder empfangen, und die Schoßhunde Josefines's werden ihn nicht wieder anbellern, und ebensowenig werden die Schoßhunde der neuen Kaiserin ihn schweifwedelnd begrüßen, und man wird den Grand père ohne ihn zu Ende tanzen, und die schönen Herzoginnen in den duftigen Gewändern werden nicht der Erzählung unterhaltender Erlebnisse von seinen Lippen lauschen, und der Kaiser wird ihn nicht „mein lieber Herzog“ nennen, und Grassini wird nicht ihm zuliebe das „ombra chiara“ da capo singen, noch wird Isabey ihn mit seinen Affenparodien zum Lachen bringen; wohl aber werden jene dunkelblauen Käfer mit dem Metallglanz, die so gern dort Consilium halten, wo ein thierisches Leben sich in ein Pflanzenleben umgestaltet, zu ihm kommen, und nach Jahr und Tag wird vor lauter Bruchmoos die Versenkung nicht mehr zu sehen sein, durch welche Marquis de Fervlans von der großen Schaubühne verschwand.

Fünftes Kapitel.

Die Dämonen trachteten nach dem Falle ihres Führers ihre Rückzugslinie zu gewinnen.

Die Bolons Bavel's verfolgten sie bis zur Brücke. Dort stieg eine Abtheilung der Fliehenden vom Pferd, und hielt die Verfolger mittels Gewehrfeuers auf, während ihre Kameraden die Brückenstreu in's Wasser warfen, worauf dann die den Rückzug deckende Truppe den nackten Längsbalken entlang an das andere Ufer lief. Dieses Kunststück konnte man ihnen zu Pferde nicht nachmachen.

Der Platz, auf welchem am heftigsten gekämpft worden, war bereits leer, als Katharina daselbst anlangte.

Erst als sie auf der Wahlstätte um sich blickte, schauerte sie zusammen.

Welch ein von Gott verfluchter Ort ist dies!

Hier liegt eine unbewegliche Gestalt rücklings über den Torfschollen, den zurückgesunkenen Kopf schlaff auf die Erde fallen lassend, mit den gegen den Himmel gekehrten fünf Fingern seiner erstarrten Hand in das Nichts greifend. Was will er dort? Einen unsichtbaren Feind erwürgen oder einen unsichtbaren Genius bitten, daß er ihm aufhelfe? . . .

In der Pfütze regt sich noch etwas. Es ist ein Sterbender, der nicht glauben will, daß hier die Pforte des Jenseits ist. und mit der flachen Hand, die er auf seine Brust gedrückt hat, die Thüre zu verschließen sucht, durch welche seine Seele entweicht. . . .

Aus dem niedergetretenen Schilf erhebt ein Pferd, das sich vergebens aufzurichten sucht, wieder und wieder den Kopf, und wiehert, den Feuerglanz der herniederstrahlenden Sonne in den entsetzt blickenden Augen, furchtsam in die Einöde hinaus.

In einem Ginsterstrauch singt Jemand mit kaum vernehmbarer Stimme, als wenn sie aus weiter Ferne käme, Ave maria . . . ave maria . . .

Auf den großen Blumen des breitblättrigen Bienenkrautes blinkt wie am frühen Morgen der Thau, nur daß seine Perle roth ist: rothes Blut.

Katharina schwankte wie eine Nachtwandlerin auf dem öden Platz umher.

Der einzige Gedanke, der sie hierher geführt hatte, war, die Stelle aufzusuchen, an welcher sie Ludwig mit de Ferolans zusammentreffen gesehen. Sie verließ sich auf ihr Herz, daß dieses sie, wie die Magnethadel, in dem Röhricht-Labyrinth an jene Stelle führen werde.

Auf dem großen Weidenbaum, der dort vereinzelt in der Mitte des Schilfes stand, hatte sich bereits eine ganze Schaar von Raben und Krähen niedergelassen. Sie fragte sich, ob sie nicht etwa diesen den Geliebten als Beute werde zurücklassen.

Plötzlich verstellte ihr ein großer Busch voll blühender wilder Rosen den Weg. Jenseits desselben lag ein Pferd ausgestreckt, einen Säbelgriff in der Brust. In der Mitte des moosbewachsenen Platzes glänzte ein metallener Helm, voran mit dem vergoldeten kaiserlichen Adler. Neben einer

hoch hervorragenden Torfsscholle lag eine tothbesleckte Gestalt in einer Kleidung aus grobem schwarzem Tuch, mit blutigem Kopf und mit der zur Faust geballten linken Hand das Schilf neben sich umklammernd. Der Mann schien todt zu sein.

Als die als Bäuerin verkleidete Katharina mit dem scheuen Zögern furchtsamer Neugierde den kleinen freien Raum durchforschte, ließ sich aus dem Rosenstrauch eine fieberhaft stöhnende Stimme vernehmen. Derjenige, der sie anredete, sprach ungarisch.

„Ach, gute Frau, um Gottes Barmherzigkeit willen . . . bringt mir einen Trunk Wasser.“

Katharina fragte nicht, wer er sei, ob er Freund oder Feind sei! Alle Verwundeten sind unsere Nächsten.

„Sogleich!“

Hätte sie ihre Ausrüstung als Marktenderin nicht auf dem Maulthier zurückgelassen, so hätte sie den Wunsch des Verwundeten leicht erfüllen können, so aber mußte sie vorerst nach Wasser suchen.

Sie hob den vergoldeten Helm, der in die Mitte des Platzes gerollt war, auf, um in diesen Wasser zu schöpfen.

Wohl gab es ringsumher überall Wasser, aber was für ein Wasser! eine von vermodernden Pflanzenresten grünlich gefärbte, von Infusorien wimmelnde, ekelhaft riechende Pfützenjauche. Diese ließ sich nicht einem Menschen zur Labung bieten.

Da entsann sich Katharina, gehört zu haben, daß die Hirten der Hansag, wenn sie durstig werden, ein abgeschchnittenes Rohr tief in den sumpfigen Boden stecken, und daß dann

durch dieses das reine Grundwasser aufsteigt, das immerhin trinkbar ist.

Katharina versuchte dies. Sie bohrte ein langes Rohr in den Moorgrund; als dieses in eine beträchtliche Tiefe gelangt war, sog sie mit dem Mund an demselben. Rasch füllte sich ihr Mund auf den ersten Zug mit einer Flüssigkeit, die nach allerlei Sumpfpflanzen schmeckte, aber schon im nächsten Augenblick hatte sie die Freude, krystallreines Wasser wie der Strahl eines Springbrunnens klasterhoch aus dem Ende des Rohres herausspringen zu sehen. — Wie leicht geht es doch hier mit dem Graben eines artesischen Brunnens!

Katharina hielt mit weiblichem Entzücken die Höhlung des Helmes unter den Springbrunnen, der nach den Geboten bauerlicher Gelehrsamkeit angefertigt war. Es liegt im Gemüth der Frau, daß ihr inmitten der düstersten Befürchtungen, an einem so grauenvollen Ort wie dieser, umschauert von den Schrecken eines noch frischen Schlachtfeldes, unter Menschen, die soeben zu Geistern wurden, dennoch eine Erscheinung, wie sie Kinder zu erfreuen geeignet ist, Entzücken bereitet, und daß sie, solange als sie diesen im Sonnenlicht in den Regenbogenfarben schillernden Wasserstrahl betrachtet, alle Bitterkeit vergißt und sich nur dem Entzücken hingiebt.

Sie spülte zuerst den Helm aus, wie ordentliche Frauen dies mit Wassergefäßen zu thun pflegen, dann ließ sie ihn voll laufen. Sie selbst kostete schlürzend das Wasser, es war süß und frisch.

Dann nahm sie den Helm und trug ihn zu dem Rosenstrauch, aus dem die stöhnende Stimme gekommen war.

Der verwundete Reiter lag rücklings im Grase, das Gesicht gegen den Himmel gekehrt.

Katharina erkannte ihn nicht.

Der Tod ist ein großer Künstler. Binnen zehn Minuten giebt er dem Komödianten eine andere Larve, als dieser im Leben getragen. Katharina hatte diese farblosen Wangen, diese eingesunkenen Augen, diese verzerrten Lippen nie gesehen. Dieses ganze Bild war auf keinem der Blätter ihrer Erinnerung gezeichnet. Sie neigte sich zu ihm, um den mit Wasser gefüllten Helm an seine Lippen zu bringen.

Der Reiter aber erkannte ihr Gesicht auch im Kopfstuche der Bäuerin.

„Themire!“ stöhnte er entsetzt, und er erhob die Hand wie zur Vertheidigung gegen sie.

Bei diesem Namen, bei dieser Stimme ergriff eine Art göttlicher Wuth das Herz der Frau. Nicht wie Weiber wüthen, sondern wie Juno, wie Minerva, wie Diana gegen Jene zu wüthen verstanden, die ihren hehren Zorn lichterloh entbrennen gemacht hatten, ein solches übermenschliches Rachegefühl erschütterte plötzlich alle ihre Nerven.

„Fervlans!“ schrie sie ihn zähneknirschend an, und mit einem Stoß ihrer Ferse schleuderte sie Sand in die Augen des Sterbenden. „Du liegst hier! Du, der Verfluchte! Du hast meine Tochter gemordet! — Möge Gott Dir nie deswegen verzeihen, was Du aus mir und meinem Kinde gemacht hast! Stirb mit dem Bilde vor Augen, das Du

jetzt siehst. Bittere vor dem Gedanken, daß ich Dich auch im Jenseits finden werde!"

Bei diesen Worten erhob sie in wilder ungezügelter Wuth den mit Wasser gefüllten Helm mit beiden Händen hoch, als wenn sie dessen Inhalt in das Gesicht des Sterbenden schütten wollte.

Dieser aber wendete sich um, neigte sein Gesicht in das grüne Moos und rührte sich nicht mehr.

Katharina begann wieder in die kühleren Regionen menschlicher Gefühle herabzusteigen. Der Gegenstand, welchen sie hoch erhoben hielt, einst ein ritterlicher Helm, jetzt ein Wassergefäß, morgen die Wohnstätte von Wasserschlängen, senkte sich in ihrer Hand. Sie kam zu sich, sie blickte um sich. Da bemerkte sie, daß jene andere Gestalt, die mit dem Rücken an die Scholle gelehnt klaglos dalag, die Hand, mit welcher sie das Schilf umklammert hatte, nun sinken gelassen habe. Jener lebt vielleicht noch, vielleicht kann er noch gerettet werden.

Sie ging zu ihm und wusch ihm mit dem Wasser, das sie im Helme gebracht hatte, Blut und Schlamm vom Gesicht! Ach, welch häßliches Gesicht! Das Ideal des Grauens! Gleichwohl spülte sie dasselbe mit kaltem Wasser ab. Dann wusch sie seine Wunden aus. Ach, welch entsetzliche Hiebe auf dem Schädel! Wie tief sie in den Knochen gedrungen! Es ist schauerlich anzuschauen! Und dennoch wusch sie dieselben. Es gab einen Augenblick, in welchem das Grauen ihre Sinne überwältigte, sie sah grün und blau um sich her, als sie aber dann zum Himmel aufblickte, war es

ihr, als erkenne sie zwischen den schneeweißen Lämmerwolken eine schneeweiß gekleidete Gestalt, die ihr ermunternd zuwinkte: „So ist es recht, Mutter! Auch ich habe es so gemacht! Lern' auch Du es!“ — Dann nahm sie ihr battistenes Halstuch und verband damit die klaffenden Wunden. Sie hatte irgenwo gelesen, daß die Blätter der Schwarzwurzel ein gutes Mittel seien, um Wunden zum Schließen zu bringen. Diese Pflanze mit den rothen Glockenblumen wuchs üppig dort auf dem Moorgrunde, sie bedeckte mit ihr die Wunden.

Was war aus der heiklen Dame geworden, die erbleichte, wenn man vor ihr von Blut sprach, und die bei dem Anblick eines Aderlasses ohnmächtig wurde? Was war aus der Komödiantin der Salons mit dem überempfindlichen Nervensysteme geworden, die feine Unterschiede zu machen mußte, von wem unter den Menschen man Notiz nehmen, wem man die Fingerspitzen zu reichen und wen man gar nicht zu bemerken habe? — Dort kniete sie neben dem gemeinen Soldaten in den abgerissenen Kleidern, machte sich nichts daraus, ihre schönen weißen Hände mit dem Schmutze, der ihn bedeckte, in Verührung zu bringen und fühlte ihm aufmerksam den Puls, um zu erfahren, ob noch Leben in ihm sei.

Da erblickte sie plötzlich an dem Daumen der Hand, die sie ergriffen hatte, den Stahlring mit dem Lilienwappen.

„Satan Laczi!“ schrie sie freudig überrascht auf, und so zärtlich, als wenn dieser der schönste Adonis der Welt, als wenn er ihr Vater, ihr Bruder, ihr Bräutigam wäre, nahm sie seinen Kopf in ihre Arme, um seinem Körper eine

bessere Lage zu geben, und rief ihn mit zärtlicher Stimme in's Leben zurück. „Erwache! Schau um Dich! Beginne wieder zu leben!“

War es ja dieser Mensch, dem der Auftrag geworden, Marien von dem gefährlichen Orte wegzuführen, er wußte, wohin diese gerathen war, und wenn Marie verloren geht, vermag alle ihre Liebe das Herz Ludwig's nimmer zu heilen. Hat Marien ein Leid ereilt, dann stellt sich dieses Unglück wie ein Fluch zwischen Babel und Katharina, denn diese hat den Anlaß dazu gegeben.

Darum wartete sie den Räuber mit dem Schrecken einflößenden Gesicht so hingebend.

War es ihr doch ein unbegreifliches Räthsel, wie er hierher gelangen konnte, da er doch mit Marien unterwegs nach Raab sein sollte. Hat er diese nicht gefunden? Wollte sie nicht mit ihm gehen? Hat Cambray sie nicht gelassen? Ist sie in anderer Richtung geflohen? Ist etwa gar eine andere Abtheilung de Fervlans' auf der anderen Seite des Neusiedlersee's nach Fertöszeg gelangt und hat das Mädchen geraubt?

Und dieser todte Mensch hier schweigt so hartnäckig und läßt alle diese Fragen unbeantwortet.

„Wach auf! Wach auf! Du darfst nicht sterben!“

Und Satan Laczi war wirklich ein guter, folgsamer Mensch. Da man ihn schon so sehr rief, so raffte er sich zusammen. Er öffnete die Augen und sah eine Frau vor sich knien. Dann öffnete er den Mund und sagte:

„Ich möchte trinken!“

Katharina beeilte sich, ihm in dem Helm frisches Wasser von ihrem Springbrunnen zu bringen.

Sie trug es ihm hin, hob den Kopf des Verwundeten auf ihr Knie, setzte den Schirm des Helmes an seine Lippen und hielt so diesen, so lange er trank.

„Ich danke, Schwester!“

Hierauf wollte der Verwundete den Kopf wieder in's Gras legen und hatte Lust, wieder ein Bißchen todt zu sein.

Katharina ließ ihn jedoch nicht völlig die Besinnung verlieren, sie schöpfte mit der hohlen Hand Wasser und benetzte damit das Gesicht Satan Laczi's bis dieser wieder zu sich kam, und murmelte: „Was giebt's denn?“

„Laczi bácsi!“ sagte Katharina freundlich zu ihm. „Blicken Sie mich doch an. Erkennen Sie mich nicht? Ich bin jene Frau, die Ihr Weib und Ihr Kind zu sich genommen hat, Laczi's Pflegemutter.“

Auf diese Worte öffnete sich der Mund des Verwundeten zu einem schwerfälligen Lachen, eine schwarze Höhlung, aus der „Hahaha!“ herausklang.

„Haha! — der Laczko — ist ein Mordkerl! Beinahe hätte er mich des Fräuleins wegen niedergeschossen.“

„So, so? Erzählen Sie von dem Fräulein! Wo haben Sie sie hingebracht? Was ist aus ihr geworden? Der Herr, der Ihnen diesen Stahlring gegeben hat, ist mein verlobter Bräutigam. Das Mädchen war sein Schatz! Dieser war Ihnen anvertraut. Wo haben Sie ihn hingethan? Sehen Sie mich an! Heben Sie Ihren Kopf auf!“

Der Verwundete machte seine Augen weit auf. Er schien

seine Gedanken zu sammeln. Dann stammelte er in Absätzen:

„Des schönen Fräuleins wegen — im namenlosen Schloß — brauchen Sie keine Angst zu haben — der Laczko — ist ein Mordkerl — und mein Weib ist ein rechtschaffenes Weib.“

„Ich weiß, ich weiß! ein trefflicher Junge und eine rechtschaffene Frau. Aber sprechen Sie, um Himmelswillen bitte ich Sie. Laczki bācsi, lieber Laczki bācsi, lieber, guter Laczki bācsi! Machen Sie nicht die Augen zu, bleiben Sie nur einen winzig kleinen Augenblick wach und sagen Sie, wohin das Mädchen gerathen ist, das Sie mit dem Namen „Sophie Botta“ anzusprechen hatten; was ist aus ihr geworden?“

Auf diese Fragen erhob der Verwundete plötzlich den Kopf, und als wenn dieselbe einen lichten Augenblick in seiner Betäubung hervorgerufen hätten, sagte er: „Die Botta Sophia hat mein Weib nach Raab geführt. — Mein Sohn Laczko begleitete sie. — Seither sind sie dort.“

Oh, wie hätschelte die Dame den von Roth und Blut starrenden Verwundeten für diese Trostworte; wie sorgfältig richtete sie den Verband auf seiner verwundeten Stirne, wie eifrig wischte sie das Blut von seinem entsetzlichen Gesicht, wie eine sorgsame Mutter, die ihr Kind auf dem Schlachtfelde gefunden hat.

Jemand sah ihrem Beginnen hinter ihrem Rücken aus nächster Nähe zu: Ludwig Babel.

Er sah, hörte, bewunderte.

Mit leisen, im Moos unhörbaren Schritten war er an ihre Seite gelangt — und schloß die vor Freude Aufjauchzende in seine Arme.

„O, welch ein Weib bist Du!“

Die schwarzen Bolons Bavel's hatten den ersten Versuch in allen Ehren bestanden. Sie hatten dem Todtenkopf, den sie voran an ihren Esako gesteckt, keine Schande gemacht. Sie hatten sich mit einer der gefürchtetsten Truppen des Feindes gemessen und diese zum Rückzug gezwungen; sie hatten ihr zum Andenken Wunden gegeben und von ihr als Andenken Todte, Gefangene und Beutepferde empfangen.

Sie dürfen jedoch auch gegen die Schaar Satan Laczi's und gegen jenen guten Boden nicht undankbar sein, die mit ihnen gekämpft hatten. Diese beiden hatten das Mißverhältniß zwischen den zwei kämpfenden Theilen auszugleichen. Denn die Legion der Dämonen war aus lauter kampfgelübten Kriegern, das Todtenkopfbanderium aber aus lauter Rekruten bestanden.

Auch waren sie in der That nicht undankbar. Sie betteten Satan Laczi auf über's Kreuz gelegte Gewehre und trugen ihn mit sich fort; der treu verbündeten Erde aber übergaben sie die kostbarsten Schätze des Schlachtfeldes: die Todten.

Auch auf Seite der Bolons waren mehrere gefallen und Ludwig Bavel verbrachte die Nacht nach der Schlacht zum größten Theile damit, daß er den Eltern und Verwandten der Gefallenen Trostbriefe schrieb. Die Verwundeten

ließ er auf Wagen laden und schickte sie nach Komorn. Dort war das Feldspital.

Am andern Morgen kehrte er mit seiner Truppe in's Lager der Insurgenten zurück. An der Fähre von Kapuvar erfuhr er, daß der Wagen, auf welchem sich Maria und ihre Begleiter befunden hatten, am Morgen des vergangenen Tages glücklich über die Raab gelangt sei. Sie waren des Nachts angelangt; zu dieser Zeit war der angeschwollene Strom mit der Fähre nicht zu passiren, die Brücke aber hatte die Ueberschwemmung fortgerissen.

Und so hätten, wären die Wunder nicht dazwischen gekommen, die Wunder des Himmels, der Erde, des Wassers, des Feuers und des menschlichen Herzens — die Dämonen die Flüchtlinge in der That dort ereilt.

Als die Truppe am Lager eintraf, wurde sie mit einem Triumph empfangen, als hätte sie die ganze Armee Napoleon's niedergemacht. Ganz Besonderes leistete der Vicegespan. Er that sich nicht wenig auf seine Oedenburger zu Gute! Nach seiner Behauptung übertrafen sie Alles, was sonst noch Soldat war. Und einen zweiten Heerführer wie Ludwig Babel gab es nach seiner Ansicht nicht mehr. Aber auch dessen Braut finde unter den Heldinnen nicht ihresgleichen. Sie werde berühmter als das Heldenmädchen von Saragoſſa werden.

Ludwig war jedoch gerade der entgegengesetzten Ansicht und suchte seine Braut des Rufes einer Semiramis zu entkleiden, auch konnte man ihm dies nicht einmal übel nehmen.

„Du, meine Liebe, begiebst Dich jetzt unverweilt nach Raab und nimmst Marien in Deine Obhut! Diesseits der Donau ist einzig Raab ein gesicherter Ort, dort werden sich die Insurgentenschaaren versammeln und dort werden sie in regelmäßige Truppenkörper formirt; demzufolge ist es unzweifelhaft, daß Raab nicht zum Kriegsschauplatz wird, da die beiden Armeekommandanten, welche aus Italien und Tirol sich nach Ungarn ziehen, die Aufgabe haben, das feindliche italienische Heer so lange aufzuhalten, bis die Insurgententruppe ausgerüstet und taktisch eingetheilt ist; sodann haben sie sich sammt dieser der Hauptarmee des Generalissimus anzuschließen; in diesem Falle wird wieder das Korps des Vicekönigs Eugen zur Armee Napoleon's eilen. Ich halte es für eine reine Unmöglichkeit, daß sich in der Nähe von Raab eine größere Schlacht entwickeln könne. Dort könnt Ihr daher in aller Sicherheit sein. Leben wir, so werden wir einander angehören. Nimm als Verlobungsring diesen Stahlring von mir!“

Nun war zwar dieser auf alle Finger Katharinens zu groß, sie versprach aber, daß sie ihn mit Gold füttern und dann tragen werde.

„Nun darfst Du schon mit dem Schlüssel auch das Stahlkästchen öffnen. Bring' dieses Marien, Du wirst sehen, welche Freude Du ihr bereitest, wenn Du es öffnest und sie sieht, daß, was darin enthalten, nichts als Asche ist. Wie oft hat sie mich darum gebeten!“

Dann küßte er seine geliebte Braut nach Herzenslust ab, hob sie in den Wagen und band ihr auf die Seele, auf

ihrer Beider Gesundheit zu achten und sich nicht in einen der vielen schönen, österreichischen Offiziere im Hauptquartiere zu verlieben; dann lief er dem Wagen nach: er hatte etwas vergessen. Diesen Kuß möge sie Marien überbringen; dieser „eine“ Kuß war aber so ausgiebig, daß Katharina von demselben an jede der Jungfrauen Raabs, deren Herz verwaist war, etwas als Liebespende aus der Ferne hätte abtreten können.

Elfter Theil.

Ein gelungenes Reiterstücklein.

Erstes Kapitel.

Graf Babel hatte, nachdem er mit seinem Streifcorps an die Raab zurückgekehrt war, wie gesagt, Katharina nach Raab mit dem gemessenen Auftrag geschickt, sich fortan von Marien nicht wieder zu trennen. Er selbst konnte seine Geliebte nicht dahin begleiten, da er mit seiner Truppe unverweilt gegen die in die Szigetköz eingedrungenen Franzosen aufbrechen mußte. Er versprach ihr jedoch, daß er die beiden Frauen, sobald er einen freien Tag finde, besuchen werde, und daß sie einstweilen eifrig mit einander korrespondiren werden.

Den ersten Theil seines Versprechens vermochte er jedoch nicht einzulösen, denn ein Tag, der zu einer Begegnung mit Frauen disponibel gewesen wäre, brach für ihn nicht mehr an.

Die schmachtenden, einen Band füllenden Briefe, welche der Verfasser des „Himfy“, Alexander Kissfaluy, Flügeladjutant des Palatins Erzherzogs Josef, an seine geliebte Gattin geschrieben, bieten ein lebendiges Bild jener Zeit, in der zwei liebende Herzen miteinander Monate hindurch selbst nicht auf einen Augenblick zusammentreffen konnten, obwohl sie nur eine Entfernung von einigen Meilen von einander trennte.

Die raschen Ereignisse des Feldzuges machten Ludwig Bavel Tag für Tag mit neuen und neuen Freunden bekannt, deren Begeisterung auch ihn hinriß. Er lernte ein neues, eigenartiges Volk kennen, von dem er nie in den Büchern gelesen hatte.

Und er hatte gute Freunde gefunden, mit welchen er heute auf's Herzlichste verkehrt hatte und deren Pferde er schon morgen ledig vorführen sah; der gute Freund lag bereits irgendwo auf dem schönen grünen Feld.

Insbefondere waren die wackeren Reiter aus der Bacskä, die ebenso tapfer im Handmenge, als gute Kameraden beim Gläserklirren waren, von den Franzosen, die in großer Anzahl in die Insel Sziget eingedrungen waren, arg mitgenommen worden.

In Bezug auf seine Herzensangelegenheiten aber konnte Ludwig Bavel vollkommen beruhigt sein. Tagtäglich suchte ihn, wo immer er sich auch herumtrieb, der Courier aus Raab mit jenem lieben Brief auf, dessen eine Seite Katharina, die andere Marie bis an den Rand voll geschrieben

hatte. Und dieser war immer voll guter Laune, Freude, Hoffnung, vertrauensvollem Ausblick in die Zukunft.

Welche komische Szene war, wie Katharina sie beschrieb, jene, als sie Marien das Stahlkästchen übergeben und dieses durch sie mit dem geheimnißvollen Schlüssel hatte öffnen lassen. Wie traurig und verstimmt hatte Marie mit abgewandtem Gesicht in dasselbe gegriffen und erst als sie mit ihren Fingerspitzen fühlte, daß dessen Inhalt nichts als Asche sei, habe sie voll Freuden laut aufgelacht. Wie glücklich sei sie plötzlich geworden, als sie sich von ihrer gefürchteten Größe erlöst sah. Nun durfte sie schon für die ganze Welt Nichts und Niemand sein. Nun durfte sie schon „Jemand“ sein. Wenn Katharina ihr Freude bereiten wolle, so nenne sie sie: Sophie! Dies hatte sie schon längst gewünscht.

Dann erzählte ihr Katharina von dem heldenmüthigen Kampfe Ludwig's in der Hansag; dies müsse sie ihr täglich wieder und wieder erzählen.

Dann gehen sie täglich Morgens und Abends miteinander in die Kirche, um Gott zu bitten, daß er Ludwig vor jeder Gefahr bewahren möge. Dies sei ihr täglicher Besuch, ihr Vergnügen, ihr Trost. Ihr Gebet werde ihr Einziges beschützen.

Ludwig las diesen Brief im Sattel sitzend; die feindlichen Kugeln pfißen dann und wann Eines dazwischen.

Und dann dachte er daran, daß der wackere Führer der Backsler, der heldenmüthige Stipsich, vorgestern ihm einen gerade solchen Brief von seiner Braut vorgelesen habe,

und daß er schon heute mit durchschossener Stirn in's Lager zurückgebracht worden sei.

Bavel hatte aber nicht viel Zeit, sich in schwermüthige Betrachtungen zu vertiefen.

Die Aktion war endlich in Fluß gerathen und nun folgten die kriegerischen Ereignisse einander Schlag auf Schlag. Es kamen die blutigen Tage von Karako, von Papa, Raab und Acß. Die Insurgenten hatten an allen diesen Affairen theilgenommen und sich überall recht wader gehalten. Bavel war mit seinen Bolons der Brigade Mesko zugetheilt worden und hatte deren abenteuerlichen Zug aus dem verschanzten Lager von Abda um den Plattensee herum nach Komorn bis Beszprim mitgemacht. Hier hatte er jedoch seinen Rundschafter, den Meister Matyas, gefunden.

Ludwig hatte während der ganzen Zeit das Schicksal der verlassenen Frauen am meisten beunruhigt. Er hatte geglaubt, einen besonders sicheren Ort für sie gewählt zu haben, als er sie in Raab unterbrachte; der Gang der Dinge hatte aber allen seinen Berechnungen gespottet und nun wußte er von den Frauen nur so viel, daß sie in einer vom Feinde umzingelten Stadt eingeschlossen waren, aus der sie nach keiner Richtung entkommen konnten.

Vier Wochen waren verstrichen, seit er mit seiner Truppe Raab verlassen hatte; vier Wochen, in welchen es kein „Heute“ und kein „Morgen“ gegeben hatte; vier Wochen, die ein einziges unausgesetztes Marschiren, Kämpfen, Vorrücken und Zurückziehen, eine ununterbrochene Kette von

Verdruß, Gefahr, Morden, Fliehen, eine fortwährende Seelenqual gewesen. Frühstück zur Abendzeit, nächtliche Ruhe, die dem Tage abgestohlen war; bittere Nächte zu Tage gemacht; schöne grüne Wälder, in welchen Flintenknall den Dahinziehenden empfing; herrliche Gegenden, die man besessen und dann wieder eilig räumen mußte; Bäche, denen man sich nur mit gezogenem Säbel nahen konnte und deren Wasser man wegen des Blutes nicht trinken konnte, mit dem es geschwängert war. Und ihn hatte während dieser ganzen langen Zeit nur die eine Sorge beunruhigt, was wohl mit seinen Lieben geschehen sei?

Was geschehen sei, wenn etwa der Feind die Festung und vielleicht auch die Stadt belagert hat? Was habe dann Marie, die im namenlosen Schloß selbst davor bewahrt war, des Nachts Hundegebell und das Krähen der Hähne zu hören, leiden müssen, wenn nun die ehernen Hunde und die feurigen Hähne sich vernehmen ließen? Wenn plötzlich die Belagerungsgeschütze zu donnern begannen und Bomben und glühende Kugeln, vor denen man nirgendhin zu fliehen vermochte, mitten unter die Häuser hineinfielen?

Oder gewöhnen sich die Frauen auch daran? O, die Frauen besitzen eine bis zum Unglaublichen gehende Kraft im Ertragen von Leiden.

Wie aber, wenn die Franzosen die Stadt genommen haben und Katharina und Marie ihnen in die Hände gefallen sind?

Konnten sie sich derart verbergen, daß sie unbeachtet blieben? Haben nicht Verrath oder Geschwägigkeit ihre Zu-

fluchtstätte und ihre Geheimnisse aufgedeckt? Und wenn sie entweichen konnten, wohin sind sie gegangen? Wohin haben sie sich gewendet? Von wem wird er erfahren, wo sie sich befinden? Leben sie denn noch?

Während ihn solche Gedanken quälten, erschien sein schlauer Rundschafter.

Noah hatte in seiner Arche seine Taube nicht sehnsuchtsvoller als er den waderen Mann erwartet. Auch schloß er ihn in seine Arme, als dieser vor ihn hintrat.

„Was giebt es Neues, Meister Matyas?“

„Ja, es giebt allerlei Neuigkeiten!“

„Gute oder schlechte?“

„No, gemischt! Es giebt gute und giebt auch schlechte.

— Das Gute lasse ich zuletzt!“

„Beginnen Sie denn.“

„Also: den armen Satan Laczi haben wir vorgestern begraben. Gott sei seiner armen sündhaften Seele gnädig, wenn er schon d'ran mußte.“

„Ist der Arme den Wunden erlegen, die er in der Hantag erhalten?“

„Nein. Von denen war er schon wiederauferstanden. Und selbst die fünfzehn Hiebe, die er in der Schlacht von Acs erhalten, hätten noch nicht Staub und Asche aus ihm gemacht. Aber die Kugel, die ihn dort getroffen, konnten sie nicht aus ihm herausnehmen, und so hat sie ihn mitgenommen in die andere Welt. Er hat aber eine schöne Leiche gehabt. Dreimal haben sie ihm über's Grab geschossen und der Primas selbst hat ihn eingesegnet. Das war nun

eine so große Ehre für ihn, daß Satan Laczi selbst es nicht glauben würde, wenn er nicht persönlich dabei gewesen wäre. Armer Laczi! Sein letztes Wort war ein Gruß an seinen gnädigen Gönner."

"Er hat ein gutes Ende genommen. — Er hat erlangt, was er gewünscht hat. — Und was giebt es sonst Neues?"

"Nun, auch das Nächste ist nicht ganz erfreulich. Die Einen sagen, daß die Unsrigen dreiundzwanzigtausend Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt haben, die Anderen behaupten, daß die Franzosen noch mehr verloren haben."

"Wann? Wo?" fragte Babel erstaunt.

"No, heute vor fünf Tagen. Hat der Herr Graf noch nicht davon gehört? Bei Wagram war eine große Schlacht; ein entsetzliches Gemetzel. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen meine Doppellkanonen annehmen. Sie haben's nicht gethan. Und da haben sie's jetzt. Nur ein Paar hat gefehlt, daß Napoleon die Schlacht gewonnen hätte."

"So hat er sie gewonnen?"

"Das heißt, wir haben sie nicht verloren, eben nur, daß wir sie nicht gewonnen haben. Das macht aber nichts. Erzherzog Karl hat mehr von den Franzosen, als diese von seinen Leuten gefangen, auch hat er ihnen mehr Kanonen abgenommen als sie ihm. Die Insurrektion steht bereit; es sind schon fünfzigtausend Mann beisammen, vortrefflich ausgestattet; nun braucht der König nur zu sagen: Vorwärts! — und wir marschiren."

"Und was wissen Sie von Dudet?"

„Nicht viel Gutes. Im Ganzen nur so viel, daß auch er in der Schlacht von Wagram gefallen ist und mit ihm alle Jene, die in ihrem Ohrläppchen silberne Linfen trugen.“

„Die Philadelphier?“

„Es ist merkwürdig, daß sie insgesammt gefallen sind. Ein bössartiges Gerücht erzählt, daß auf einen geheimen Befehl aus ihren eigenen Reihen auf sie geschossen wurde. Wer kann aber wissen? So viel ist sicher, daß ich auch nicht Einen derselben unter den Lebendigen antraf, und doch habe ich mich als französischer Courier in ihrer Armee nach allen Richtungen herumgetrieben.“

Das war eine schlimme Botschaft. Eine schlimmere aber sollte noch folgen.

Babel konnte nicht länger an sich halten; er fragte dringend:

„Was wissen Sie von Raab?“

„Alles. Ich komme von dort.“

„Sprechen Sie. Haben Sie sie gesehen? Hat man die Stadt nicht belagert?“

„Sicherlich sind Festung und Stadt ganz gehörig belagert worden. Und die Baronin und die Prinzessin sind drin sitzen geblieben.“

„Wer sagt Ihnen, daß sie eine Prinzessin ist?“ rief Babel leidenschaftlich.

Meister Mathias ließ sich hierdurch nicht aus dem Geleise bringen.

„Ich werde schon darauf kommen, wer es gesagt hat. Bleiben wir aber schon in der Ordnung. Oberst

Bechy hatte die Festung durch zehn Tage gegen die Franzosen verteidigt.“

„Und diese haben durch zehn Tage die Stadt beschossen?“

„Freilich haben sie das gethan, und zwar mit solchen Bomben, in welche ein ganzer Haufen kleiner Kugeln gesteckt war; wo jene platzte, brachte sie auch hundert Menschen um — wenn sie nicht davongelaufen waren. Auch ist ein guter Theil der Stadt niedergebrannt worden. Gleichwohl hat sich Oberst Bechy nicht ergeben, bis sie ihm nicht endlich in sein Pulvermagazin hineingeschossen haben. Als dieses in die Luft geflogen war, hatte er nichts mehr zum Kanoniren. Wir konnten ihm nicht zu Hilfe kommen, da die vielen Generale die Armee nach siebenundzwanzig Richtungen auseinanderkommandirt hatten. Da blieb dem Armen nichts übrig, als die Festung zu übergeben, derart aber, daß er mit seiner ganzen Mannschaft in Frieden abziehen konnte. Auch ist er bereits in Komorn eingetroffen. Vorgestern hat das Kriegsgericht sein Verhalten untersucht und gefunden, daß er nicht anders handeln konnte.“

„Was aber ist aus Katharinen, was aus Marien geworden?“

„Ich werd's der Reihe nach erzählen. Ich komme von ihnen.“

„Waren sie keiner Gefahr ausgesetzt?“

„Gefahr? Nein; der waren sie nicht ausgesetzt. Sie waren in einem kleinen Privathause verborgen, wo der

Herr Vicegespan Görömbölyi sie für seine eigenen Nichten ausgegeben hatte.“

„Der Vicegespan befindet sich dort?“

„Freilich. Auch er hat kapitulirt. Den Frauen zur Liebe ist er aber dort geblieben, damit sie einen Rathgeber haben.“

„Trefflicher Mensch! Wer ist von Seiten der Franzosen Festungskommandant in Raab geworden?“

„General Guillaume.“

„Guillaume!“ rief Babel entsetzt aus.

„Freilich Guillaume. So heißt er. Er ist ein gar feiner höflicher Herr. Er mißhandelt die Einwohner nicht. Im Gegentheil hat er gleich am nächsten Tage nach seinem Einzug einen Ball im großen Gasthause gegeben und dazu alle vornehmen Herren und die Bürger mit Frauen und Töchtern geladen. Auch die Lieben des Herrn Grafen haben solche Einladungen erhalten.“

„Als die Nichten des Vicegespans Görömbölyi?“

„Nichts weniger als das. Ich selbst habe das Billet gelesen. Darauf stand geschrieben: „Madame la comtesse de Alba avec la princesse Marie.“

„Princesse Marie!“

„Wie ich sage. Daher weiß ich auch den Titel, den ich früher genannt habe.“

Babel's gesamntes Denkvermögen gerieth in's Stocken wie bei einem, den eiserner Schlaf stehenden Fußes überfällt.

„Da nützte alles Protestiren des Vicegespans nicht,“

fuhr der Tausendkünstler in seinem gelassenen Phlegma fort. „Der französische General erwiderte, er kenne die Damen besser und er habe seine Instruktionen, wie er sie zu behandeln habe. Und von diesem Tage an stehen zwei französische Grenadiere Tag und Nacht Schildwache vor der Wohnung der Baronin, als wenn sie einen Potentaten zu bewachen hätten.“

Babel schritt in stummer Wuth im Zimmer auf und nieder. Wird Marie von den Franzosen weggeführt, dann ist auch Katharina für immer für ihn verloren. Wie könnte er noch an ein glückliches Familienleben denken, wenn er am Altar auf die Frage: „Liebst Du diese Frau?“ antworten müßte: „Ich hasse sie!“

„Warum habe ich sie verlassen?“ klagte Babel sich selbst an. „Warum habe ich nicht gethan, was sie gewünscht hat: vereint in die weite Welt zu fliehen! Wir Drei!“

„Ja, das verhält sich nun jetzt so,“ erzählte Meister Mathias. „Der Adjutant des Generals findet sich täglich zweimal im Hause ein und rapportirt dann, wie die Damen sich befinden und was sie machen.“

„Wäre nur Cambray nicht gestorben!“

„Richtig. Auch diesen Herrn habe ich schon begraben. Belieben ja zu wissen, daß er gestorben ist.“

„Ich weiß es. Man hat es mir geschrieben!“

Und hierauf zog er den Brief, in welchem ihm Marie die letzte schreckensvolle Nacht im namenlosen Schlosse beschrieben hatte, aus dem Busen und begann ihn zu lesen. Doch seine Thränen gestatteten ihm dies nicht. Endlich be-

gann er heftig zu schluchzen wie ein Kind, daß die Stiefmutter geschlagen hat.

Seine Stiefmutter war das Schicksal.

„So ist's. Ich habe ihn schön begraben. Er hatte sein Testament in seine Brieftasche geschrieben. Er hatte auch das angeordnet, daß man ihn am Ufer des See's begraben solle; kein Kreuz, keine Inschrift auf sein Grab, nur eine Erle solle man dort pflanzen. Und so habe ich es auch gethan.“

Babel wischte sich die Thränen aus den Augen. Es verdroß ihn, daß er sich nicht zu beherrschen vermochte, daß ein Fremder ihn so schwach gesehen hatte. Er zwang sich, ruhig zu sein.

„Und wie konnten Sie in das Versteck des Todten gelangen, nachdem er es hinter sich abgeschlossen hatte?“

„Sehr einfach. Die Feder des Gitters stand mit der Glocke im Zimmer des Herrn Grafen in Verbindung. Wenn man jenes herabließ, läutete diese. Man brauchte daher die Sache nur umzudrehen. Wenn ich den Draht der Glocke im Zimmer des Grafen stark anzog, mußte das Gitter im Alkoven sofort in die Höhe gehen.“

„Das ist ein einfaches Kunststück. — Ja, Meister Mathias, wenn Sie ein solcher Tausendkünstler wären, um auch jenes Schloß öffnen zu können, das jetzt meine Schätze verschließt, das wäre dann ein Meisterstück!“

„Und ich weiß ein solches Kunststück.“

„Sie wissen eines?“

„Habe ich ja doch gesagt, daß ich die gute Nachricht zuletzt lasse.“

„Reden Sie, reden Sie!“

„Das kann ich Ihnen aber nur in's Ohr flüstern. Wie, wenn Jemand unter dem Bette oder an der Thür lauschen würde! Auch ich habe es so gemacht; ein Anderer kann dasselbe thun.“

Babel hielt ihm das Ohr hin, damit er ihm sein Geheimniß zuflüstern könne.

Die Mittheilung war sehr kurz.

Die wenigen Worte aber richteten Babel mit einemmale vollständig wieder auf.

Er klatschte in die Hände und klopfte Meister Mathas auf die Schulter.

„Sie sind ein wunderbarer Mensch!“

Dann zog er Mariens Porträt aus dem Busen und küßte es; auch Meister Mathas küßte er; dann lachte er.

Dann nahm er eine Handvoll Banknoten aus seiner Säbeltasche und drückte sie dem Meister Mathas in die Hand.

„Da haben Sie. Eilen Sie, das Nöthige einzukaufen. Sie wissen, was anzuschaffen ist? Wir machen uns sofort daran.“

Meister Mathas übernahm das Geld und stürzte zum Hause hinaus, als wenn er es gestohlen hätte.

Ludwig aber eilte zu seinem General.

„Ich trenne mich hier von Euch. Ihr braucht mich auf dem weiteren Wege nicht mehr. Gestattet, daß ich gehe.“

„Was beabsichtigst Du?“ fragte der General.

„Du weißt bereits, daß der Feind Raab genommen hat.“

„Ich bin davon unterrichtet worden. Ich wollte aber nicht unsere Freunde mit dieser Nachricht entmuthigen.“

„Meine Braut und mein Schützling sind in die Hände des Feindes gerathen.“

„Auch das weiß ich. Ich bedaure Dich.“

„Ich werde sie aber von dort befreien.“

„Auch das ist möglich. Nur muß unsere Armee sich früher sammeln, um Raab mit vereinten Kräften wieder nehmen zu können.“

„Ich allein befreie sie von dort.“

„Wie? Hast Du das Geheimniß der Luftschiffahrt entdeckt? Oder willst Du Raab, das ein ganzes französisches Armeekorps besetzt hält, des Nachts mit Deinen Bolons überfallen und Deine Lieben hoch zu Roß aus der Stadt herausholen?“

„Was ich machen werde? Das ist mein Geheimniß. Es gehört dazu Gewalt und Schlaueit, Tapferkeit und Hinterlist. Es grenzt an die Unmöglichkeit und ist doch ganz sicher. Ich werde meine Lieben derart befreien, daß der Feind, der sie gefangen hält, sie mit nichts Anderem als einem Handkuß, den er ihnen zum Abschied auf die behandschuhten Hände drückt, berühren wird.“

„Dieser junge Herr ist verrückt!“ sagte der General. „Es ist aber auch kein Wunder. So gehe also und nimm Deine Bolons mit Dir.“

„Es braucht aber Niemand zu wissen, daß ich mich von Euch getrennt habe.“

„Schon gut! Ich werde in einem Tagesbefehl bekannt geben, daß ich Dich entsendet habe, die Verbindung mit General Chasteller aufrecht zu erhalten und den Banus von Croatien aufzusuchen.“

Und sie lachten herzlich, als sie sich trennten.

Zweites Kapitel.

„Alles ist in Ordnung,“ sagte Meister Mathas zu Babel, auf drei gedeckte Küstwagen deutend, welche die schwarzen Volons den Franzosen bei Klein-Zell abgenommen hatten. „Alles, was nothwendig, befindet sich hier unter dem Echo.“ Mit diesem Worte meinte er das leinwandüberzogene Wagendach.

Die Todtenkopftruppe bildete beim Abmarsch die Queue; sie konnte sich daher von der Brigade trennen, ohne daß es Jemand bemerkte.

Die Brigade schlug den Weg nach Palota ein, die Volons bogen auf jenem nach Zircz ab.

Aber schon in den Wäldern von Zircz verlor sie sich so vollständig, daß nichts mehr von ihr zu hören war; als wenn sie der Bakonher Wald verschlungen hätte.

Die Ratoter mußten noch von den schönen Husaren, lauter Kernmagyaren, zu erzählen, die mit Trompetengeschmetter durch das Dorf gezogen waren, den schönen,

jungen Weibern zugewinkt, bei dem Wirthshause, wo sie Halt gemacht, theils mit klingender Münze, theils mit zer-rissenen Banknoten gezahlt und dabei ein lustiges Spottlied-chen auf die letzteren gesungen hatten. Aber schon die Birczer klagten, daß bei ihnen eine Schaar feindlicher Kavallerie eingezogen sei. Franzosen in blauen Mänteln, mit Hahnenfedern auf den Mützen, deren Kommandant in gar hartem Tone dem Richter Allerlei befohlen und nichts als französisch habe sprechen können. Zum Glück habe der Prior der Weißen Mönche (Prämonstratenser) diese Sprache verstanden und als Dolmetsch gedient. Sie seien sehr mißtrauisch gewesen, wären gar nicht vom Pferde gestiegen, sondern hätten den Karabiner in der Hand behalten; die gaffenden Weiber und Kinder habe der Rittmeister zornig auseinandergejagt, und als man ihnen Wein brachte, habe der Richter diesen vorerst kosten müssen, ob er nicht etwa vergiftet sei. Das wäre aber noch angegangen. Aber selbst das Wasser, das aus dem Brunnen geschöpft worden, habe er kosten müssen, ob nicht Gift darin sei. Dies sei das erste Wasser gewesen, das durch die Gurgel des armen Richters seit seiner Kindheit gelaufen. Dann habe der Kommandant den Leuten wissen lassen, daß, wenn ihnen Jemand nachschleichen würde, um auszuspioniren, wohin sie gehen, sie diesen mit beiden Füßen an die herabgebogenen Aeste zweier Bäume binden und ihn so auseinander schnellen würden; wenn aber Jemand die ungarischen Husaren auf ihre Spur führen würde, so würden sie den Ort an allen vier Enden anzünden und alle lebende Ge-

schöpfe niedermetzeln. Es sei auch Alles froh gewesen, als sie weiterzogen.

Dies waren die Bolons Vavel's gewesen. Im Didicht des Waldes hatten sie die rothen Esaks abgelegt, die den Franzosen abgenommenen Kalpag mit den Federbüschen aus den Rüstwagen hervorgeholt und die blauen Mäntel über ihre schwarze Uniform umgenommen; kein Mensch hätte gesagt, daß dies keine französischen Chasseurs seien. Selbst ihr Trompeter blies den Marsch nach französischer Art.

Meister Mathas eilte überall voraus, ob nicht irgendwo auf ihrem Wege Franzosen oder ungarische Truppen seien. Es wäre ebenso gefährlich gewesen, mit den Einen wie mit den Anderen zusammenzutreffen.

Es befanden sich aber weder Franzosen noch Ungarn auf dieser Landstraße. Sie zogen im raschen Tempo den steilen Bergweg hinan, wo ein Dorf Fichtenwald heißt, das seinen Namen dem Umstande verdankt, daß dort mitten zwischen den Eichen des Bakony ein isolirter Fichtenwald steht. Von diesem Walde wußte die Welt so wenig, wie von der Truppe, die unter seinen Bäumen Rast hielt. Am nächsten Tag ging es dort weiter dem Lauf des Bakonyer Baches entlang. Die Bewohner der kleinen Weiler, die auf ihrem Wege lagen, besahen sich staunend die durchziehende Truppe und zerbrachen sich den Kopf darüber, ob die Franzosen etwa hieher gekommen seien, Karren einzukaufen, oder ob sie etwa Kalt oder Kohlen brauchen oder ob sie nachsehen wollen, ob es heuer viele Knoppeln geben werde. Sie

konnten mit ihnen nicht reden, sie konnten sie daher auch nicht befragen.

Den ganzen Tag hatte der Marsch auf ungebahnten, schlechten Wegen, auf welchen die Rüstwagen kaum weiter konnten, gedauert. Bei Koronczo mußten sie dieselben sogar zurücklassen, da die Marczal und die Raab, die hier fast parallel nebeneinander laufen, ihnen den Weg verstellten. Hier nahmen die Bolons aus den Rüstwagen ihre versteckten Esako's und Lebensmittel für mehrere Tage und schwammen dann bei Sternenlicht auf die Insel, die zwischen den beiden Flüssen lag. Dort hielten sie ihr Nachtlager. Und sie hatten sehr wohl daran gethan, denn damals war bereits eine Brigade der ungarischen Insurrektion bei Koronczo eingetroffen und wären diese auf die federgeschmückten Mützen der verkappten Franzosen gestoßen, dann wäre es zu spät gewesen, ihnen begreiflich zu machen, daß sie einen gar schlau angelegten Kriegsplan verfolgen. Sie mußten den Ungarn sorgfältiger als den Franzosen aus dem Wege gehen.

Meister Mathas aber hielt nicht Rast, sondern ließ sich des Nachts in dem „Seelentränker“ eines Fischers über die Raab führen und kehrte am Morgen mit den eingeholten Nachrichten wieder zurück.

Die Truppe übersezte bei Tagesanbruch auf die See-Insel, durchschwamm am Morgen die Rabcza und erreichte die Ortschaft Börcs.

Es ist dies ein kleines Dorf am Ufer der Rabcza; dasselbe besitzt aber ein interessantes Denkmal aus längst-

vergangener Zeit: eine große, runde Schanze, in deren Mitte die Kirche steht. Die Bevölkerung pflegte in den Tagen der Kuruzen- und Labanczen-Kämpfe sich vor den herumstreifenden Schaaren hieher zu flüchten und sich hier zu vertheidigen. Daher vielleicht der deutsche Name des Dorfes: Rundenthurm.

Die Truppe Babel's besetzte diese Schanze, in welcher sie sich unbemerkt verbergen konnte. Auf weite Strecken ringsumher war die ganze Gegend von französischen Truppen besetzt.

Die Straße, die nach Raab führt, war vom Kirchturm aus zu sehen.

Babel bestieg selbst den Thurm, um von dort aus die Landstraße mittels seines Feldstechers abzuspähen.

Endlich erblickte er, worauf er wartete.

Eine starke Staubwolke in der Richtung von Hochstraß verkündete dessen Herannahen.

Es kam eine Abtheilung Kürassiere, deren Brustharnische schon von Weitem in der Sonne erglänzten; die Truppe war in zwei Theile getheilt; zwischen diesen fuhr ein vier-spänniger gelber Reisewagen, dessen Postillone vom Sattel aus kutschirten.

In dem Wagen saß eine bejahrtere Dame; sie schützte ihr Gesicht gegen den Straßenstaub durch einen dichten Schleier, während die jüngere Dame an ihrer Seite keinen Schleier vor ihrem blassen Gesichte duldete, sondern sich hinter ihrem Fächer hervor durch das geöffnete Fenster die bunte Ebene besah, auf welcher die ungemähten, reifen

Saaten mit den grünen Wiesen einen zierlich gemusterten Teppich bildeten.

Neben dem Wagenschlag ritt ein junger Offizier, der die ältere Dame durch eine fließend geführte Conversation zu unterhalten suchte und nebenbei von Zeit zu Zeit Blicke zarten Einverständnisses mit dem schönen, blassen Fräulein wechselte.

Diese Damen waren die Gemahlin und die Tochter des Generals Guillaume.

Sie kamen, Marien zu übernehmen. Sie sollten ihre Begleiterinnen nach Paris sein. Dieser Wagen hatte sie nach Paris zu bringen; die Kürassiere aber hatten die Bedeckung zu bilden.

„Unsere Hände reichen weit!“ hatte de Fervolans gesagt.

Und siehe, sie hatten ihr Opfer auch bereits erfaßt.

Doch noch giebt es Jemanden, der es wagt, einen Schlag auf diese mächtigen Hände zu führen.

Auf der schönen grünen Ebene, welche die Landstraße durchzieht, naht eine starke Reiterabtheilung.

„Es sind Chasseurs zu Pferde. Sie gehen fouragiren,“ erklärt der junge Kürassier-Offizier den neugierigen Damen.

In der That ließen Jene der Täuschung zuliebe ein paar Heuwagen vor sich herfahren und diese rollten inmitten der Landstraße hin. Der Postillon begann schon von Weitem zu blasen, damit die Heuwagen von der Landstraße auf den Feldweg abbiegen. Die Folge hiervon war, daß der eine Wagen umwarf, der zweite neben diesem hinfuhr und

mit seiner Stange in der Wage des ersteren hängen blieb, wodurch der Weg gänzlich versperrt wurde.

Indessen war die Schaar Bavel's ganz nahe herangefommen.

Auf ein Signal warf jeder der Reiter den blauen Mantel und die Federmütze plötzlich ab, stülpte den Esako mit dem Todtenkopf auf und dann stürzten sie sich auf die Begleitung des Wagens.

Die überraschten Kürassiere, die auf diesen Angriff nicht vorbereitet waren, wurden durch den ersten Anprall von der Landstraße hinabgedrängt und mußten mit ihren schweren Pferden auf der sumpfigen Wiese einen sehr ungleichen Kampf mit den leichten Reitern Bavel's aufnehmen, die ihnen auch an Zahl überlegen waren. Wohl hatte ihr junger Kommandant mit ritterlicher Entschlossenheit vor dem Wagen Posto gefaßt, bereit, den Zweikampf anzunehmen, und Bavel mußte seine ganze Gewandtheit aufbieten, um ihn zu entwaffnen. In dem Augenblicke aber, als der Säbel aus der Hand des jungen französischen Champions flog, schrie die junge Dame, aller Etikette vergessend, entsetzt auf:

„Oh mon Dieu, ne tuez pas Arthur!“

Ludwig Bavel grüßte die Damen höflich, senkte vor ihnen den Säbel und sagte beruhigend im schönsten Französisch Talma's:

„Fürchten sie nichts, meine Damen, Sie sind in gute Hände gerathen, wir sind Ungarn.“

Die Kürassiere waren im vollen Rückzug gegen Hochstraße, verfolgt von den Bolons Bavel's.

Dieser selbst war vom Pferde gestiegen, um mit dem aus dem Sattel geworfenen jungen Offizier zu reden.

„Vor Allem gestatten Sie mir, Ihnen zu dem Glücke zu gratuliren, das mir ein zärtlicher Aufschrei soeben unwillkürlich verrathen hat. Es wird mir zur großen Freude gereichen, wenn ich Ihre Angelegenheit durch diese Episode fördern könnte.“

Auf diese Worte erröthete die blasser junge Dame leicht; die andere aber wurde bis über die Ohren roth und begann in keifendem Tone:

„Was wollen Sie mit uns? Was mengen Sie sich in unsere Angelegenheiten? Wir gehören nicht zu den Kombattanten!“

„Was ich will? Das werde ich diesem jungen Chevalier erklären. Erstens nehmen Sie Ihren Säbel zurück. Sie haben ihn sehr gut geführt; nur rathe ich Ihnen, die Quin-ten nicht so tief zu nehmen, da man Ihnen sonst den Säbel sehr leicht aus der Hand schlagen kann. Dann werde ich Sie ersuchen, Ihr Pferd zu besteigen. Ein vortreffliches Thier. Schade, daß es ein Bißchen schmal auf der Brust ist. Drittens bitte ich Sie, so rasch als möglich nach Raab zu reiten; die gerade Landstraße führt dahin. Und dann wollen Sie dem Herrn General Guillaume meine Botschaft überbringen. Diese Botschaft lautet: „Ich, Ludwig Graf Bavel de Versay, habe am heutigen Tage die Gemahlin und Tochter des Herrn Generals Guillaume gefangen genommen. Der Herr General hält meine Braut, Gräfin Themire de Alba, und meine Pflögetochter gefangen, die

Sophie Botta, oder, wenn es so beliebt, Prinzessin Marie heißt. Ich verlange meine Damen in Auswechslung Ihrer Damen zurück. Einen weiteren Wunsch habe ich nicht." Je eher Sie zurückkommen, um so besser. Dort in jener Rundschanze, aus welcher der Kirchturm herausragt, erwarte ich Sie. Adieu!"

Die junge Dame bat stumm mit gefalteten Händen den jungen Offizier um das, was ihm garnicht erst auf's Herz zu binden war. Wird er doch aus eigenem Antrieb Alles aufbieten, um den General zum Tausch zu bewegen.

Der freigelassene Reiter sprengte auf der Landstraße dahin. Ludwig Babel aber ließ den Wagen den Weg von Börs einschlagen und konversirte mit den Damen, während er am Wagenschlag ritt.

Frau Generalin Guillaume überhäufte anfänglich den Grafen Babel mit bitteren Vorwürfen.

"Das ist eine Verletzung des Völkerrechtes! Das ist Brigantaggio! Vornehme Damen aufzufangen!"

"Und hält nicht etwa Ihr Herr Gemahl meine Damen gefangen?"

"Meine Tochter ist so furchtsam, so nervös!"

"Es giebt auf der weiten Welt kein so zaghaftes Geschöpf wie meine arme Marie!"

"Schließlich sind Sie aber doch Franzose und werden wissen, was Sie der Höflichkeit gegen Damen schulden?"

"In dieser Beziehung werde ich mir den Herrn General Guillaume zum Muster nehmen."

"Bezüglich Ihrer habe ich keine Bedenken; aber diese

Ihre Begleiter; das sind ja entsetzliche Leute. Sind dies keine Centauren?"

„Gewiß; deren Nachkommen.“

„Ist es wahr, daß sie auch jetzt noch Menschenfleisch essen?"

„Meines Wissens haben sie diese Gewohnheit seit einigen Jahren aufgegeben. Es ist aber nicht unmöglich, daß sie jetzt, da dieser Artikel so wohlfeil ist, in ihre alte Gewohnheit zurückfallen.“

„Ach! Und daß sie Hauer wie die Eber haben?"

„Das ist sehr wahrscheinlich. Ich glaube, sie verdecken dieselben mit ihren langen Schnauzbärten.“

„Und ist das wahr, ich habe es irgendwo gelesen," fuhr die Dame mit gedämpfter Stimme fort, „daß die Damen hier zu Lande jungen Sklavinnen das Blut abzapsen und sich darin baden?"

„Das mag sehr angenehm sein," warf Babel, sie bei ihrer Annahme belassend, hin. „Ich wundere mich, daß man in Paris diese Mode noch nicht eingeführt hat.“

„Wo denken Sie hin? Um Himmelswillen!"

„Haben Sie ja doch eine so prächtige Maschine zum Blutvergießen.“

„Still, Hochverräter! Das ist etwas ganz Anderes!"

Während dessen ereignete es sich, daß einer der Volons einen gefangenen Kürassier daherbrachte, dieser war zu Fuß, der Volon zu Pferde. Beide waren verwundet, der Insurgent an der Stirn, der Kürassier am Arm.

Der Volon hatte sich aus seiner Wunde nicht viel ge-

macht; er hatte sich die Stirn mit seinem Taschentuch verbunden; der französische Gefangene dagegen war gänzlich erschöpft; er vermochte nicht weiter zu gehen.

Da stieg der Volon vom Pferde, nahm seine Feldflasche, reichte sie seinem Gefangenen und ermunterte diesen zum Trinken:

„No, nimm einen tüchtigen Schluck, Kamerad; laß den Kopf nicht hängen. Schau, warum hast Du auch so gewaltig auf mich losgeschlagen? Hast Dich damit gar zu stark angestrengt. Macht aber nichts! Komm, ich werde Dich auf mein Pferd setzen.“

Hiermit half er dem verwundeten Gefangenen auf's Pferd und schritt selbst neben diesem her.

„Ah! ah!“ rief die Generalin aus, die ganz erstaunt darüber war, daß der Centaur nicht an sein Pferd gewachsen war, und in zweiter Linie vielleicht auch darüber, daß der Centaur ein menschliches Herz hatte.

Der Centaur hatte jenen Ausruf gehört, und er glaubte ihn am besten so zu interpretiren, wenn er auch der Dame seine Feldflasche anbot. In dieser großen Hitze, bei diesem großen Staub und nach dem großen Schreck kann ein Schluck Badacsonyer nicht schaden.

Die Dame wagte nicht, das Anerbieten zurückzuweisen; auch bereute sie es nachher nicht.

„Ach, das ist ja Wein?“ sagte sie überrascht zu Babel, nachdem sie gekostet hatte.

„Sie glaubten wohl, es sei Pferdemilch?“

Der Bolon aber sagte, als er die Feldflasche zurücknahm, auf lateinisch zu der Dame:

„Conducat sanitati . . . domicella“

„Er spricht aber ja in der Sprache der Römer!“ rief die Pariser Dame, die Hände zusammenschlagend.

Babel konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Sie sind ein arger Spaßmacher!“ zankte ihn hierauf die Generalin aus. „Das sind ja ganz nette Leute, und keiner von ihnen hat Eberhauer. Dann wird auch das nicht wahr sein, daß Ihre Damen sich in Mädchenblut baden? Giebt es dort Häuser, wohin Sie uns bringen?“

„Sie sind zwar nicht so großartig wie Ihr Palais in der Chaussee d'Antin, aber Häuser sind's doch.“

„Und womit werde ich dort die lange Zeit ausfüllen, bis Monsieur Descourcelles zurückkehrt? Können Sie piquetiren? Ich bin eine leidenschaftliche Piquetspielerin.“

„Ich werde Ihnen schon sagen, Madame, womit Sie Ihre Zeit ausfüllen werden, wenn wir in's Dorf gelangt sind. Und ich glaube, Sie werden damit zufrieden sein.“

Unterdessen waren sie an die Gärten gelangt, wo Bäume, die mit in voller Reife stehenden Weichseln und Kirschen beladen waren, über die hohen Zäune lächelten; von dort bogen sie in eine mit schönen Nußbäumen garnirte Gasse ein, und fuhren der Kirche zu.

Im ganzen Dorf gab es kein anderes Herrenhaus als den Pfarrhof. Der geistliche Herr stand unter dem Thor, wo Babel den Wagen halten ließ, den Damen beim Aussteigen behilflich war und den Pfarrer ersuchte, sie gast-

freundlich aufzunehmen, woran es dieser auch nicht fehlen ließ. Die Küche des Pfarrers lieferte, was nur schmachhaft war, und die Damen mußten anerkennen, daß man im Reiche der Centauren zu speisen versteht.

Nach Tische klagte das Fräulein über Erschöpfung, worauf ihr gestattet wurde, sich zur Ruhe zu begeben; dann sagte Babel zur Generalin:

„Wollen Sie die Sehenswürdigkeiten des Ortes besichtigen, Madame? Es befindet sich hier eine sehr alte Kirche.“

„Und giebt es in demselben irgend ein schönes Bild?“

„Ein ergreifend schönes Bild: die Samaritaner.“

„Alt oder modern?“

„Die Manier ist alt, sie erinnert an die ersten Jahre der Christenheit. Die Ausführung ist aber modern.“

„Das Werk irgend eines berühmten Meisters?“

„Nein, nur eines Naturalisten; ein Werk des geistlichen Herrn.“

Die Generalin schüttelte staunend den Kopf und mußte nun nicht mehr, ob Graf Babel mit ihr oder mit dem Pfarrer Scherz treibe.

Sie begriff aber die Sache sofort, als sie durch die Kirchenthür eingetreten war.

Der dem Gottesdienst geweihte Ort war diesmal für die Abhaltung des erhabensten Gottesdienstes eingerichtet, für die Pflege leidender Menschen. Die ganze Kirche war ein Spital, in welchem auf reinen Betten, die in Doppelreihen aufgestellt waren, verwundete französische Soldaten

lagen, die derart in den im Umkreis des Schlachtfeldes von Raab liegenden Dörfern vertheilt waren. Die Frauen des kleinen Dorfes pflegten und curirten sie mit ihren eigenen Hausmitteln in so liebevoll besorgter Weise, als stünde zu Häupten eines jeden Verwundeten dessen eigene Mutter. Und der Pfarrer suchte nach allerlei heilsamen Salben für sie in seinem abgegriffenen „Hausarzte“; hierher kam kein Feldarzt in einer Zeit, da bei Aspern zwanzigtausend, bei Wagram zweiundzwanzigtausend verwundete Franzosen lagen. Diese vom Elend heimgesuchten Leute aber pflegten und richteten Jene auf, die noch schlimmer als sie dran waren: die Soldaten des Feindes.

„Nicht wahr, ein schönes Tableau, Madame?“ sagte Graf Bavel. „Es würde sich ganz gut als Altarbild in der Kirche Notre-dame machen. Der Name des Meisters verdient verewigt zu werden. — So sind jene Kannibalen, die dieses Land bewohnen! Wahrlich, ich sage Ihnen, Sie können mit Ihrer Tochter das ganze Land durchziehen und es wird Sie nirgends auch nur ein verletzender Blick beleidigen. In diesem ganzen Lande giebt es nur Einen Menschen, in dem kannibalische Leidenschaften wohnen, der Oberhauer im Munde trägt, der im Stande ist, sich in Frauenblut zu baden — und dieser Eine bin ich! Wahrlich, ich sage Ihnen, Sie können Ihre Zeit bis zur Rückkehr des Monsieur Descourcelles nicht besser zubringen, als wenn Sie hier in der Kirche bleiben, die Verwundeten pflegen helfen und währenddem zu Ihrem Schutzheiligen beten, daß Herr Guillaume meine Lieben freilassen möge.“

Die Generalin konnte nicht umhin, über diese pathetische Drohung herzlich zu lachen.

„Haha! Mein Herr, deßhalb wäre es ganz überflüssig, meinem Schutzheiligen zur Last zu fallen; zudem pflege ich nur an jedem Freitag Bußübungen anzustellen und auch da nur mit nüchternem Magen und nicht nach Tisch; und heute ist erst Mittwoch. Wenn ich schon von den übrigen Centauren nicht fürchten muß, daß sie mich verspeisen, so fürchte ich mich vor Ihnen auch nicht im Mindesten. Seien Sie darüber beruhigt, daß Herr Guillaume nicht säumen wird, Ihre Lieben herauszugeben, sobald er erfährt, daß sie der Tausch für uns sind. Ich kenne Herrn Guillaume. Wenn Sie ihm mit Millionen gekommen wären, um ihm Ihre Lieben abzukaufen, so hätte er Ihnen kein Gehör geschenkt; wären Sie mit einem Armeekorps über ihn gekommen, um sie ihm zu entreißen, so hätten Sie sie nicht erlangt; da Sie aber den teuflisch guten Einfall hatten, ihm Frau und Tochter aufzufangen, haben Sie ihn schwachmatt gesetzt! Gehen wir von hinnen. Ich könnte nicht beten.“

„Wenn aber Napoleon's Befehl für ihn schwerer wiegen würde?“

„Nun, das können Sie mir schon glauben, daß sich Herr Guillaume mehr vor mir als vor dem Kaiser Napoleon fürchtet. — Gehen wir fort von hier! — Auch Verwundete mag ich nicht pflegen. Gott bewahre jeden Leidenden vor dem Unglück, daß er mir zur Pflege überliefert werde; denn das hält keiner aus! — Gehen wir piquetiren, mein Herr!“

Drittes Kapitel.

Herr Kapitän Descourcelles hatte muthmaßlich ein vorzügliches Pferd; er selbst war ein tüchtiger Distanzreiter und wahrscheinlich sehr verliebt. Diese drei Umstände vereint, bewirkten, daß der ritterliche Herr schon um fünf Uhr Nachmittags aus Raab zurückkehrte.

Er kam mit der Parlamentärflagge in Begleitung eines Trompeters, und die Bolons führten ihn dem Kriegsbrauch gemäß mit verbundenen Augen zur Wohnung ihres Kommandanten.

Der Kürassier-Kapitän war nicht wenig überrascht, als er die Generalin beim Kartenspiel mit dem feindlichen Kommandanten traf.

Es war ein glücklicher Zufall, daß ein Neunziger-Match sich gerade in den Händen des Grafen Babel befand; denn wäre derselbe in den Händen der Madame Guillaume gewesen, so hätte der Bote sicherlich mit seiner dringenden Botschaft warten müssen. So aber ließen sich die Karten zusammenwerfen. Babel war im Gewinn; es machte daher nichts, wenn auch die mit Kreide auf den Tisch geschriebene Berechnung durch die auf den Tisch gelegten Schriften verwischt wurde.

„General Guillaume willigte in Alles,“ sagte der Kapitän mit Eilfertigkeit und mit vor Freude erstickter Stimme. „Er läßt die Damen frei!“

Babel beeilte sich, dem Ueberbringer der frohen Botschaft die Hand zu drücken.

Dieser aber beeilte sich noch mehr, seinen Handfuß bei Madame anzubringen.

„Wie befinden sich die Damen?“

„Vortrefflich! Messieurs les Cannibales sind sehr höflich und „leur Catzique“ spielt ausgezeichnet gut Piquet.“

„Und wo befindet sich Mademoiselle? Ist ihr kein Leid widerfahren?“

„Darum brauchen Sie sich nicht zu erkundigen. Sie macht Toilette, mein Herr!“

„Madame, ich bin dem General verantwortlich dafür, daß den Damen, die mir anvertraut sind, auch nicht ein Haar gekrümmt werde.“

„Kümmern Sie sich nicht um die Haare meiner Tochter! Bringen Sie mit Monsieur le Catzique die Bedingungen der Kapitulation in Ordnung; ich werde unterdessen die Reisettoilette meiner Tochter in Ordnung bringen. Ich hoffe, daß wir sofort abreisen können?“

Die Dame entfernte sich in's Nebenzimmer, wo das Fräulein ruhte. Die beiden Ritter blieben allein.

„Hier ist der *sanf conduit* für Sie,“ sagte der Kapitän, indem er Babel den Geleitschein übergab.

Dieser Schein war vollkommen regelrecht ausgestellt, mit der Stampiglie des Vizekönigs, dem großen kaiserlichen Siegel und der Unterschrift des Generals Guillaume versehen; das Papier selbst war unnachahmlich; es trug das Wappen mit dem Adler im durchsichtigen Wasserdruck.

Der Geleitschein lautete für Babel de Versay, expatriirten französischen Edelmann und Indigena und Magnat von Ungarn, in dessen Begleitung Themire de Alba alias Baronin Katharina Landsknechtsschild und seine Pflögetochter Sophie Botta, angeblich Prinzessin Marie Charlotte Capet, sammt den zu ihnen gehörigen Kammerdienern, Bedienten und Stallmeistern reisen, und denen von Seiten eines jeden französischen Truppendivisions freie Reise, Schutz und Vertheidigung zugesichert wird.

Ludwig Babel studirte dieses Schriftstück sehr lange.

„Zweifeln Sie etwa an dem gegebenen Worte eines französischen Offiziers?“ fragte der Kapitän.

„Nein,“ erwiderte Babel, jenem die Hand reichend.

„Ein Wort will mir nicht in den Sinn. Es mag aber ein Fehler der Stylisirung sein. — Was macht das? — Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet.“

„Oh, ich bitte sehr!“ sagte der Kapitän, zurücktretend.

„Wollen Sie so gütig sein und die Scene des Dankagens aufsparen, bis Madame hier sein wird?“

„Ich verstehe,“ entgegnete Babel lächelnd.

„Wenn Sie mich verstehen, dann will ich Ihnen noch mehr sagen. Gerade heute wurde der Waffenstillstand zwischen den beiden Mächten kundgemacht. Hier ist die gedruckte Proklamation.“

Babel runzelte die Stirn und sagte überraunig:

„Daraus folgt noch nicht, daß Friede geschlossen wird.“

„Auf keinen Fall. Das folgt aber doch daraus, daß unsere beiden Heere hinter der gezogenen Demarkationslinie

zu verbleiben haben und daß wir das gegenseitige Gebiet nicht als Feinde, sondern nur als Gäste besuchen dürfen. Die Grenzlinie wird für Ihre Armee das südliche Ufer des Neusiedlersee's sein." Der Kapitän zog die Landkarte aus der Tasche, breitete sie auf dem Tisch aus, zeigte Babel die rothen Linien, welche die Zonen markirten, und zeichnete sie auch gleich mit Rothstift in Babel's Karte ein. „Sie werden natürlich selbst nach Raab kommen, um Ihre Damen abzuholen?“

„Das beabsichtige ich noch heute zu thun.“

„Der Waffenstillstand ist auf vier Wochen geschlossen; auch das kann ich Ihnen im Vertrauen sagen. Und ich glaube, daß, wenn wir Beide diese vier Wochen in Flitterwochen umwandeln würden, dies keine verlorene Zeit wäre.“

„Wünschen wir einander viel Glück hierzu!“

Sie schüttelten einander die Hände.

Unterdessen waren die Damen mit ihrer Toilette fertig geworden und traten nun aus dem Nebenzimmer. Das Gesicht des Fräuleins hatte einen lebhafteren Ausdruck als früher.

Babel schickte sich nun mit großem Pathos an, dem jungen Offizier für den geleisteten großen Dienst zu danken. Die Generalin ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß, was Sie wollen. Sie wollen eine Bescheinigung über eine Schuld ausstellen, die dann ich bezahlen soll. Als wenn General Guillaume nur durch die kniefälligen Bitten des Herrn Kapitäns sein Herz hätte erweichen lassen, um seine Frau und Tochter mittels des an-

gebotenen Tausches aus der Gefangenschaft auszulösen. Das weiß ich, daß er nicht für eine Milliarde den Schatz, der ihm anvertraut worden, herausgegeben, und eher sich sammt der Prinzessin Marie unter den Ruinen von Raab begraben lassen hätte, als daß er sie freigelassen hätte; aber auch das weiß ich, daß er, als er hörte, daß Clarisse und Margot in die Hände des Grafen Babel gerathen seien, er den ganzen Gotha'schen Almanach hingeworfen hat: „ich bitte, nach Belieben zu wählen; wie viel Fürstinnen soll ich für jene in Tausch geben?“ — Das ist auch nicht im Geringsten das Verdienst des Monsieur Descourcelles; es ist einzig das Ihrige, Graf Babel. Das war ein teuflischer Einfall von Ihnen gewesen und dieser war nur mit Hilfe der Centauren ausführbar! Sie haben uns den fertigen Sieg aus den Händen gemunden. Ein großes Glück, daß Sie nur ein Vanderium kommandiren! Ich werde Herrn Guillaume sagen, was für ein entsetzlicher Mensch Sie sind! Wozu Sie mich in der Kirche bringen wollten! Still! Clarisse darf dies nicht erfahren, denn sie würde ohnmächtig. Sie ist sehr nervös. Und dann, wie dieser Tzigane Piquet spielt! Ach! Die Herren haben mit ihren ungeschickten Landkarten unsere Rechnungen auf dem Tisch verloscht; und nun weiß ich nicht, wer von uns im Rückstand ist. Die Tour ist zweifelhaft. Wir werden sie in Raab beenden. Sie werden uns beim General besuchen. Adieu.“

Frau Margot war vergeßlich. Sie vergaß von ihrem Hauswirth und dann auch — von ihren Landsleuten Abschied zu nehmen, die verwundet in der Kirche lagen.

Swölfter Theil.

Marie.

Erstes Kapitel.

Die Kürassier-Abtheilung, welche die Todtenkopfreiter bis Hochstraß verfolgt hatten, war bereits avisirt, daß sie die beiden Damen wieder unter ihre Obhut nehmen könne. Sie zogen auf der Raaber Straße gegen Börs.

Die schwarzen Reiter glaubten, daß die Franzosen kommen, um abermals anzubinden, und in rauslustiger Stimmung beabsichtigten sie, sie gehörig zu empfangen. Sie standen bereits in Schlachtordnung.

„Versorgt den Säbel,“ kommandirte Graf Bavel. „Durch vier Wochen wird nicht gekämpft. Es ist Waffenstillstand. Sie werden unter Kommando meines Adjutanten sich nach Fertöszeg zurückziehen und dort warten, bis ich mit weiteren Befehlen eintreffe.“

Sodann traf er Verfügungen bezüglich der Umgestaltung des namenlosen Schlosses in eine Kaserne und bezüglich der

Löhnung und Verpflegung der Mannschaft und dankte den Braven für ihre bisherige Treue und ihre Tapferkeit. Auch ihm standen Thränen in den Augen, so lieb hatten sie einander gewonnen. Und dann, als die Kürassier-Abtheilung bei dem einen Ende des Dorfes einritt, zogen gleichzeitig die Bolons durch das andere ab. Nur Bavel allein blieb mit Meister Mathias zurück, der ihn bei diesem Abenteuer in Bolons-Uniform als Trompeter begleitet hatte.

Kapitän Descourcelles stieg zu Pferde und sorgte für die Unterbringung seiner Leute, deren ein Theil hier im Dorfe zu verbleiben, der andere die Damen, nunmehr nur als Ehrengäste und nicht zum Schutz, nach Raab zu geleiten hatte.

Bavel war die ritterliche Pflicht zugefallen, den Damen die Hand zu bieten, als diese in den Wagen stiegen.

Als die Generalin sich bereits an sicherem Orte fühlte, beugte sie sich zum Wagenfenster hinaus und sagte zu Bavel:

„Jetzt aber werde ich doch Rache für den argen Streich nehmen, den Sie uns gespielt haben. Desden con desden! Ich beraube Sie der Früchte Ihres Sieges. Ich komme um eine Nacht früher nach Raab als Sie und sofort nach meiner Ankunft schreibe ich Ihrer Braut, was mit uns vorgefallen ist. — Bis Sie eintreffen, wissen sie bereits Alles und Sie werden der großen Freude beraubt sein, ihnen persönlich bekanntzumachen, daß sie frei sind. Das wird eine süße Rache sein.“

„Sehr süß,“ erwiderte Bavel, die Hand der Dame

küssend. „Möge Gott Sie dafür segnen, daß Sie den Armen durch diese Botschaft eine ruhige Nacht bereiten.“

„Nun giebt es aber noch etwas, das ich nicht verstehe, und das ich gerne aufgeklärt sehen möchte. Sind sie zufällig über uns gestolpert oder mittels irgend eines Abracadabras?“

„Ich kann Ihnen hierüber Aufschluß geben. Eine meiner Streifpatrouillen hatte einen Brief aufgefangen, welchen der Marquis de Ferrolans an den Herrn General Guillaume geschrieben hatte. Aus diesem erfuhr ich, in welcher Mission Sie, Generalin, nach Ungarn kamen, und seither waren Ihnen meine Spione fortwährend auf der Spur und unterrichteten mich von jeder Bewegung des Feindes.“

„Entsetzlich! Ich hatte Recht, als ich sagte, es sei ein Glück, daß Sie nur ein Vandalium gegen uns kommandiren. Ich bitte, überbringen Sie dem Herrn vom Hause unseren Abschiedsgruß; ich sehe ihn nirgends.“

„Er ist in's Spital berufen worden, einem sterbenden Verwundeten den letzten Trost zu spenden.“

„In's Spital? — Postillon, fahr' zu!“

Und sie nahm ihr mit Eau de Cologne getränktes Taschentuch vor das Gesicht und hielt es dort fest, bis sie auch das letzte Haus des Dorfes passirt hatten.

Graf Bavel aber wartete nicht bis zum nächsten Morgen, sondern schwang sich auf ein Pferd und eilte mitsammt dem Meister Matyas zum Dorfe hinaus.

Am Ende des Dorfes rief sie der Vorposten an. Meister

Matthas zog die weiße Fahne aus der Röhre seines Stiefels und antwortete mit dem Schmettern seiner Trompete. Ludwig Babel wies den Geleitschein vor und während der Korporal denselben las, bemerkte Babel, daß sowohl der Korporal als der Gemeine an seiner Seite einen frischen Säbelhieb im Gesicht hatten, ein Andenken an das heutige Scharmützel.

Wie ironisch das wohl ist! Den Verlust der „Biquet-Partie“ hatten diese armen Soldaten bezahlt.

Nach Einbrechen der Dämmerung gelangte Babel nach Raab.

Gerade wurde acht Uhr geläutet und die Trompeten der französischen Garnison, welche zur Retraite bliesen, ertönten an allen Thoren. Babel wurde daher an diesen vor dem nächsten Morgen nicht eingelassen. Dafür war aber ja der kleine Garten des Herrn Tajkos, des Rothgerbers und Gevatters des Meister Matthas', gerade dazu da, damit Leute, die keine Lust hatten, durch's Thor zu passiren, aus- und eingehen konnten. Meister Matthas pflegte nie zu fragen, wo der gerade Weg ist. In solchen Fällen ist der krumme der kürzeste. Mittels eines kleinen Umwegs über die Gerberstätten gelangten sie in die Stadt.

Babel hatte wohl auch schon früher von Bomben niedergeschmetterte Mauern, eine niedergebrannte Stadt gesehen; dennoch bedrückte der Gedanke, jene, die er liebt, in diesem rauchgeschwärzten Trümmerhaufen aufsuchen zu müssen, schwer sein Herz.

Das Bild einer im Kriege zerstörten Stadt ist nam-

haft verschieden von jenem anderer niedergebrannter Städte. Die Bewohner, die zu Schaden gekommen, irren nicht wehklagend zwischen den Ruinen umher. Derjenige, in dessen Haus mehr Bomben eingeschlagen haben, rühmt sich vielmehr dessen. Niemand berechnet den auf Millionen sich belaufenden Schaden; Jeder zählt nur die Wunder her, unter denen er und die Seinen sich gerettet, und hat der Feind eine unbarmherzig große Kriegskontribution der Stadt auferlegt, so ergreift der findige Volkswitz die sich darbietende Gelegenheit, sich, so gut es geht, schadlos zu halten. Noch am späten Abend war der Marktplatz in der innern Stadt so stark belebt, daß man selbst zu Pferde kaum durch die Menge durchdringen konnte. Aus dem benachbarten Sziget, aus Kevsalu und Batahaza war das Volk, sobald der Waffenstillstand verkündet und der Verkehr freigegeben war, hereingeströmt und hatte ganze Wagenladungen voll Lebensmittel zu Markte gebracht. Die Franzosen hatten viel Geld; sie kauften Alles zu fabelhaften Preisen. Es gab keine so unsinnige Forderung, die nicht bewilligt worden wäre. Dem Eigenthümer eines ebenerdigen Hauses, dessen ganze Habe zu Staub verbrannt war, war sein Keller und in diesem seine Weine verblieben; er steckte eine Stange durch jenes Loch, welches die Kugel in die Mauer geschlagen hatte, hängte auf die Stange einen Büschel Fichtenzweige zum Zeichen, daß dort Wein ausgeschänkt werde, und die durstigen Soldaten strömten in Haufen zu dem Hause; der Eigenthümer sammelte das Geld in einer Badschüssel und weil das Auseinanderklauben von Münze und Papier

ihm zu mühsam war, breitete er allabendlich im Hofe ein Leintuch aus und warfelte über diesem den Geldhaufen; Gold, Silber, Kupfer fielen zu Boden, das Papier trug der Wind zur Seite; dann wurde das Eine und das Andere zusammengekehrt und Korn und Spreu gesondert in Säcke gefüllt.

Auch erregte das Erscheinen Bavel's und seines Trompeters nirgends Aufsehen. In den letzten Tagen waren Abgeordnete der Insurgenten, die bei Feststellung der Demarkations-Linie behilflich waren, viel aus- und eingegangen. Auch das mußte alle Welt, daß in der nächsten Nähe Raabs schon die ganze Insurgenten-Armee lagere. Als es Bavel gelungen war, durch die Wagenburg auf den Heumarkt — wo sich jetzt die schöne Promenade befindet — zu dringen, konnte er, ohne erst viel nachfragen zu müssen, seine Lieben auffuchen; Meister Mathias kannte bereits den Weg. Außerhalb der Tragweite der Belagerungsgeschütze befand sich eine kleine Sommerwohnung; dort hatte sie der weise Vicegespan untergebracht.

Als sie des Hauses von Weitem ansichtig wurden, sagte Meister Mathias im prahlerischen Ton:

„Es stehen nicht mehr die zwei mit den Bärenmützen vor dem Thore; der Haiduk des Vicegespans steht jetzt dort Schildwache.“

Bavel gab seinem Pferde die Sporen und sprengte dem Hause zu.

Während dieses kurzen Schnellrittes fühlte er sich wie ein Halbgott.

War es ihm doch gelungen, seine geraubten Schätze dem

siegreichen Feind wieder abzurufen, als dieser sie bereits mit eiserner Faust festgehalten. Er hatte sie ihm durch List und durch Gewalt aus der Hand gewunden. Sind auch die Heerführer unterlegen, so hat doch er triumphiert. Er hat jenen Riesen, den Niemand zu besiegen vermag, auf jenem Gebiet besiegt, auf dem sie einander ein Rendezvous gegeben hatten.

Als er aber näher an das Haus gekommen war, fiel ihm ein, daß er das zarte Herz des Mädchens durch das Pferdegetrappel erschrecken könne, und er hielt an und flog ab.

Er ging zu Fuß weiter, nachdem er Meister Mathas aufgetragen hatte, die abgeheßten Pferde langsam in der Gasse auf- und abzuführen.

Er näherte sich still dem Hause. Vor dem Thore salutirte der Haiduf des Vicegespans militärisch mit dem gezogenen Säbel. Ludwig eilte in's Haus.

Auf dem Korridor begegnete er dem kleinen Laczi; dieser hatte einen Stiefel und eine Bürste in der Hand. Bei dem Anblick Babel's ließ er Stiefel und Bürste fallen.

Vom Korridor trat Babel in die Küche; hier stieß er auf die Catanin, die vor Schreck zu Boden warf, was sie in der Hand hatte.

Auch an diese stellte er keine Frage, sondern trat in das nächste Zimmer, aus dem er Männerstimmen vernahm und dort traf er drei Bekannte; den Vicegespan, den Doktor Tromfsky und den Ingenieur Doboka.

Alle Drei erschrakten, als Babel unter sie trat. Auf dem Gesichte des Vicegespans zeigte sich dieselbe seltsame

Verwandlung, die mit diesem bei ihrer ersten Begegnung vor sich gegangen war, als Babel ihn so wild angeblickt hatte; Doboska lächelte, wie Leute, die sehr erschreckt worden sind, zu lächeln pflegen; der Doktor aber stand auf dem Punkte, davonzulaufen, wie damals im namenlosen Schloß, als der wüthende Graf den Kammerdiener bei der Gurgel gefaßt hatte.

Der Ausdruck dieser drei erschrocken Gesichter rief in Ludwig's Gehirn mit Blitzesschnelle einen Gedanken hervor, der allen lieblichen Träumereien seiner Phantasie, mit denen er bis hierher gekommen war, ein jähes Ende machte.

„Ist Jemand krank?“ fragte er sie.

Zwei von ihnen gaben keine Antwort, der Dritte aber stotterte: „Ich sage das, daß ich nichts sage.“

„Ist Marie krank?“ flüsterte Babel mit gedrückter Stimme.

Hierauf nickte der Vicegespan stumm mit dem Kopfe und wies nach der Thür des Nebenzimmers. Babel fragte nicht länger, sondern beeilte sich, in dieses Zimmer einzutreten.

Welch ein bekanntes Zimmerchen!

Abermals das feenhaft Apsl der Jungfrau des namenlosen Schlosses. Ihr Kinderspielzeug, ihre Möbel waren hierher gebracht worden; auch die vier Katzen putzten sich auf dem Fensterbrett und auf dem Kanapée und die beiden Hunde lagen auf ihren gestickten Polstern. Im Hintergrund des Zimmers stand das Himmelbett mit seinen schlangenförmig gewundenen Säulen und den geblühten Vorhängen

aus chinesischer Seide; auf dem Bette lag Marie und zu Häupten desselben saß Katharina.

„Ach mein Gott!“ schrie Babel auf, sich mit beiden Händen vor die Stirn schlagend. Und der Aufschrei klingt so schmerz erfüllt, daß Alles, was ihn hört, Frau, Mann, Kind, sofort in Schluchzen ausbricht. Nur sie selbst, die Kranke, lacht laut auf.

Hat sie doch Grund, zu lachen, sich zu freuen!

Sie hat einen solchen. Denn Ludwig eilt nicht zuerst zu seiner Braut, um diese zu begrüßen, zu umarmen, zu küssen, sondern zu ihr. — Sie ist die Erste. — Und wer sich vor ihr auf die Knie stürzt, wer ihre Wangen mit Küssen bedeckt, mit Thränen begießt, ist er. „O Du mein Theuerstes! O Du meine Heilige! O Du mein kleiner Abgott!“

Das Gesicht des Mädchens strahlte. Nicht allein jene unheilverkündenden Rosen, die der Bräutigam mit dem düsteren Antlitz auf die Wangen seiner Braut zu malen pflegt, leuchteten auf Mariens Gesicht, es war die reinste irdische Freude, das Morgenroth himmlischer Glückseligkeit.

Sie zog Ludwig's Kopf an ihren Busen und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sei unbesorgt um mich. Ich sterbe nicht. Es ist nicht jene häßliche Influenz über mich gekommen. Sie hat sich nicht von Cambray auf mich übertragen. Ich habe mich erkältet, als wir des Nachts vor den glühenden Kugeln flohen. Jetzt aber werde ich schon wieder gesund. Nur, daß Du hier bist. Daß Du um mich gekommen bist. Daß

Du mich befreit hast. Jetzt will ich schon leben! Du bist so machtvoll. Hast Du mich ihren Händen zu entreißen gewußt, so wirst Du mich auch dem Tode entreißen!"

Katharina legte ihre weiche Hand auf des Mädchens Kopf und flüsterte:

"O sprich doch nicht so aufgereggt."

Marie ergriff hierauf Katharina's Hand und führte sie an die Lippen Ludwig's, damit dieser sie küsse.

"Küsse sie. — Sie ist mir eine gar gute kleine Mutter. — Wie viel hat sie meinetwegen geweint! — O, wenn Du wüßtest, was wir miteinander ausgemacht haben, wenn man mich mit Gewalt hätte hier fortführen wollen. Jetzt ist es aber nicht mehr nothwendig. — Jetzt ist Alles gut. — Wir haben es in dem Brief gelesen, in dem man uns Alles geschrieben hat. — Du bist unser Held, unser Ritter St. Georg. — Vor was sollten wir uns noch fürchten? — Ich werde bereits wieder gesund. — Es war auch gar nicht Krankheit, was mir gefehlt hat, nur Angst und Verzweiflung. — Das ist vorüber und jetzt wird auch das Leiden bald vorübergehen. — Bittet schön den Doktor, daß ich heute nichts mehr einnehmen muß. — Ich möchte aufstehen. — Ich fühle mich stark. — Ich will mich ankleiden. — Dann hänge ich mich an Eure Arme und spaziere mit Euch bis zum Fenster. — Ich will sehen, wie der Abendstern heraufkommt. — Schickt mir die Satenin herein. — Sie wird mich ankleiden; sie kann mich besser als Katharina heben; — ich bin schwer. — Einstweilen geht ins nächste Zimmer. — Sprecht miteinander. — Man hat gar viel

auf der Welt von dem zu erzählen — was man so in sich selbst gedacht hat — und kann man es dem Einen Menschen nicht erzählen — so erzählt man es gar niemals.“

Marie klammerte sich an Ludwig's Hals und richtete sich im Bett auf; dann fragte sie ihn ängstlich:

„Bist Du nicht verwundet worden?“

Die Dienerin war auf den Ruf eingetreten, um Marien anzukleiden; der Arzt hatte gesagt, man müsse ihren Wunsch erfüllen.

Ludwig begab sich unterdessen in's Nebenzimmer. Katharina folgte ihm.

Bräutigam und Braut.

Da standen sie einander gegenüber und blickten einander lange in's Auge.

Und in diesem Blicke lagen auch viele jener Gedanken, die, wenn wir sie dem Einen Menschen nicht sagen können, Niemand je erfährt.

Es war dies ein schwerer Kampf, ohne Waffen, ohne Worte.

Endlich gab doch die Frau sich für besiegt.

Sie sank zu des Mannes Füßen auf die Knie, drückte seinen Arm an ihren Busen und legte ihr Gesicht auf seine Hand.

„Du bist mein Schutzengel!“ flüsterte sie ihm zu. Sie durfte nicht laut sprechen, damit nicht Marie es höre. „Sie hast Du von ihren Feinden erlöst, mich von der Verdammniß. O, wenn Du wüßtest, was ich während dieser Zeit gelitten habe! Jeder Seufzer dieses Mädchens, die fieberhaften

Worte während ihrer nächtlichen Träume waren ebenso viele Anklagen, die meine Seele schwer bedrückten. Die Anklagen eines verrathenen Engels gegen eine Sünderin, die nichts Anderes ersieht, als in sich zu kehren, Buße zu thun, ihre Sünde gutzumachen. Ach, was für entsetzliche Tage waren diese! Die Schläge gegen einander abwägen zu müssen; nicht, daß Gott sie abwende, sondern daß er früher den mildesten derselben, den Tod, bringe! In jeder Stunde sich behebend fragen, welcher von den Besuchern zuerst an die Thür pochen werde, jener mit dem Todtenschädel oder jener mit dem geschminkten Gesicht. Und dann: Derjenigen, die wir so treu behüten, wünschen müssen, daß sie lieber sterben möge! Und sehen dieses Leiden einer Märtyrerin im Gesichte eines Engels, der seinen Verräther inmitten seiner Verzweiflungsanfälle tröstet und für ihn betet, wenn er nicht zu beten vermag! Hätten sie Marie meinen Händen entrissen, so wäre mir keine andere Wahl geblieben, als mich lebendig oder todt begraben zu lassen! — O, wie wohl hast Du gethan, daß Du, als Du eintratest, sie umarmtest, sie küßtest, nicht mich! Du warst gerecht wie ein Gott! — Aber auch ich habe gelitten wie nur irgend ein Weib der Bibel! — Du hast nun dieses Leid von mir genommen; hast mein Herz aus dem Feuer der Hölle erlöst, hast meine Seele aus ihren Ketten befreit. Alles Uebel, das ich begangen, hast Du im Handumdrehen gutgemacht. Du hast sie zurückerrungen. Sie konnte sich in Deine Arme flüchten, wo sie sich so glücklich fühlte, wie auf den Stufen des Altars. — Urtheile über mich. Verwirf mich oder erhebe

mich. — Ich habe Beides verdient. — Ich werde jedes mit Dank hinnehmen.“

Ludwig Babel schloß die Frau in seine Arme und drückte seine Lippen auf ihre Lippen lange, endlos. .

In diesem Kuß war Vergebung, Liebe, Reinigung — vereint.

Aus dem Nebenzimmer ertönten Klavierklänge: das Volkslied der Insurrektion in leisen Akkorden.

Ludwig und Katharina eilten dahin.

Marie wollte Ludwig zeigen, wie weit sie es schon seit seiner Entfernung gebracht habe. Sie hatte ihr blaues Lieblingskleid angelegt.

Ihre durchsichtigen, feinen Finger schwebten über die Elfenbeintasten hin und lockten jene schwermüthige Melodie hervor.

Zum letzten Akkord sang sie mit einer Stimme, die wie aus fernen Wolken erklang, auch den Schlußvers: „Was kleinliche Bosheit ausgedacht, hat unserer Liebe ein Ende gemacht!“

Dann sanken ihre Arme auf die Lehne des Stuhles. Die wenigen Takte hatten ihre ganze Kraft erschöpft.

Sie suchte ihre Ermüdung dadurch zu verbergen, daß sie Ludwig und Katharinen zulächelte.

„Dieses Lied mit seinem traurigen Ausgang geht Euch nicht an,“ flüsterte sie. „Es ist nur ein Scherz. — Nicht wahr, Ihr werdet einander sehr lieb haben? Ihr werdet weit, weit von hier wegziehen und ‚Marie‘ hier begraben zurücklassen? — No, ich meine nicht mich, sondern jenes

schlimme Mädchen, das so viel Uebles auf der Welt angerichtet hat, wegen dessen so viele gute Menschen gelitten haben, dessen Asche dort im Stahlkästchen ruht und dem das Leben so weh gethan hat, daß es keine Lust hat, wieder aufzuerstehen. — Die ‚Sophie‘ aber, die geht mit Euch und will sehen, wie glücklich Ihr sein werdet. — Bringt mich zum Fenster; laßt mich den Abendstern sehen!“

Sie rollten den Armstuhl zum Fenster und Babel öffnete einen Flügel, damit frische Luft aus dem Garten hereindringe.

Marie ergriff die Hände Beider, zog sie an ihren Busen und drückte sie aneinander. Sie flüsterte ihnen leise zu: „Nicht wahr, Ihr werdet das Gestern vergessen — nie wieder seiner gedenken? Es war ein Traum — ein böser Traum! — Das namenlose Schloß! — Laßt es stehen! — Betretet es nie wieder! — Die verschleierte Frauengestalt, die verschlossenen Thüren, das Fernrohr, der wortlose Mann, die einsamen Promenaden in dem Garten, in dem keine Menschenstimme laut wurde. — Es war ein Traum; denkt nie wieder daran! — Die dräuenden Männer — das Klirren der Säbel und der Donner der Kanonen — das Alles war nicht gewesen; wir haben es nur geträumt. — Wir haben uns nie weder in der Nähe des Thrones, noch in jener des Blutgerüstes befunden. — Wer war Marie? Eine Beherrscherin der Ragen und dann Thronerbin im Reiche der kleinen Hunde und der kleinen Vögel. — Ein Ammenmärchen, mit dem man schlimme Kinder einschläfert. Wohl aber wird Sophie Votta da sein, morgen,

übermorgen und zu aller Zeit, so lange die Erinnerung währt, jenes einfältige, schnurrige Mädchen, das gar nichts Anderes kann als Jenen gehorchen, die es so sehr liebt. — Sprecht nie wieder von Marien. — Das könnte Verdruß, Bitterkeit zwischen Euch hervorrufen, wie es Krieg und Blutvergießen in der Welt, Zwietracht, Haß zwischen den Gekrönten hervorrufen könnte. — Werdet Ihr je böse auf einander, so ruft Sophie Botta, sie wird Euch versöhnen! — Sie wird selbst von einem andern Gestirn zu Euch kommen! — Nein! Nein! — Wenn Ihr ihr befehlt, daß sie geneset, so wird sie genesen und wird bei Euch bleiben.“

Ludwig Babel drückte während dieser Worte Katharinens Hand so heftig, daß sie fast brach. Der harte Druck der Hand und der harte Druck auf's Herz wurden aber ausgehalten, ohne daß Eine Thräne flog. — Und doch war das der schwerste Kampf gewesen.

Man darf vor dem Kranken nicht meinen, der zu leben wünscht.

Und das Gesicht dieser Kranken glühte jetzt in so heller Gluth.

„Seht nur, um wie viel mir schon besser ist! — Bisher überkam mich allabendlich, wenn der Abendstern erschien, das Fieber. — Heute ist es ausgeblieben. — Seht, die Freude hat mich geheilt! — Laßt noch Euere Hände in meiner Hand. — Diese halten mich hier fest.“

Zweites Kapitel.

Sie hatten sie aber nicht festgehalten!

Der Vicegespan hatte Recht gehabt, als er sagte: „Ein solches Geschöpf ist nicht für Euch Franzosen!“

Was soll ein solches Wesen auf dieser Welt?

Ein Wesen, das nichts Anderes kann als lieben und entsagen, seine Nation selbst in seinen Verfolgern anbeten — das keinen andern Wunsch hat, als Frieden zwischen ergrimmtten Parteien zu stiften und ihnen ihr Alles, ihr Theuerstes hinzugeben, damit sie sich darob mit einander ausöhnen.

Wozu wäre Euch ein solches Geschöpf gewesen?

Damit Ihr es nach drei Jahren verjagt! Damit Ihr sein Todesurtheil unterschreibt? Oder noch Schlimmeres als dies: damit Ihr jedes Verbrechen, jeden Fehler, jedes Unglück, jede Heimsuchung, jede Schmach, jeden Verlust, welchen die Großen des Landes, die Heerführer, die Elemente, die Diplomaten und die Feinde auf ein Land häufen, auf seine Rechnung schreibt? Damit jeder Hungrige dasselbe anschuldige, es esse sein Brod; jeder Verwundete, es bade sich in seinem Blute; jeder Gefangene, es halte ihn eingeschlossen? Und damit ihm dann Alles fluche, von der Hütte bis zum Palast? Damit man aus seinem Bilde Karikaturen mache? Seinen Namen in Pasquillen veröffentliche? Und damit man, um sein Martyrium zu krönen,

ihm einen Gatten giebt, bei dem die Magd zur Herrin ihrer Frau wird?

— — — — —
Der Herr hatte anders für seine Auserkorene gesorgt.
— — — — —

Ein dunkles Gewitter hatte den Horizont der Hansag umzogen; das Firmament glich einer Kirche, die mit Trauerbehängen bekleidet ist; von Zeit zu Zeit lüftete das Rufen ferner Blitze den bis zur Erde reichenden Vorhang, und nach jenem ertönte — der ferne Orgelklang.

In einem mit dem stahl-schwarzen Himmel kontrastirenden Glanze leuchtet der Spiegel des weithin sich erstreckenden Sees. Sein quecksilberfarbiger Schimmer hebt ihn zwischen den fernen schwarzen Ufern scharf heraus, während der herannahende Sturm auch über ihn einen Schleier zu ziehen beginnt und schneeweiße Streifen auf der sich dunkelgrün färbenden Wasserfläche einander jagen.

Das Brausen der Pappel-Alleen von Eszterhaza tönt herüber, als wenn Riesen irgend einen Chorgesang in der Ferne fängen.

In Pausen von wenigen Augenblicken schreibt irgend eine geheime Hand mit Blitzstrahlen Buchstaben auf die eiserne Tafel des Himmelsgewölbes. Es giebt keinen Propheten mehr, welcher Belsazar auslegen würde, was jene Buchstaben bedeuten. Und doch schreiben sie auch jetzt nur: „Mene mene tekel upharsin!“

Am Ufer von Fertőszegh steht in Reih und Glied das Vandalium der Volons mit den Todtenköpfen.

Sie erwarten Jemanden vom jenseitigen Ufer.

Auf dem metallschimmernden Seespiegel naht ein schwarzer Punkt, eine Fähr, die zwischen den Wellenschlünden bald verschwindet, bald wieder auftaucht. Sechs Mann rudern, ein siebenter führt das Steuer.

Auf der Fähr befindet sich ein Sarg, mit einem einfachen Bahrtuch bedeckt.

Den Sarg schmückt kein prunkvoller Aufputz; nur ein mit weißen Blumen durchflochtener Myrthenkranz ruht auf demselben. An den beiden Enden sitzen zwei Frauen, eine Dame und eine Bäuerin.

Die sechs Männer kämpfen mit gewaltigen Ruderschlägen gegen die Wellen an, die manchmal in die Fähr schlagen, als wollten auch sie Jene im Sarge begrüßen, die so oft mit ihnen gekost.

Die Fähr zieht eine lange Furche auf der Oberfläche des Wassers, und es ist, als würde dieser Linie entlang manchmal ein ungestalteter runder Kopf auftauchen, und in das Pfeifen des Sturmwindes und in das Kreischen der Möven sich auch noch ein anderer ungewöhnlicher Wehlaut mischen.

Zur selben Zeit, als die Fähr am Ufer von Fertöszegh landet, bricht auch das Ungewitter los. Zuckende Blitze beleuchten fort und fort den strömenden Regen, und es ist, wie wenn schwarzgekleidete Gestalten in einer Fluth von Harfensaiten, die vom Himmel bis zur Erde reichen, einen Sarg zu einer Grube trügen, die am Ufer des See's ge-

graben ist; hinter jenen Gestalten zwei weinende Frauen. Von Weitem hält, wer sie sieht, sie für Schatten.

Ein Schatten, der sich von den anderen ablöst, die Gestalt des Steuermannes, besteigt die Spitze eines Aufwurfes und spricht.

Das Rollen des Donners übertönt seine Stimme.

„Tapfere Kameraden! Erweist Eurer heimgekehrten Fahnenmutter die letzte Ehre . . . Es giebt nichts mehr, für was wir noch zu kämpfen hätten. Der Friede ist geschlossen worden. — Dieser — nimmt Eurem Reich einen Raum von zweitausendvierhundert Quadratmeilen . . . Jene nimmt Euch nicht mehr als den Raum von zwei Quadratklaftern . . . Euch verbleiben Eure zerrissene Fahne und die empfangenen Wunden . . . Kehrt zu Euren Familien zurück . . . Mein Säbel hat seine Arbeit für immer beendet, und er folgt Jener nach, für die er gezogen worden.“

Nach diesen Worten brach er seinen Säbel entzwei und warf ihn dem Sarge nach in's Grab.

„Möge Gott uns Vergessen und Vergessenwerden schenken!“

Dies waren die letzten Worte des Schattens, der dann und wann zwischen den schimmernden Wasserstrahlen sichtbar geworden war.

Die Bolons begrüßten das offene Grab mit einer dreimaligen Salve; auch das Krachen und Blitzen derselben vermischte sich mit jenem des Gewitters.

Hierauf war ein Getöse zu vernehmen, wie das Getrappel einer abziehenden Reiter-schaar; dann ein dumpferes

Kollern und Pochen, wie das Zuschütten eines Grabes; und hierauf nichts mehr, als das Prasseln des strömenden Regens.

Und als das Gewitter sich verzog und der Mond heraufkam, heiterte sich der Himmel auf und eine feenhaft weihevoller Nacht senkte sich hernieder; nur die aufgeweckten Wellen redeten noch zu dem heimgekehrten Liebling; die ganze Gegend war bereits wieder menschenleer und an dem rasenbedeckten Ufer gab es keine andere Veränderung, als daß neben der einen Erle nun auch noch eine zweite grünte.

Sie selbst hatte gewünscht, daß man sie neben ihren alten Freund d'Aboncourt bette, der ihr Vater an Stelle ihres Vaters gewesen.

Und daß man an ihr Grab kein anderes Gedenkzeichen setze, als jenen unvergänglichen Baum, der nach seinem Tode zu Stein wird.

Was hätte man auch auf ihren Grabstein schreiben können? Einen Namen, der nicht ihr gehörte, eine Geschichte, die nicht wahr ist? Oder hätte man ihren wirklichen Namen und ihre wahre Lebensgeschichte hinschreiben sollen, damit dann Jene, denen dies nicht behagt, einen Prozeß mit einem Grabstein führen?

Es war besser, ihr keinen Denkstein zu setzen, damit Niemand wisse, wohin sie gerathen.

Als aber Himmel und Erde sich wieder beruhigt hatten und nur noch die lebendigen Wellen sprachen, während sie im Scheine des Vollmondes goldig blinkten, tauchte aus der funkelnden Smaragdwiege ein Ungethüm auf. Kein Mensch, kein Thier, ein verkommenes Wesen. Sein Kopf ist noch

häßlicher, seit das brennende Röhricht ihm die Haare weg-
gesengt hat; von seiner einstigen Kleidung hängen nur mehr
Fetzen an seinen Gliedern. Es steigt an's Ufer, vorsichtig
herumschnuppernd wie der Wolf. Es sucht herum, es be-
tastet den Rasen mit seinen Händen. An einer Stelle
kauert es sodann nieder und steckt den Kopf zwischen die
Knie. Es hat vom Luchse, von der Wildkatze gelernt, wie
diese weinen, wenn die Jäger ihnen die Jungen genommen
haben, und sie das Nest leer finden. Es kreischt und heult.

Dann kehrt es in den See zurück und klaubt mit
beiden Händen jene weißen Muscheln auf, die versteinert
auf dem Grunde des Sees liegen.

Was will es mit diesen?

Es erinnert sich, einst ein Abzeichen gesehen zu haben,
das seine Herrin am Halse trug; ein Abzeichen, vor dem
die Menschen niederknieten und zu dem sie flehend auf-
blickten, ein Abzeichen, das man Särgen voranzutragen
pflegte. Dieses Abzeichen legte es aus jenen weißen Muscheln
dort auf dem Rasen aus.

Dann verschwand es wieder im See.

Wenn Babel wünschte, „Gott möge uns Vergessen und
Vergessenwerden schenken“, so ist dieser Wunsch vollauf in
Erfüllung gegangen.

Durch ein paar Jahre ging noch die Sage von Sophie
Botta, auch kamen Namensverwandte aus weiter Ferne um
jene tausendfünfhundert Gulden, welche Graf Babel als
Kaufpreis für die hinterlassenen Kleider des verstorbenen
Mädchens zu Gunsten der sich meldenden Erben beim Ro-

mitate hinterlegt hatte; aber keiner derselben vermochte die Familienverbindung nachzuweisen. Dann kam die Devaluation; die schwarzen Bankozettel schmolzen in der geschlossenen Kasse und fernerhin kam Niemand mehr, sich um Sophie Botta zu erkundigen.

Von Babel und Katharina hat die Welt nie wieder etwas vernommen.

Auch die Herren Edelleute waren in ihre Dörfer zurückgekehrt, um zu adern, zu säen, und sie spannten ihre Streitrosse vor den Leiterwagen. Es war dies die letzte adelige Insurrektion gewesen.

Auch das namenlose Schloß hat zu verschwinden gewußt, wie Dörfer, Kirchen binnen sechzig, siebenzig Jahren an den Ufern des Neusiedlersee's verschwinden. Die Erde hatte es verschlungen, mählig, leise, eine Mauer nach der andern, bis auf die Wetterfahne; wie sie mählig, leise die ganze Zeitperiode verschlungen hat: die starke Burg des Adels, eine Bastion nach der andern, bis auf den schwerttragenden Arm, der sich mit dem Ellbogen auf den Wappenschild lehnt, — mählig, leise, unbemerkt, ohne gewaltsame Erschütterung, ohne Erdbeben — für immer . . .

Noch giebt es „edle Seelen“ auf der Welt; auch „Herren“ giebt es und auch „tapfere Kämpen“; „adelige Herren“ aber giebt es nimmermehr!

E n d e.

